Hom. 1418 s

Schwarz

Predigten aus der Gegenwart.

Predigten aus der Gegenwart.

Predigten

aus der Gegenwart.

Von

D. Carl Schwarz,

Oberhofprediger und Oberconsistorialrath zu Gotha.

Vierte Sammlung.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1868.

479 - H.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt.

I. Fest- und Gelegenheitspredigten.

II. Predigten über Worte Christi.

I.

Fest- und Gelegenheitspredigten.

1.

Das Licht der Welt.

(Adventspredigt.)

Ein eigener stiller Zauber, eine die Herzen ahnungsvoll bewegende Macht liegt auf den Advents-Sonntagen, eine Empfindung begleitet sie, die so tief ist, daß die wenigsten sich ihr ganz zu entziehen vermögen, und wieder so dunkel, daß die meisten sie nicht zu deuten wissen. — Es ist das alternde sich zu Ende neigende Jahr mit seinen kurzen Tagen, seiner hellen, aber rasch am Himmelsbogen vorüberziehenden Decembersonne, es ist das nahende Weihnacht mit der helleren Sonne der Freude, die ihre Strahlen vor sich hersendet, welche vereint diese Empfindungen in uns erwecken und unsere Seelen erfreuen zugleich und rühren.

Ahnungen und Hoffnungen erfüllen uns. Der Blick ist auf das Kommende gerichtet. Es ist uns wie vor dem Sonnenaufgang zu Muthe, wenn der Himmel sich röthet und die ersten goldenen Streifen ihn säumen. Es ist uns zu Muthe, als ob wir noch einmal jenen herrlichen Sonnenaufgang der Welt-

geschichte miterleben sollten, der so lange ersehnt und gehofft und durch die weissagenden Stimmen aller Völker verheißen war.

Ja! wir leben uns noch einmal zurück in jene Zeiten der Sehnsucht, von denen es heißt: „Finsterniß bedeckte das Erdreich und Dunkel die Völker.“ Etwas von dieser Sehnsucht, von diesem Dunkel, von diesem Ausschauen nach dem Licht, von diesem ängstlichen Fragen: „Wächter ist die Nacht schier hin?“ ist ja noch immer in jeder Menschenbrust. Aber wir schauen zugleich das helle Licht, das aufgegangen über der Welt, die Erfüllung dessen, was die Vorzeit gehofft. In ihm, unserm Herrn und Heiland, sind die Weissagungen erfüllt. Nicht die Israels allein und seiner Propheten, die Stimmen aller Zeiten und Völker. Sie sind anders, aber herrlicher erfüllt, als die Propheten selbst sie gemeint. Sie sind geistig erfüllt und im Innern zur Wahrheit geworden, während jene oft noch an der äußern Macht und Herrlichkeit des Gottgesalbten mit ihren Augen und Herzen hingen und sie von der innern Hoheit noch nicht zu trennen wußten. Es ist ein König in die Welt getreten, aber nicht ein König des jüdischen Volkes mit dem Herrscherstabe David's, ein König des großen, unsichtbaren, alle Völker und Menschengeschlechter umspannenden Reiches der Wahrheit. Und er thronet nicht in Jerusalem auf dem Berge Zion, er thronet in unseren Herzen, in den Herzen aller Derer, die vor ihm sich beugen. Und er kam nicht zu herrschen, sondern zu dienen. Es ist ein Hoherpriester in das Allerheiligste getreten, aber nicht um an dem Altare Jehovah's das Opfer der Böcke und Farren darzubringen, nein! um das Opfer des Gehorsams, sich selbst und sein Leben darzubringen im schmachvollen Tode, um für die Wahrheit zu zeugen, aus der er geboren. Und er hat ein Reich des Geistes und der Liebe gegründet unter den Menschen, das

nimmer aufhören soll, wenn auch alle andern Reiche mit ihren Herrschergeschlechtern dahingesunken. Er hat ein Reich des Friedens aufgerichtet in den Tiefen unserer Seele, des Friedens, den die Welt nicht zu geben und zu rauben vermag und der durch alles laute Getümmel des Menschenverkehrs, durch den Streit der Parteien, durch den Krieg der Völker nicht von uns genommen werden soll.

Das ist die Erfüllung der Weissagungen! Das ist das Licht, welches aufging in dunkler Nacht! Das ist die Majestät, mit der dieser Herrscher angethan, die der Demuth und Sanftmuth, da er die Schmerzen trug und die Wunden auf sich nahm, welche seine Brüder ihm schlugen. Das ist seine Krone, die blutige Dornenkrone. Das ist sein Thron, zu dem er erhöhet wurde, das Kreuz!

So ziehet er ein in die Welt! Wieder in dieser festlichen Zeit wie einst, da er zum letzten male in die heilige Stadt zog! In demüthiger Gestalt, mit milder trauernder Geberde! — Oh! laßt uns ihm entgegenziehen! Lasset uns sein lichtes Angesicht schauen und licht werden an seinem Licht!

Text: Jes. 60, 1—3.

Mache dich auf, werde Licht; denn dein Licht kommt und die Herrlichkeit des Herrn gehet auf über dir. Denn siehe, Finsterniß bedeckt das Erdreich und Dunkel die Völker; aber über dir gehet auf der Herr und seine Herrlichkeit erscheinet über dir. Und die Heiden werden in deinem Lichte wandeln und die Könige im Glanz, der über dir aufgehet.

Wie öfter, so auch in dieser schönen messianischen Stelle wird der Ersehnte ein Licht genannt, das aufgeht in dunkler Nacht, das sich erhebt aus tiefster Finsterniß, die über der Erde lagert. Ja! er ist ein Licht, das Licht der Welt! Er gleichet

nicht den vielen kleinen künstlichen Lichtern, die wir anzünden in unsern engen Wohnungen, wenn die Nacht hereinbricht, ein jeder für sich, für seine nächsten Bedürfnisse, um die Gegenstände um sich her deutlicher zu erkennen; er gleichet dem Einen großen Lichte, der Sonne, die allen leuchtet und wärmt zugleich; die den ganzen Erdkreis mit ihren Strahlen umschließt, und die immer strömende fruchtreiche Quelle alles Lebens und Gedeihens ist.

Es ist das Licht der Wahrheit, das hindurchgebrochen in ihm durch das Dunkel des heidnischen Aberglaubens, durch die Hüllen des jüdischen Gesetzes und Buchstabendienstes. Es ist die Sonne der Liebe, welche hineingestrahlet durch ihn in die erstarrten Herzen und die kalten Häuser, in diese Eiseswelt der Selbstsucht, um mit ihrer erwärmenden Kraft alles zu durchdringen und alles neu zu beleben. So lasset uns denn zuerst sehen, wie von ihm das Licht der Wahrheit ausgegangen, sodann wie diese Wahrheit ein Strahl ist aus der Sonne der Liebe.

Das Licht der Wahrheit! Welch unbekannte Wahrheit, so höre ich fragen, hat er uns denn enthüllet? Von der die Weisen des Alterthums nichts gewußt? Die sie uns nicht schon klarer und reiner und menschlicher gelehrt? Und wieder andere entgegnen: Wollte er denn überhaupt ein Lehrer und Weiser sein? Ist doch das, was er der Welt verkündete, nicht mit dem Verstande zu erfassen, sondern ein überschwenglich großes göttliches Geheimniß, das wir mit dem Glauben ergreifen, vor dem wir anbetend verstummen sollen!

Er wollte nicht ein Weiser sein, antworte ich, in kunstvoller, dem Leben entfremdeter Lehre, in kaltem, hochmüthigem Wissen, in unfruchtbarem, spielendem Scharfsinn; nicht wie die Schriftgelehrten, die sich weise Dünkenden, nicht wie die grübeln-

den Denker, die das Nächste nicht sehen, weil ihr Blick in die Ferne schweift, und doch war er ein Weiser, im besten, im erhabensten Sinne des Wortes. Denn das, was er redete zu den Menschen, zu denen, die sich damals um ihn sammelten, wie zu allen, die immer von neuem, von Geschlecht zu Geschlecht um ihn gesammelt werden, ist so einfach und klar, so mächtig und tief in die Seele greifend, so den ganzen Menschen in allen seinen Bedürfnissen und Kräften, in allen Gewissensängsten und Fragen erfassend, daß, wie damals schon die Menge staunend ausrief: „Er predigt gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten", also auch wir immer wieder bekennen müssen: hier ist die tiefste Wahrheit gefaßt in die klarste und jedem Kinde verständliche Form; hier ist ein Seherblick geworfen in die verborgensten Falten der Seele; hier ist ein reines, nimmer irrendes Gewissen laut geworden, hier ist ein Ernst und eine Hoheit der sittlichen Forderung und wieder eine Milde und Menschenfreundlichkeit zu erkennen, daß wir solche Weisheit mit keiner andern zu vergleichen wissen. Ja! hier ist Alles Leben und innerste Erfahrung, hier ist die hellste, in allen Herzen widerklingende Stimme des Gewissens. Wohl ist der Kreis des Wissens, wie er ihn beschrieben, ein enger, und vieles ist dem forschenden Geiste der folgenden Jahrhunderte vorbehalten, das der Herr nicht einmal mit einem andeutenden Worte berührt hat; das ganze Reich der äußern Natur, wie die großen Entwickelungen der Menschheitsgeschichte; — wohl ist die von ihm verkündete Wahrheit nichts anderes als die Heilswahrheit, und umfaßt nur das innerste Leben der Seele, ihre Kämpfe, ihr Verlangen, ihren Trost, ihre Seligkeit in Gott; aber doch ist diese Heils- und Gewissenswahrheit die Grundlage aller andern, der Leitstern für unser Handeln und Leben in der Gemeinschaft der Menschen, das unverrückbare Maß für unser

Urtheil über Recht und Unrecht, über Wahrheit und Schein! Und wie nennen wir diese einfachste, über den Wandel der Zeiten, über den Streit der Gelehrten weit erhabene, immer gleiche, ewige Gewissenswahrheit; die nicht durch äußere Ueberlieferung gegeben, nicht durch scharfsinnige Untersuchungen gewonnen ist; die emporsprudelt wie die frische Quelle, plötzlich aus unsichtbaren Tiefen? — Ich scheue mich nicht, ein Wort zu gebrauchen, das so oft gemisbraucht worden, das ursprünglich eine so schöne Bedeutung hatte, aber durch den äußerlichen und geistlosen Gebrauch, welchen die Schriftgelehrten alter und neuer Zeit, die Priester und Theologen von ihm gemacht haben, entwürdigt worden und das nun bei der Menge in Verruf gekommen ist; es ist das Wort: Offenbarung. Und ich verstehe darunter nicht eine äußerliche und übernatürliche Offenbarung, eine Stimme, die vom Himmel tönt oder eine Aufhebung der natürlichen Kräfte der Menschen; das wäre ja doch immer nur eine sehr niedere und geistlose Art, wie Gott sich kundgibt den Menschen; ich verstehe darunter die höchste, das ist die durch die höchsten Kräfte der Menschen, durch Gewissen und Vernunft sich verkündende Offenbarung, — die im tiefsten Innern. Eine solche gibt es. Ja! Wir alle vernehmen wol ihre Stimme schwächer oder stärker. Es ist das unmittelbare schöpferische Walten des Geistes; es ist die aus unsichtbaren und ungeahnten Tiefen hervorbrechende Quelle des Gewissens; es ist der Geist Gottes, der Zeugniß gibt unserm Geist. Und diese Offenbarung in ihrer höchsten Kraft und Reinheit, so hell und klar, so gewiß und zuversichtlich, so kindlich einfach und so reich wie sonst nirgends, schauen wir in Christo! — Darum ist er das Licht der Welt! Und darin besteht seine einzig herrliche Begabung, seine göttliche Sendung in diese Welt, daß in ihm wunderbar vereinigt erscheinen zwei scheinbar ent-

gegengesetzte Richtungen, der aufgeschlossene in Freud und Leid theilnehmende Sinn für die Welt, für die Menschen alle und ihre Geschicke, und der tief nach innen gewandte, der göttlichen Stimme lauschende, mit Gott fest geeinte Geist. Auf seinem warmen Herzen trug er das Wohl seiner Brüder, die ganze tieferkrankte Welt; mit seinen hellen Augen schaute er in alle Thorheiten und Eitelkeiten und Verkehrtheiten, in ihren ganzen Jammer hinab, und mit scharfem Wort traf er sie; und zugleich ruhte er an der Brust des Vaters, und war erfüllet mit seinem Geiste; seine Kraft und Zuversicht, sein Friede wohnte in ihm. So sehen wir ihn mitten in der Welt stehen, lehrend und tröstend, leidend und kämpfend; sich niedersetzen selbst zu den Sündern, theilnehmen am heitern Mahle und Gespräch, anknüpfen an das Niedrigste, an die äußere Natur oder an die mannichfaltigen Beschäftigungen der Menschen, um in einem Bilde und Gleichniß zu fassen die höchsten Gedanken, das innerste Leben des Geistes; und dann wieder sehen wir wie er entflieht aus diesem lauten Weltleben zur Einsamkeit der Wüste und Berge, zu den stillen heiligen Nächten, zur ernsten Sammlung und Einkehr in Gott. Gleich stark in ihm ist die doppelte Liebe und sie ist doch wieder nur die Eine, wenn auch in verschiedenen Ausstrahlungen: die Liebe zu den Menschen, den Brüdern, die er alle umfaßt, zur Welt, der verlorenen, für die er zu sterben bereit ist und: die Liebe zu Gott, dem Vater, dem er gehorsam ist, auch da, wo er den bittersten Kelch der Leiden trinken soll.

Und welches ist nun das Licht der Wahrheit, das von ihm ausgegangen, welches sind die einfachen großen Grundgedanken, auf denen er sein Reich erbaut hat? Sie liegen in seiner Bergrede, dem Echtesten von allem, was uns erhalten ist aus seinem Munde, in seinen reichen und tiefsinnigen Gleichnissen

vom Himmelreich, in seinen gewaltigen Streitreden wider die jüdischen Schriftgelehrten, in seinen an die Jünger gerichteten Ermahnungen bei ihrer Aussendung, beim Abschied von ihnen, in seinem hohenpriesterlichen Gebet für sie, deutlich genug uns vor Augen.

Nur zwei leuchtende Gedanken will ich heute hervorheben, durch welche ein Licht aufgegangen über die Völker, das seine Strahlen wirft bis auf unsere Zeiten. Das ist zuerst der Gedanke, daß wir Gottes Kinder, daß Gott unser rechter Vater ist. Der Knecht Gottes, das war das höchste ehrende Beiwort für die Frommen des Alten Bundes. Wir sind es nicht mehr; wir sind mehr als das, die Kinder Gottes. Und er ist nicht nur der allmächtige Herr über Himmel und Erde, der strenge und gewaltige Richter über Gutes und Böses; er ist mehr als das, der liebende Vater, ja er ist die Liebe selbst, die ewige Quelle aller irdischen Liebe und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in ihm. Er ist der Barmherzige, dessen verzeihende Gnade ohne Maß und ohne Ende, der die verlorenen Kinder suchet und wenn sie heimkehren von den Träbern der Welt, sie aufnimmt in die Vaterarme. Wir sind die Kinder Gottes, von ihm ausgegangen, von seinem Geiste angehaucht, wir tragen die unzerstörbaren Züge seines Bildes, wir können aus seiner Liebe nicht fallen und nimmer ist uns die Rückkehr zu ihm verschlossen. Das Alles wollte der Herr zusammenfassen, wenn er sich selbst den Sohn Gottes nannte. Er hat dies Gefühl der Kindschaft, des Kindesvertrauens zu Gott und wieder der unerschöpflichen Vaterliebe Gottes, zuerst für sich im Innersten empfunden und für sich selbst ausgesprochen und sich also den Sohn Gottes genannt. Er hat es aber auch für uns alle ausgesprochen und niemand ausschließen wollen; er hat damit nicht ein Vorrecht begründen wollen für sich, nicht eine

unübersteigbare Schranke aufrichten zwischen sich und seinen Brüdern; — nein! er hat uns das Gebet gelehrt, das er selbst gebetet, das Vaterunser; er hat uns den Weg gezeigt, auf dem wir ihm nachfolgen sollen, da er sprach: ich gehe zu meinem Vater und zu eurem Vater; er hat oft genug, namentlich in seiner Bergrede zu dem Volk und den Jüngern gesprochen von Gott, nicht als seinem Vater allein, als ihrem Vater. Er hat sich nur als den Erstgeborenen unter vielen Brüdern, als den der den Weg zum Vaterherzen zuerst gefunden und der Welt verkündet, als den, der alle zu ihm hinführen will, vor uns bezeugt!

Und nun der zweite leuchtende Gedanke — der des Himmelreichs! Er erfüllet ja fast alle Gleichnisse des Herrn. Er ist Anfang und Ziel seines Wirkens. „Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen", so beginnt er. Mit dem prophetischen Blick in die einstige Herrlichkeit dieses Reiches, dessen dürftige Anfänge er selbst nur noch geschaut, schließt er sein leidensvolles Leben. Dies Reich Gottes oder Himmelreich auf Erden gehört schon dem Alten Testamente an. Das ist die Vorstellung von einem Reiche, in welchem Gott regiert durch seinen Gesalbten, in welchem sein Gesetz aufrecht erhalten wird, sein Wille Gehorsam findet. Aber wie ganz anders hat sich in Christi Seele diese alte jüdische Vorstellung umgebildet! „Gott ist ein Geist und die ihn anbeten, sollen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten" — mit diesem Einen Worte stürzten sie zusammen und mußten abgethan werden, die jüdischen Opfer alle, die Reinigungs- und Speisegesetze, all das äußerliche Ceremonienwesen, das seine Quelle nicht im Geiste hatte. Dies Reich Gottes ist ein Reich des Geistes, es kommt nicht mit äußerlichen Geberden, sondern keimet im Innersten der Seele still, unsichtbar, allmählich, aber gewaltig; es steht nicht

in äußerer Macht und Herrschaft, in einem Königsthron nach dem Bilde David's, es tritt ein in die Welt, gekleidet in Armuth und Niedrigkeit, in Schmach und Tod, es ist ein Reich der Wahrheit, und der Herrscher, der hier sein Scepter führt, der König der Wahrheit. Und die Bürger dieses Reiches sind nicht die Werkgerechten und Tugendstolzen, nicht die Pharisäer aller Zeiten, auch nicht die kirchlich Strengen, die an den alten Satzungen mit ihren Buchstaben, an den Glaubensvorstellungen und kirchlichen Gebräuchen kleben, und alle andern neben sich für ungläubig halten, die Priester aller Zeiten, die hochmüthigen und feindlichen Schritts an den Unglücklichen und Gefallenen vorübergehen zum Tempel; — nein! es sind die Verlangenden alle, die gebrochenen Herzen; alle, die umkehren, soweit sie sich auch geirrt; alle, die in ernster Selbsterkenntniß sich an die Brust schlagen; alle, die der göttlichen Liebe bedürfen und nach ihr sich sehnen; alle, die von ihr erfüllt und getrieben werden, um den Brüdern zu helfen und sie zu trösten, — alle die verlorenen Söhne, die bußfertigen Zöllner, die barmherzigen Samariter.

Aber dies Licht der Wahrheit, wie hätte es die ganze Welt erleuchten können, wäre es nicht ein Strahl aus der Sonne der ewigen Liebe? — Ja! diese Wahrheit war in Liebe getaucht, aus Liebe geboren, von milder, versöhnender, herzgewinnender Liebe begleitet bis zum letzten Hauch. Das ist der Sieg des Christenthums gewesen über die herzlose, heidnische Welt; das war die Macht Christi vor 1800 Jahren und ist es bis heute, die herzgewinnende, entzündende Macht der Liebe. Sein Wort war nicht eine kalte Lehre, sondern eine lebenswarme That, ein Theil seines eigenen Lebens, eine Ausstrahlung seiner ganzen liebeerfüllten Persönlichkeit. Sein Wort war sein Herz und seine Lehre ward geweihet durch seinen Tod. Seine Wahrheit sollte nicht auf-

klären allein, sondern erretten; erretten aus der langen und harten Knechtschaft der Sünde, des Aberglaubens, des Buchstabendienstes, der Furcht und des Zitterns vor dem zürnenden Gott, des Kleinmuths und der Hoffnungslosigkeit, die die Gemüther ergriffen und die Welt zu verzehren drohte. So ernster, heiliger Art war diese Wahrheit, und darum starb er für sie. Dieser Tod war ein Zeugniß für die Kraft seiner Ueberzeugung, ein Siegel der Wahrheit; aber er war mehr als das, er war zugleich die volle alle Strahlen zusammenfassende Offenbarung seiner Liebe. Wie hätte er ein Erretter der Menschheit werden können ohne das Kreuz, ohne den Tod durch die Sünde der Welt! Ein stiller ruhiger Tod wäre ja viel zu klein und eng gewesen zur Offenbarung dieser Geistesgröße, dieser Liebesfülle, die in ihn eingeschlossen war!

So ist er denn das Licht, das aufgegangen über die dunkle Welt! Und an uns ergehet das Wort: Mache dich auf, werde Licht, denn dein Licht kommt. Er ziehet ein zu unsern Thoren, er nahet wieder in dieser seligen, freudebewegten Zeit, um Wohnung zu machen in unsern Häusern, unter unsern Kindern und Lieben allen, in unsern eigenen Herzen. Und wir! Wie ziehen wir ihm entgegen? Wie sollen wir ihn empfangen? Oh! sagt es nicht unser Text deutlich? „Mache dich auf, werde Licht!" — Wir selbst sollen Licht werden, um uns am Lichte zu freuen! Der lichte Geist, der in uns allen wohnet, soll aus seinem dunkeln Kerker hervorbrechen! Und wie wir die verkümmernde Pflanze in das erquickende Sonnenlicht stellen, auf daß sie wieder gedeihe, so sollen wir allen Kummer unserer Seele, alle, die Wurzeln unsers Lebens verzehrenden, Sorgen in die Sonnenstrahlen seiner Liebe stellen! — Wir sollen licht werden in all den dunkeln Fragen, die das Schicksal an uns richtet, wir sollen leicht und frei werden unter all den schweren Lasten, die Pflicht

und Beruf auf uns legen, wir sollen froh werden bei all den Schmerzen und Verlusten, die treulose Menschen oder der unerbittliche Tod uns schlägt. — „Vor dir wird man sich freuen", so heißt es ja in jener schönen prophetischen Stelle, „wie man sich freut in der Ernte, wie man fröhlich ist, wenn man Beute austheilt." — Also sollen auch wir uns freuen mit unserm ganzen Hause, und mit diesem lichten, freien und frohen Geiste, dem schönen Weihnachtsfeste entgegenziehen, ihm entgegen mit dem Rufe: Hosianna dem Sohne David's, gelobt sei der da kommt im Namen des Herrn, Hosianna in der Höhe! Amen.

2.

Das feste Herz.

(Neujahrspredigt.)

Ein Jahr geht hin, das andre kommt,
Nur Eines bleibt und stehet fest
Und Eines bleibt, das ewig frommt,
Gott, der die Seinen nie verläßt.
Das Jahr wird alt, das Jahr wird neu,
Gott aber ist stets neu und alt,
Neu in der Lieb', alt in der Treu! Amen.

So verschieden auch die Empfindungen derer sein mögen, die sich heute hier in ernster Stunde versammelt haben, um dem neuen Jahre ihren Weihegruß zu bringen, Eine Empfindung geht durch alle hindurch, sie ist der tiefe Grundton, der alle trägt, in den alle sich wieder auflösen, das ist die der Endlichkeit und Wandelbarkeit unseres irdischen Lebens. — „Ein Jahr geht hin, das andre kommt", und nicht äußerlich an uns vorüber fliehen die Jahre, wir selbst fliehen mit ihnen;

nicht älter allein sind wir geworden, auch andere, die Zeit hat uns gewandelt, wir tragen sie selbst mit ihrer Zerstörung in unsern Gliedern. Wir nehmen Abschied von einem Jahre, wie bald vielleicht von diesem kurzen Leben? — Wir wissen es nicht: Stehen wir am nächsten Neujahr wieder an dieser Stelle, — seid ihr hier wieder um mich versammelt, oder hat der Tod, der nicht die Gebrechlichen und Müden allein sanft dahinnimmt, der auch die starke Manneskraft fällt wie ein Sturmwind und wie mit Einem Schlage die Hoffnung und den festen Halt Vieler zertrümmert, — hat er diese Reihen gelichtet und auch uns mitergriffen und die Blätter unsers Lebens herabgeweht und unsere Spur verwischt? Was ist doch das kleine, engumgrenzte Erdenleben, das uns als alles erscheint, im Anschauen des ewigen Gottes?

Wie der Dichter singt:

Ein Nun, ein kleiner Augenblick,
Des Wechsels leichte Beute,
Ein Wasser, das von Bergen rinnt,
Ein Schnee, ein Nebel, Schaum und Wind,
Auf Erden mag nichts bleiben.

Wanderer sind wir durch das enge Erdenthal. Und war der Weg kurz oder lang, ein verschwindender Augenblick ist es. Mit Weinen fängt die Reise an, mit Weinen hört sie auf. Wir suchen die Heimat, aber wir finden sie nicht, nur die wechselnde Herberge. Und die erste Herberge ist der Mutter Schos und die schaukelnde Wiege, die letzte das Sterbebette und das kleine Häuschen unter der Erde! Wie irren wir doch so viel auf diesem kurzen Wege? Und ruhen so oft träge aus, da wo wir eilen sollten. Und verschleudern leichtsinnig den Schatz der Zeit, als ob sie kein Ende nähme!? Oft wol werden wir

gemahnt an dies Ende, an den Ernst der kurzen Pilgrimschaft; — lauter und stärker nie als an dem heutigen Tage. Heute hören wir seine Worte, auch wenn sie niemand zu uns spricht, unsere Seele vernimmt sie: „Gib Rechnung von deinem Haushalt! Wache, denn du weißt weder Zeit noch Stunde, in welcher der Herr zu dir kommen wird.“ Heute steht vor unserm Geist jener Feigenbaum, an dem der Herr vorüberging, auf dem er Früchte suchte und fand nur Blätter! Wird er sich wieder ein Jahr erbarmen, so fragen wir, auf daß der Baum noch seine Frucht bringe?

Text: Jerem. 17, 7—10.

Gesegnet aber ist der Mann, der sich auf den Herrn verläßt und der Herr seine Zuversicht ist. Der ist wie ein Baum am Wasser gepflanzet und am Bach gewurzelt. Denn obgleich eine Hitze kommt, fürchtet er sich doch nicht, sondern seine Blätter bleiben grün, und sorget nicht, wenn ein dürres Jahr kommt, sondern er bringet ohne Aufhören Früchte. Es ist das Herz ein trotziges und verzagtes Ding, wer kann es ergründen? Ich, der Herr, kann das Herz ergründen und die Nieren prüfen, und gebe einem jeglichen nach seinem Thun, nach den Früchten seiner Werke.

Ein Baum, gepflanzet an den Wasserbächen, dessen Blätter grünen, auch wenn die Hitze kommt, der ohne Aufhören seine Früchte bringet, auch im dürren Jahre — also ist der, welcher auf den Herrn seine Zuversicht stellet, dessen Herz in ihm stark und fest geworden! Das ist wol ein liebliches Bild, der grünende, Frucht bringende Baum, vom frischen Quellwasser genährt, gegen den Sonnenbrand und trockene Zeit nichts vermögen, — aber wie selten findet dies Bild seine Erfüllung im Menschenleben? Darum, weil, wie der Prophet sogleich hinzu-

setzt, das Herz ein trotzig und verzagtes Ding ist. Ein trotzig und verzagtes Ding! Erscheint das nicht als ein Widerspruch? Und gehört doch zusammen. — Trotzig und verzagt zugleich ist das Menschenherz, das nicht fest geworden in Gott. Ein schwankendes Rohr. Eine im Sturmwind flatternde Fahne. Uebermüthig und kleinmüthig zugleich. Hoch einherfahrend auf stolzen Wogen, daniederliegend, jammernd und hoffnungslos unter des Unglücks Schlägen. Trotzig gegen die Niedrigen. Unterwürfig gegen die Hohen. Ein Despot nach unten, ein Knecht nach oben.

Also ist das Menschenherz, das nicht fest geworden. Ein leichter Kahn auf bewegter See! Aber soll es denn fest werden, fragen wir? Oder gehört nicht dies Schwanken und Wogen, dies Steigen und Fallen, dies Fürchten und Hoffen mit zum Leben selbst, zu seinem Reiz und Reichthum, zur Erhaltung und Anspannung all unserer Lebensgeister? Ist denn jene Festigkeit des Herzens, die uns gerühmet wird, etwas anderes als trübe Entsagung der heitern Lebensfreude, als eintönig-geistlose Stille, als starre Gleichgültigkeit gegen Freud' und Leid? Heißt denn das: Leben, das doch nur ein allmähliches Absterben ist? Und kennen wir das Leben in seinen Höhen und Tiefen, wenn wir nicht selbst in diese Höhen gefahren und in diese Tiefen gesunken? „Himmelhoch jauchzend", wie der Dichter singt, und dann wieder „zum Tode betrübt".

Meine Freunde! Wohl gleicht das Menschenherz einem wogenden Meer, und hört nicht eher auf zu wogen als es aufgehört zu schlagen. Wohl müssen wir hindurch durch die Tiefen des Schmerzes, um auch die Höhen der Freude zu ersteigen. Aber bei all diesem Schwanken des äußern Lebensschicksals, bei allem Wechsel der freudig oder schmerzlich bewegten Stunden, im Innersten soll es doch fest geworden sein, das Steuer

unsers Schiffleins soll nicht zerbrechen, die Zunge unserer Lebenswage nicht schwanken, der Stern unserer Hoffnung nicht sinken. — Unser Herz soll nicht ein trotzig und verzagtes Ding sein, sondern ein demüthiges und muthiges. Demüthig vor Gott und seinem Gericht und seinem Recht und seiner Wahrheit, die er aufrichten will unter uns und für die wir kämpfen sollen; demüthig in der Kraft seiner Gaben, im Dienste seines Reiches und in dem Gefühl der eigenen großen Schwäche und Bedürftigkeit. Muthig vor der Welt, gegen ihren Schein und ihre Lüge und ihr angemaßtes Recht. Demüthig im Glück und in der Anerkennung vor den Menschen, in Wohlstand und Ehren und äußern Erfolgen; muthig im Unglück, wenn die Jugend verblüht, wenn der Wohlstand sinkt, wenn die Freunde uns verlassen, wenn Feinde und Verlästerer rings um uns her. Auf das Herz, das so fest geworden, lasset uns heute unsere Gedanken richten. Und zuerst fragen: wie wir es gewinnen, dann seine Art und Wesen genauer erkennen.

Wie mögen wir es gewinnen?

Die Antwort auf diese kurze Frage lautet sehr verschieden. Manche sprechen wol: Kraft und Festigkeit des Sinnes — auch das ist eine Begabung, eine Naturanlage, das ist Sache des Temperamentes, ebenso wie Muth und Furchtsamkeit, die sich niemand selbst geben oder erringen mag. Und doch gibt es eine Festigkeit des Charakters, die niemanden von Natur gegeben, die nur im Geiste errungen wird. Die auch die weichsten, zartesten und ergebensten Seelen sich zueignen können, wenn auch nur durch schwere Erfahrungen und ununterbrochene Kämpfe, und deren wieder so viele entbehren, die von Natur ruhigen Sinnes, die mit starken, schwer zu erschütternden Nerven begabt. Es ist das die sittliche Festigkeit und Unerschütterlichkeit, die oft so wunderbar und mitten in den furchtbarsten Leiden,

bei den Allergebrechlichsten sich offenbart und die sich ganz ebenso von der natürlichen Festigkeit unterscheidet wie der sittliche Muth von dem natürlichen.

Andere wieder sprechen: Das Leben allein gibt diese Kraft, es erzieht den Menschen, es läutert das edle Metall und hämmert den Willen, es formt aus der weichen, bildsamen Masse die feste Gestalt. Was wir werden, werden wir durch das Leben, durch Erfahrungen und Prüfungen. Das klingt wol schön und es ist auch ein Körnlein Wahrheit in diesem Gedanken. Aber es ist nicht die volle Wahrheit. Denn das Leben mit seinem Glück und Unglück, mit seinen Menschen und Ereignissen, die auf uns eindringen und stille oder gewaltig wirkend in der weichen Masse unserer Eigenthümlichkeit ihre unverlöschlichen Eindrücke zurücklassen, — erzieht doch nur den, der sich erziehen läßt, macht doch nur den fest und stark, der seine Lehren versteht und sie mit starkem Willen ergreift. Wie viele, welche die Prüfungen nicht verstehen und bestehen, die hinweggeweht werden, wie die Spreu vor dem Winde! Das Leben ist wie ein reißender Strom, der wol des starken, geübten Schwimmers Kraft erhöht, den Schwachen aber in seine Strudel hinabzieht. Das Leben gibt nur dem seine höchsten Gaben, und das ist ein festes Herz, der ihrer würdig; krönet nur den, der recht kämpft; läßt nur den finden, der zu suchen weiß.

So sprechen dann wieder andere: Nicht die äußern Erlebnisse — wir selbst sind es, die das Herz hämmern im Feuer der Schicksale, auf den Ernst unsers Willens, auf die Kraft unserer Selbstüberwindung kommt alles an. „Hilf dir selbst“ — so heißt es auch hier — „so wird dir Gott helfen“. — Auch darin wieder liegt ein Körnlein von Wahrheit. Aber nicht die ganze. Wir sind ja schwach und hülfsbedürftig, wie mögen wir uns selbst helfen? Wir sind ja krank, wie mögen wir uns heilen?

Wir liegen ja danieder und bedürfen der starken Hand, die uns erhebt. Unser Herz schwankt und erzittert, wie mag es denn fest werden? Es wird nur fest in dem, welcher dies Herz geschaffen, welcher die Welt gegründet mit seiner Allmacht und sie hält mit seiner Liebe. In dem, welcher der Ewige und Unwandelbare ist in der Zeiten Wandel, der Feste in der Vergänglichkeit Schaum. Es wird nur fest in Gott. Er allein ist größer als unser Herz. Er allein bezwinget es. Er allein gebietet Sturm und Wellen. Und wir, die wir diesen Sturm in unserm Innern erfahren, die wir dies ungestillte Sehnen und Pochen des Herzens kennen, den Schmerz über unerfüllte Wünsche, über zertrümmerte Hoffnungen, über ein verfehltes Leben, über den Verlust des Liebsten auf Erden; wir, die wir von den hohen Fluten der Trübsale überschüttet werden, daß wir glauben, wir müßten versinken, — oh! wir haben es auch erfahren, es gibt keinen andern Trost und keinen andern Frieden, als den, den wir finden in Gott! Wenn wir auf ihn vertrauen, auf seine treue Vaterliebe, auf sein unerschöpfliches Erbarmen, auf seine große Allmacht und all die vielen, verschlungenen und unerforschlichen Wege, auf denen er die Herzen der Menschen suchet und zu sich zieht. Wenn wir vertrauen:

Der Sternen, Wolken, Winden,
Gibt Wege, Lauf und Bahn;
Der wird auch Wege finden,
Wo dein Fuß wandeln kann!

Und wenn wir in diesem Vertrauen zu ihm flüchten, uns Kindern gleich ihm an das Herz legen, vor ihm uns ausweinen, zu ihm uns hindurchringen im heißen Gebet. Das ist die wunderbare Kraft des Gebetes, die gleicht dem stärkenden

Seelenbade! Das seine Erhörung, die nirgends fehlt, wo recht gebetet wird. Das ist die Bedeutung des Ringens mit Gott. Wir ringen mit uns selbst, mit all unsern irdischen Schmerzen und Wünschen und Sorgen, aber er hilft uns in diesem Kampfe und nimmt uns die Lasten ab und ringet in uns, bis wir hindurchgedrungen zu ihm. Oh! gewiß viele unter euch kennen die Kraft des Gebetes und die selige Stille, welche nach solch' schmerzlichem Ringen in die Seele dringt, die der Stille gleicht nach Meeressturm. Und ihr, die ihr nie euern Gott gesucht in ernstem Gebet, die ihr wol in falscher Aufklärung, deshalb, weil ihr die alten kindlichen und äußerlichen Vorstellungen von Gott und seiner wunderbaren Hülfe und seiner Gebetserhörung hinweggethan, von ihm selbst abgekommen seid, von seinem Vaterherzen, und darum auch von seinem seligen Trost und seinem Frieden, — suchet wieder den Weg zu ihm, suchet ihn vor allem dann, wenn das Leben euch prüfet, der Schmerz euer Herz zerreißt, und wenn alles so öde und hoffnungslos, so starr und unaufgelöst in euerm Innern ist, daß selbst die Quelle der heilenden Thränen versiegt und das Wort verstummt; suchet den Gott, den euer Herz nicht entbehren kann, wie auch euere Gedanken ihn gestalten und aller menschlichen und kindlichen Bilder entkleiden, suchet ihn, nicht außer euch, in den Tiefen euerer Seele; — ihr könnt ohne ihn nicht fest werden! — Da beugt sich das Herz, da legt ihr euern Stolz und euere Verzagtheit nieder vor Gott und er gibt euch einen neuen, gewissen Geist!

Das ist das Erste und Wichtigste! Diese stillen, heiligen Stunden, die wie linder Balsam auf die brennenden Wunden sich legen. Aber damit allein ist es nicht gethan. Gott hilft in Wahrheit nur dem, der sich selbst hilft. Ja! wir

selbst sollen den Kampf mit dem Leben, mit uns selbst aufnehmen. Wir sollen die Thränen trocknen, uns erheben von den Knien, auf denen wir vor Gott lagen, und aufrecht dastehen und uns gürten zu dem schweren Lauf. Wir sollen alle unsere Kräfte zusammenfassen, und unsere Sorgen hinwerfen, und unsere Schmerzen ersticken und still und entschlossen und immer hoffend und nach oben blickend tragen, was uns auferlegt. Wir sollen uns aber auch in warmer Liebe anschließen den Menschen um uns her und in dieser Liebe neue Kräfte gewinnen zum Wirken, neues Vertrauen auf die Zukunft, neue Freude am Leben. Wir sollen den trotzigen und eigenwilligen Sinn beugen und die Rechte anderer anerkennen und uns unterordnen der Gemeinschaft und dem großen Ganzen mit seinen sittlichen Mächten und sittlichen Zwecken, in deren Dienst wir stehen. Wir sollen uns selbst reinigen und richten und vorwärts schreiten ohne zu rasten. Von uns abthun die Irrthümer der Jugend, hinter uns lassen den kindischen Wahn, mit dem wir einst gespielt, und die Eitelkeiten, mit denen wir uns bethört, die oberflächliche Weisheit, mit der wir gebuhlt; wie einer unserer köstlichsten, vaterländischen Dichter, unser alter Arndt, singt:

Viel hab' auch ich gespielt mit allen Wahnen,
Auch ich geflattert einst mit allen Fahnen
Wie sie die leichte Zeit mir losgebunden,
Doch — Glück und Frieden hab' ich nicht gefunden.

Da mußt' ich schrei'n im allertiefsten Wehe,
Herr hilf, hilf Herr, du Vater in der Höhe,
Er hörte; Wahn und ich wir fielen nieder,
Ich fand die Erd' und mich auf Erden wieder!

Wenn wir so in ganzem, männlichem Ernste ringen, mit unsern Sorgen, Schmerzen und Wahnen und uns hindurchringen

bis zu dem Kern des Lebens, oh! dann vermag das äußere Leben mit seinen Gefahren, Verlusten und Aufopferungen nicht allein uns nicht zu erschüttern, es macht uns vielmehr nur immer fester und gestählter und größer in unserm Sinn, wie einst jener heldenmüthige Kampf vor 50 Jahren, der um die Befreiung unsers Vaterlandes gekämpft wurde, die Herzen, die zu Gott schrien, frommer, und den Willen mächtiger und den Sinn größer und aufopferungsvoller machte, daß die Menschen über sich selbst erhoben wurden und freudig hingaben Gut und Leben!

Und nun lasset uns einmal genauer betrachten die Art und das Wesen solcher Herzensfestigkeit.

Zuerst merket wohl: Ein festes Herz ist nicht ein hartes und starres, es ist vielmehr weich und warm. Es ist ja nicht mehr ein trotzig Ding. Wir haben ja gelernt, den Trotz beugen in demüthiger Selbsterkenntniß, in heißem Flehen. Wir wissen ja, wie klein und schwach wir sind in uns allein und wie es überall mit unserer Macht nicht gethan. Wir bieten nicht mehr Trotz den Menschen, wir schließen uns ihnen enger an, wir bedürfen ja ihrer, ihrer Liebe, ihrer warmen Gemeinschaft, die uns erquickt und trägt und erhält. Wir bieten nicht mehr Trotz dem Schicksal. Wir wissen ja, mit diesem Trotz ist es bald zu Ende, wenn nur erst die hohe Sturmflut des Unglücks kommt, da folgt Jammer und Geschrei. Nein! wir nehmen es auf uns mit stiller gefaßter Kraft und verschließen uns dem Schmerze so wenig wie der Freude, weil die Quelle des Schmerzes zugleich die der Freude ist. Wir halten das Herz weich und warm in der immer bereiten, helfenden, theilnehmenden Liebe für die Menschen, die, wo sie rechter Art ist, auch der Gegenliebe nimmer entbehrt.

Und so ist denn dies feste Herz auch nicht ein verschlosse-

nes, sondern offen allen rechten, tiefen und menschlichen Empfindungen, offen der ewigen Liebe Gottes, wie der ganzen von ihr miterfüllten Welt. Nein! nicht darin besteht unsere Kraft, daß wir unser innerstes Leben zusammenpressen, unser Bestes und Eigenstes niemand preiszugeben wagen, und unser Herz gleicht einem unnahbaren und verschlossenen Geheimniß, nicht in solcher Vereinsamung wie wir sie so oft wol schauen an Menschen, die durch schwere Schicksale hindurchgegangen, besteht unsere Kraft und Herzensfreudigkeit.

Und doch wieder: dies lebenswarme und aufgeschlossene Herz verzaget nicht. Es wird wol mitbewegt in seinen Tiefen von allem was lebet um uns her, aber es schwanket nicht. Es hat ja seine Anker geworfen in das Herz Gottes.

Oh! meine Freunde, ich weiß es wohl, Worte thun es nicht und auch diese meine Rede kann ja nur hinzeichnen das Bild und die hohe Aufgabe, die wir alle erfüllen sollen. Unser ist es, wenn die schweren Tage kommen, das Wort zur Wahrheit zu machen. Dann fest zu stehen, wenn das ganze Gebäude unsers Lebensglückes wankt. Wenn in Trümmer sinkt unsere liebste, unsere einzige Freude! Dann unser Christenthum zu bewähren, das ist die höchste Bewährung. Und das ist ja die Summe all meines Lehrens unter euch: der, dessen Herz weich und warm geblieben und doch fest geworden in den Tagen der Trübsale, der ist ein Christ. Das vermag niemand, der nicht, sei es bewußt oder unbewußt, aus der göttlichen Quelle seiner Liebe und Kraft geschöpft hat!

Der gleichet, wie es in unserer prophetischen Stelle heißt, „dem Baum, gepflanzet an den Wasserbächen, dessen Blätter grünen, auch wenn die Hitze kommt, der ohne Aufhören seine Früchte bringt auch in dürren Jahren“. Der ist ja ge-

pflanzet an den frischen und unerschöpflichen Quellen der Liebe! Der grünet ja in Hoffnung und Geduld auch in der Sonnenhitze der Arbeit; der bringt die Früchte des Geistes, in freundlichem und ernstem Sinn, in muthigem Ausharren und Dulden, auch in den Jahren der Noth und Verlassenheit.

Wir wissen nicht, was dieses Jahr uns bringen wird, ob Leid, ob Freud, ob Tod, ob Leben und Gedeihen. Du Herr hast ja in deiner Gnade die dichte Decke vor unsern Augen gezogen, welche die Zukunft verhüllt.

Wir wissen nicht, welche Prüfungen du bereitet hast einem jeden unter uns, welche Schicksale du über unser großes, gemeinsames Vaterland verhängen wirst.

Wir stehen tief bewegt vor dem Throne deiner Allmacht und beugen uns vor deinen unbegreiflichen Rathschlüssen. Aber wir verzagen nicht. Wir wissen ja, was du uns gibst, es ist uns nicht zu schwer, wir wollen es ertragen. Wir flehen dich an, nicht um irdisches Glück, nicht um langes Leben, nein! gib uns, was zu unserm Frieden dient. Gib uns das Köstlichste: ein festes und ein warmes Herz. Erhalte uns untereinander verbunden in treuer Liebe. Beuge den trotzigen Sinn, mache uns demüthig vor dir, aber erhebe uns auch in deiner Kraft von jeder Verzagtheit zu neuem Muth. Und willst du, Herr, in diesem Jahre über uns ausschütten die Schale der Schmerzen und uns des Todes Bitterkeiten in der nächsten Nähe, im eigenen Hause kosten lassen, wir geloben es dir, wir zagen nicht, wir wollen es tragen.

Herr, hilf uns allen. Führe uns durch ein fleißig Tagewerk zu einem stillen Feierabend. Bleibe bei uns wenn es Abend wird, und wenn die Nacht kommt, leuchte auf unsern Wegen.

Herr, segne dein Volk. Nimm in deinen Schutz unser

deutsches Volk, unser theueres, gemeinsames Vaterland. Laß Einigkeit unter uns wohnen und binde uns fester zusammen in Glück und Unglück, zur starken Wehr gegen die Feinde von außen, zur herrlichen Macht und Freiheit im Innern.

Segne auch dies Land und diese Stadt. Segne unsern theuern und vielgeliebten Landesherrn, unsern Herzog, die Herzogin seine Gemahlin; gib ihnen Trost und Kraft in dem schweren, unermeßlich großen Verlust, der unser theueres Fürstenhaus, der unser ganzes Land so tief betroffen hat. Erhalte zu unser aller Segen treu im Herzen dieses Landes das Bild des edeln Fürsten, den wir mit Stolz den unsern nannten; der mit allen Gaben des Geistes und mit allen Tugenden des häuslichen wie des öffentlichen Lebens geschmückt, still und versöhnend, aber mächtig und weithin wirkte über die Grenzen des großen Reiches hinaus, an dessen Throne er stand.*) Erhalte uns dies theuere Andenken, erhalte uns aber vor allem unsern geliebten Herzog lange und zu reichem Segen! Segne und schütze die von dir geordnete Obrigkeit des Landes, die das Schwert der Gerechtigkeit trägt und den Schild der Wahrheit hält. Walte du mit deinem lebendig machenden und befreienden, hellen Geiste über den Kirchen und Schulen dieses Landes, sammt ihren Lehrern und Dienern, auf daß sie fortschreiten auf den Wegen der Erkenntniß von einer Klarheit zur andern, und mit gewissenhaftem Sinn und warmer Liebe dich bekennen in ihrem Leben und Wirken. Sei nahe allen, die dein Angesicht suchen; sei ein Erbarmer den Kranken auf ihrem Schmerzenslager, ein Tröster den Nothbedrängten in ihrer kalten Kammer, allen deren stille Seufzer und Thränen heute zu

*) Der Tod des Prinz-Gemahls Albert von England fiel in dies Jahr.

dir aufſteigen. Laß in jede Dunkelheit hinabglänzen das Licht deiner Liebe, uns aber rühre, erwecke und erwärme, daß wir hingehen, wo Hülfe fehlt, daß wir in deinem Namen tröſten und ſegnen und wirken, bis du uns zu dir rufen willſt. Amen.

3.

Dank und Hoffnung.

(Neujahrspredigt.)

Ewiger Gott und Vater! Wir stehen wieder nach einem rasch durchflogenen Erdenjahre vor deinem Himmelsthron! Wir hören lauter heute rauschen der Zeiten Gewässer, die in das Meer der Ewigkeit hinabeilen. Alles um uns und in uns ist Wandel und Werden, Aufsteigen und Niedersinken, Geburt und Grab. Nichts vermag zu widerstehen der Zeiten Andrang. Du allein bist der Unwandelbare in diesen flutenden Wellen, das ewige Sein, du bist der du warst und sein wirst, bei dir ist nicht Wechsel des Lichts und der Finsterniß! Denn tausend Jahre sind vor dir wie ein Tag, der gestern vergangen ist, und wie eine Nachtwache!

Herr, du bist unsere Zuversicht für und für! Du hast den unsterblichen Funken auch in unsere Seele gelegt und willst uns durch diese Erdennacht hindurchführen in dein wunderbares Licht! Du bist mit deinem Geiste hinabgedrungen bis in die Tiefen

unsers Sehnens und Bittens, du hast uns Kraft gegeben in schwachen Stunden, Trost im Unglück, Zuversicht in der Bedrängniß, du hast uns beigestanden in allen schweren Kämpfen und uns gesegnet in Freuden wie in Leiden. Deine Barmherzigkeit war über uns mit jedem neuen Morgen, dein Schutz begleitete uns an jedem Abend. Dir danken wir Herr, für alles was du gesandt, ob es uns wehe that, ob das Herz in Freuden höher schlug. Wir wissen es ja, daß denen, die dich lieben, alle Dinge zum Besten dienen; daß die, welche säen in Thränen, einst in Freuden ernten. In deine Obhut befehlen wir unsere Seele auch für dies neue Jahr; Herr! höre nicht auf uns zu segnen, bleibe bei uns in unserm Hause, auch wenn es Abend wird, und wenn das Jahr unsers Lebens zu Ende geht, laß uns fröhlich eingehen in das Neujahr deines himmlischen Reichs. Amen.

Text: 1 Moses 32, 10.

Ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und aller Treue, die du an deinem Knechte gethan hast; denn ich hatte nicht mehr, denn diesen Stab, da ich über diesen Jordan ging, und nun bin ich zwei Heere geworden.

Es ist der Patriarch Jakob, welcher, reich beladen mit den Schätzen, die er sich im Dienste des Laban erworben, auf seinem Rückzuge in die Heimat an die Ufer des Jordan gekommen. Bevor er den Strom überschreitet, wendet er seine Blicke noch einmal rückwärts auf die Gefilde, in denen er zwanzig harte Jahre des Dienstes verlebt, und empor zu seinem Gott, der ihn geheißen in dies Land zu ziehen, und spricht: „Ich bin zu geringe aller Barmherzigkeit und aller Treue, die du an

deinem Knechte gethan, denn ich hatte nicht mehr als diesen Stab, da ich über den Jordan ging, und nun bin ich Herr zweier Heere geworden."

Ein neuer Lebensabschnitt begann für ihn, nachdem er einen Stein aufgerichtet zwischen sich und dem Laban, und an die Ufer des Grenzflusses trat. Wir stehen heute, wie er, an dem Markstein eines neuen Jahres, es ist uns als ob wir einen breiten Strom überschreiten, der Vergangenheit und Zukunft voneinanderscheidet. Wir blicken zurück auf das alte Jahr, von dem wir heute Abschied nehmen, es ist ein langer und ernster Blick, den wir hinübersenden.

Und dieser Blick ist zugleich ein Blick nach oben, unser erstes Gefühl ist Dank, demüthiger Dank. Wir sprechen wie Jakob: „Ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und aller Treue, die du an deinem Knechte gethan." Aber es ist zugleich ein Blick in die Zukunft. Wir wenden uns nach dem, was vorne ist. Dort liegt unsers Laufens Ziel. Das Gefühl des Dankes ist begleitet von dem muthiger, lebensmächtiger Hoffnung!

Wir danken dem Herrn über Leben und Tod, daß er uns gnädig bewahrt und bis hierher hindurchgeführt. Wer fühlte in seinem Herzen nicht etwas von diesem Dank? Wer, der noch an einen lebendigen Schöpfer und Erhalter der Dinge glaubt, beugte sich nicht heute in Demuth vor dem, der ihn in dies Leben gerufen und ihm sein Ziel gesetzt, der ihn hält und trägt in jedem Augenblick, der seine äußern Schicksale leitet und bis in das Innerste seines Herzens hinabdringt, der ihn nicht läßt und von dem auch er nicht lassen kann. Ja! wir wissen es wohl, alle die Einflüsse von außen her, alle die endlichen Ursachen, die in einem nothwendigen und unzerreißbaren Zusammenhange, gleich einer enggeschlossenen Kette stehen, alle die Dinge und Menschen um uns her und wir selbst in ihrer Mitte, mit

unserm Thun und Unterlassen, unserm Sündigen und Irren, unserm Fallen und Wiederaufstehen, — das alles wirkt zusammen, um unserm Leben Gestalt und Richtung zu geben, um unser Schicksal zu bestimmen; — aber durch all diese äußern Begegnisse und endlichen Ursachen hindurch wirkt der unendliche schöpferische Gott, er, die Seele des All, der lebendige Pulsschlag in der todten Nothwendigkeit, die heilige Weisheit in diesen äußern Gesetzen, der prüfende, läuternde Geist, der uns durch Kleines und Großes, durch Herbes und Freundliches, durch schmerzliche Verluste und helle Freuden, durch viel äußere und innere Erfahrungen hindurchführt und durch all diese endlichen Kanäle unsere Seele erquickt und sie mit seinen himmlischen Kräften erfüllt. Es ist nicht ein todtes und blindes Schicksal, vor dem wir händeringend und murrend stehen, oder dessen reiche Gaben wir ohne Dank entgegennehmen; es ist der lebendige Gott, der, wie er die ganze Welt aus seinem Willen geschaffen, so auch uns ins Leben gerufen und einem jeden seine eigene Stelle angewiesen, der, wie er die ganze Welt mit seinem Odem durchwehet und mit seinen Kräften erhält, so auch über uns im Sonnenschein, wie in den Wettern dieses Lebens den schützenden Arm hält, der sich uns offenbart im Sturmwind wie im sanften Säuseln, der uns straft und wieder erhebt und sich wol auf Zeiten uns verhüllt in dunkelm Gewölk, uns aber nimmer verläßt, in dem wir weben, leben und sind, der durch alle äußern Führungen, wie durch Schattenbilder, die an unserm Sinnenauge vorübergehen, uns hindurchführt zu sich selbst.

Ja! ein jeder von uns, wer er auch sei, ob glücklich oder unglücklich, ob bevorzugt oder schwach, soll heute sprechen: Ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und aller Treue, die du an deinem Knechte gethan. Ein jeder, niederkniend vor dem All-

mächtigen, des Wortes gedenken: „Was hast du, das du nicht empfangen hast?“

Wie groß war seine Barmherzigkeit auch in diesem vergangenen Jahre, die er uns, wenn auch in so verschiedenem Maße und in wechselnden Gestalten, in unserm eigenen engen Leben, in unserm Hause hat widerfahren lassen! Dir schenkte er der irdischen Gaben viel und ließ die Arbeit deiner Hände gedeihen, und krönte die rastlose Thätigkeit mit glücklichem Erfolg; dir öffnete er eine neue, freiere Bahn, räumte hinweg die engen Schranken und bedrückenden Hemmnisse, und gab dir eine deinen Geisteskräften angemessene Stelle des Wirkens; dich beglückte er sammt den Deinen mit Gesundheit an Leib und Seele, und wenn du auch zu ringen hattest mit des Lebens Nothdurft, du bist nicht unterlegen, du schautest in das fröhliche Auge der blühenden Kinder und schöpftest aus ihm neue Kraft und Heiterkeit und sprachst wol zu dir selbst: „Ihr seid mein Schatz, ich beneide die Reichen nicht um ihre Reichthümer, denn ich habe mehr als sie.“ Dir gab er ein treues Herz, das du so lange entbehrtest, einen stillen Herd, eine warme Familienstube. Er gab dir mit dieser Einen Seele so viel, er gab dir alles, daß du leicht entbehren konntest, was dir versagt geblieben. Er gab deinem Leben den Halt, deiner Arbeit die Freude, deiner Sehnsucht die Ruhe!

Und dir, mein Bruder, nahm er die schweren Sorgenlasten ab, die dich niederzogen in den Staub; er sandte dir wieder einen Freudenschimmer auf den Pfad der Bedrängniß; dich richtete er wieder auf von dem Krankenlager, an das du durch Wochen und Monde gefesselt warst; dir führte er das verirrte und schon verloren gegebene Kind auf den Weg des Guten zurück; euch allen sandte er einen Strahl des Lichts in die Welt der Schmerzen und des Jammers hinein, sodaß ihr mit dem

Propheten sprechen mochtet: „Deine Güte ist's, daß wir nicht gar aus sind, und deine Barmherzigkeit hat noch kein Ende.“ Aber ihr, meine Lieben, denen dies Jahr zu Ende gegangen ist in Trauer, die ihr beraubt waret der schönsten Lebensgabe, der Gesundheit; die ihr, elend hinkränkelnd, euch nicht mehr zu freuen vermochtet; ihr, bei denen die Sorgen um das äußere Leben, wie die Fluten immer höher stiegen, bis an das Haupt hinan, und denen keine Hülfe nahte, keine Hoffnung sich erfüllte; ihr, die ihr in diesem Jahre das Theuerste zu Grabe getragen und euere Thränen noch nicht getrocknet, euern Jammer noch nicht vergessen habt; die ihr mehr als das Leben der Euern verloren, denen die einst so geliebten Kinder viel Herzeleid und Schmach bereitet, denen Wunden geschlagen sind, die nimmer heilen; ihr mögt mir wol entgegnen und sprechen: Oh! mir gilt jenes Wort nicht, ich weiß es nicht wofür ich dankbar sein soll, mein Leben ist Noth und Kränkung und Enttäuschung; ich trage die schwere Last, die mir auferlegt, bis die Knie sinken, aber die Barmherzigkeit Gottes habe ich nimmer erfahren! Versündigt euch nicht also, meine Lieben, gegen den gütigen Gott, der euch in das Sonnenlicht dieses Lebens rief! Murret nicht in kindischer Erbitterung und kurzsichtigen Auges wider ihn. Vergeßt nicht die Stunden des Glücks, die auch euch geleuchtet, die reinen Freuden, welche ein kindliches Gemüth auch im engsten Lebenskreise aus dem Kleinsten saugt. Gebt nicht die Hoffnung auf, daß es besser werde, gedenket vielmehr jenes schönen Wortes: die da säen in Thränen werden ernten in Freuden. Ihr habt es ja schon erfahren, wie Gott denen, welchen er eine Last auflegt, auch aus seiner Gnadenfülle neue und wunderbare Geisteskräfte gibt, sie zu tragen, — so vertrauet denn auf sie, so bittet um sie! Und erinnert euch auch jenes Wortes, welches der Apostel Paulus vernahm, da er in seiner Schwachheit den Herrn drei-

mal angefleht, daß er von ihm nehme den Pfahl im Fleisch. „Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in dem Schwachen mächtig." Und sprecht mit ihm, der durch so-viel Trübsal hindurchgegangen, soviel Kämpfe durchgerungen, soviel Undank der Menschen erfahren: „Wir tragen den himmlischen Schatz in irdischen Gefäßen. Wir haben allenthalben Trübsal, aber wir ängstigen uns nicht. Uns ist bange, aber wir verzagen nicht. Wir leiden Verfolgung, aber wir werden nicht verlassen. Wir werden unterdrückt, aber wir kommen nicht um. Denn unsere Trübsal, die zeitlich und leicht ist, schaffet eine ewige und über alle maßen große Herrlichkeit." — „Laß dir an meiner Gnade genügen", dies Wort will sagen: gerade durch die Trübsale hindurch dringt Gott mit seiner Gnade, gerade in die Schwachheit hinein hat er seine Kraft gelegt; gerade das, was gesäet in Thränen, bringt der Freuden reichste Garben. Denn Gottes Wege zum Menschenherzen gehen nicht immer hindurch durch äußeres Wohlsein, sondern viel öfter durch Einsamkeit und Dunkelheit und Verzagtheit, und die Geistesgaben, welche er ausschüttet in seiner Barmherzigkeit über unser armes Leben, sein Friede, seine Geduld, sein freudiger Muth sind nicht immer geknüpft an die Erdengüter, — nein! das Geistige und das Sinnliche, die höhern und die niedern Gaben, welche er austheilt, fallen oft weit auseinander, durch die Prüfungen erst hämmert er die Herzen und macht sie fest, und die so er lieb hat, züchtigt er!

Aber, meine Geliebten, laßt uns den Blick weiter richten über den engen Kreis unsers eigensten Lebens und unsers Hauses hinaus, auf die Barmherzigkeit, welche Gott in diesem Jahre unserm ganzen Volke hat widerfahren lassen, für die wir ihm heute im vollen Chor unsern Dank bringen! Er hat sichtbar über uns gewaltet und das Langersehnte über alles Hoffen zu Ende geführt!

Als ich vor einem Jahre auf dieser Kanzel stand und bangen und bewegten Herzens zum Herrn der Heerscharen um unserer Waffen Sieg, um unsers Volks Errettung und Erhebung flehte, da zog eine dunkle Wetterwolke auf, nicht über diesem Lande allein, sie breitete sich drohend über den ganzen Erdtheil und die ersten Waffenklänge, die in des Winters blitzendem Schnee ertönten, hallten wider von einem Ende Europas zum andern. Heute ist dieser Krieg*), der auf einem engen Raum beschränkt geblieben, mit all seinem Lärm, seinen gewaltigen Anstrengungen, seinen heldenmüthigen Opfern und auch mit all den ihn begleitenden, die Theilnahme unsers ganzen Volks im Innersten bewegenden Aufregungen, Sorgen und Zweifeln vorübergezogen! Der Himmel über uns leuchtet in wolkenlosem Blau, das, was unklar und ziellos begonnen, ist sicher und kräftig hinausgeführt, die bösen Gedanken, welche über dem ersten Waffengetöse schwebten, sind gleich einem Dunste zerronnen, die Menschen, welche das entscheidende Wort führten, sind über sich selbst hinausgehoben und haben sich in dem Dienst der großen gottgewollten Sache stellen müssen. Friede und Freiheit reichen einander die Hände; ein edler, starker deutscher Volksstamm ist errettet von unwürdigen Bedrückungen, von aller gehässigen Pein; die Peiniger aber sind überwunden und ein ehrenvoller Friede, der dem guten Rechte und dem heißen Verlangen der Bevölkerung dieser Länder volles Genüge thut, hat das Werk der Befreiung gekrönt! Und sind auch noch nicht alle Sorgenlasten abgenommen, ist vieles noch dunkel geblieben oder verdunkelt worden, das klar vor dem Gewissen der Völker steht, das Größeste ist doch erreicht, ein deutsches Land und ein deutscher Stamm, der wie ein abgerissener Zweig herniederhing, ist dem großen deutschen Vaterlande wiedergewonnen!

*) Der schleswig-holsteinische im Jahre 1864.

Sollten wir da nicht die Hände emporheben und dem Allmächtigen, welcher die Geschicke der Völker leitet, danken und sprechen: „Wir sind zu geringe aller Barmherzigkeit und aller Treue, die du an deinem deutschen Volke gethan!"

Nun aber noch einen frohen und zuversichtlichen Blick in die Zukunft. Das Gefühl unsers Dankes soll begleitet sein von dem, muthiger, lebensmächtiger Hoffnung. Wie möchten wir ohne sie in das neue Jahr eintreten? Dunkel liegt ja alles vor uns; wir wissen nicht, was uns gegeben oder genommen wird, mit welchen Empfindungen wir am nächsten Neujahr in diese Räume treten, ja, wir wissen nicht, ob wir selbst noch unter der Zahl der hier Versammelten sein werden, oder schon abgerufen von dem Boten der Ewigkeit und hinübergeführt in die triumphirende Kirche! Aber — das Eine wissen wir, daß alles Aeußere uns genommen werden kann, daß alles Sichtbare vergeht, daß kein Gebäude des Erdenglücks feststeht, wenn es nicht gegründet ist in einem festen Herzen. Nur was wir in diesem Schrein bewahren, was wir auf diesem Kampfplatz errungen, ist unser. Und wie wird das Herz fest? Ich habe schon darauf hingedeutet: wie das Metall in des Feuers Glut. Gott selbst ist es der den Hammer führt, in allem was er uns sendet, womit er unsere Seele prüft. Aber es kommt zugleich auf das Metall unsers Herzens an, ob es wirklich geläutert wird. In den hohen Wassern der Trübsale gehen Unzählige unter und nur die muthigen Schwimmer erreichen das Ufer. Nur die Starken werden gestärkt durch die Schicksale, die Schwachen aber gebeugt. So sind denn wir selbst es, welchen Gott den Hammer in die Hand gegeben, das Herz zu läutern von den unreinen Schlacken. Ja! der Kampf mit uns selbst ist der schwerste, ernsteste, heiligste. Er endet nimmer. Wir sollen alles Schwache und Schlaffe,

alles Schwankende abthun, damit nichts übrigbleibe als der feste, gehämmerte Stahl unserer Seele!

Aber, wie vermögen wir das, wenn wir uns nicht befestigt in Gott? Die muthige, lebensmächtige Hoffnung, die wir in unserm Herzen tragen, ruhet auf unserm Glauben, ja, sie ist nichts anderes, als der Glaube, der in die Zukunft dringt. Der Glaube, welcher unsere innerste Ueberzeugung, unser Gewissen, unsere Kraft, unser Leben ist. Der Glaube an den lebendigen Gott, in den wir unsere Anker geworfen, in dessen Armen wir ruhen, in dessen Obhut wir stehen. An seine göttliche Weltordnung, an die Gerechtigkeit, die sich uns wol verbirgt, aber nimmer verläßt. An die unsichtbare Welt des Geistes, der wir angehören, deren Kräfte wir in uns tragen. In solchem Glauben und Hoffen stehen wir gerüstet da. Wir haben die Macht über das Leben, nicht aber das Leben über uns. Alles ist unser. Alles dient zu unserm Besten, ist ein Werkzeug unsers Willens, steht unter der Herrschaft unsers Geistes. Wir wissen, das Liebste, was wir haben, kann uns niemand nehmen, denn was wir lieben das ist *unser*. Wir wissen, so hoch auch des Unglücks Wogen gehen, über das Haupt werden sie nimmer schlagen, denn das Haupt ist emporgehoben zum Himmel. Wir wissen, wir stehen nicht allein hier auf Erden, sondern sind eingefügt als die lebendigen Steine in den Bau seiner christlichen Kirche und fühlen uns stark in der Gemeinschaft der Liebe und all der zum Herrn erhobenen Geister, welche im vollen Chor ihm ihren Preis darbringen.

Ja! wir preisen dich, ewiger Gott, und flehen dich an. Wir bitten dich nicht um *äußere* Güter, nur um unser täglich Brot und um eines, *umnachte* uns nicht den Geist, erhalte ihn uns *frei*, bewahre uns vor den *Sorgen*, denen des Reichthums wie der Armuth. Wir bitten dich nicht um

äußern Schutz und Bewahrung, behüte unsere Seele, erlöse uns von allem Uebel. Wir bitten dich nicht um Ruhe und Frieden um uns her, in Land und Stadt, mache es still in uns, tröste das Herz. Wir bitten dich nicht um Macht, Einfluß und Wirksamkeit unter den Menschen, gib uns Macht über uns selbst, Herrschaft über unsere Leidenschaften. Wir bitten dich, wie der Herr es uns gelehrt: Dein Wille geschehe, dein Reich komme. Dein Reich komme in unsere Kirchen und Schulen und erhebe sich auf starken Pfeilern der Freiheit zum festen Bau, dein heller Geist scheine hinein in die Gotteshäuser und Schulräume, in Herz und Verstand der Lehrenden und Lernenden alle; in unsere Amtsstuben und Gerichte, in unsere Familien- und Freundeskreise. Dein Reich der Gerechtigkeit und Wahrheit, der Liebe und Treue werde aufgerichtet unter uns. Dein heiliger, friedevoller Geist wohne unter uns und segne uns immerdar.

Herr, segne alle Stände und Berufskreise, alle Arbeit der Hände, alle Thaten des Geistes, segne alt und jung. Segne unser deutsches Volk, unser theures Vaterland! Laß uns ernten die Früchte des Friedens, laß sie nicht ein Raub sein für den Sieger, sondern Heil und Stärkung für unser gemeinsames Vaterland; daß Gerechtigkeit wohne in Deutschlands Grenzen.

Segne auch dies Land und diese Stadt. Segne unsern geliebten Landesherrn, unsern Herzog und seine Gemahlin und erhalte den tapfern deutschen Fürsten noch lange im Regiment zum Heil und Frieden unsers Landes.

Sei nahe allen, die dein Angesicht suchen, sei ein Erbarmer der Kranken auf ihrem Schmerzenslager, ein Tröster der Bedürftigen in ihrer kalten Kammer; aller, deren stille Thränen und Seufzer heute zu dir emporsteigen. Amen.

4.

Vergängliches und Bleibendes.

(Neujahrspredigt.)

Heiliger Gott! Unser erstes Wort in dieser Feierstunde sei Preis und Dank aus den Tiefen der Seele! Du hast uns bewahrt und gehalten mit deinem starken Arm und glücklich bis hieher hindurchgeführt! Unser Blick zurück auf das vergangene Jahr ist ein Blick hinauf zu dir. Wir sprechen mit dem Psalmensänger: Gott, deine Wege sind heilig. Du hast deine Fußspuren zurückgelassen in den Pfaden dieses Jahres, wir haben wohl das Rauschen deines Geistes vernommen und den Odem deiner Liebe gespürt. Wohl waren deine Wege oft nicht unsere Wege; wir mußten auch auf rauhen und steilen Pfaden wandern und die Gewässer der Trübsal stiegen hoch an uns empor, daß wir riefen: „Herr hilf!“ Aber du hast uns hindurchgeholfen! Du hast uns wieder aufgerichtet von den Gräbern, an denen wir niedersanken! Und wenn wir alle Trübsal dieses Jahres, alles was uns genommen ist, an Kraft und Gesundheit, an Freunden und Genossen, an Besitz und an Hoffnung zusammenzählen, oh!

es ist doch nicht werth all der Zucht und Läuterung, all der stillen Einkehr, die du in diese Schmerzenstage mit hineingelegt hast! Und wieviel frohe Stunden hast du uns gesandt! Wie freundliche Gaben menschlicher Liebe und Theilnahme, wie schöne Zuversicht innern Gedeihens und Fortschreitens, wie hoffnungsreiche Blicke in das emporblühende Leben derer, die uns anbefohlen. Ja! deine Wege sind heilig! So führe uns denn weiter! Laß uns besitzen als hätten wir nicht, leben als stürben wir morgen, mache uns bereit für die Stunde da du uns rufst.

Amen.

Text: 1 Joh. 2, 17.

Und die Welt vergehet mit ihrer Lust; wer aber den Willen Gottes thut, der bleibet in Ewigkeit.

Gleichmäßig rauscht die Zeit an uns vorüber, täglich und stündlich und wir vernehmen das Drängen ihrer Wogen nicht, denn es wird übertäubt von dem lauten Räderwerk der Arbeit, oder überhört in den mannichfachen Zerstreuungen und Genüssen des Tags. Heute ist es nicht also! Heute, am ersten Morgen des neuen Jahres, stehen wir lauschend still und es ist uns als ob wir an einem Wassersturze ständen und hörten den Strom des eilenden Jahres hinabrauschen und sähen immer neue Sturzwellen kommen, die abwärts sinken, — alles zerrinnender Schaum! — Und ist auch dieser Jahreswechsel ein nur von Menschen erdachter, ein unserer Erdenberechnung dienender Abschnitt der Zeit, er führt uns doch das Bild der Zeit ergreifend vor die Seele, und läßt uns ihre furchtbare unersättliche Zerstörungslust und Kraft in Einem Blick, dem rückwärts gewandten, schauen!

Es ist das ein erschütternder Blick! Es wird uns bange

bei diesem Rauschen und Verrauschen! Die Schauer der Vergänglichkeit durchbeben in dieser Stunde auch den Leichtfertigen, auch dem Lebensfrohen sinkt der Muth vor solchem Blick in die Tiefen! Zeit und Ewigkeit stehen vor unserm Geiste! Es will uns scheinen, als ob die Zeit alles verschlinge, als ob die Ewigkeit nichts wäre als der stille Ocean, in den die Ströme sich ergießen, und der sie wieder mit neuen Fluten tränkt. Da gedenken wir wol jenes Wortes unsers großen Dichters:

Was unterscheidet
Gott von den Menschen?
Daß viele Wellen
Vor jenem wandeln
Ein ewiger Strom!
Uns hebt die Welle,
Verschlingt die Welle
Und wir versinken!

Ist es also? Ist das unsers Lebens Lauf und Ende? „Uns hebt die Welle, verschlingt die Welle, — und wir versinken?“ Nein! So ist es nicht. Uns verschlingt die Welle dieser Zeit nicht. Wir versinken nicht wie der schäumende Tropfen im tiefen Meer. Wir gehören zweien Welten an; Zeit und Ewigkeit haben sich in unserm Geiste vermählt. Wir gleichen nicht den Tropfen, einer ununterscheidbar von dem andern, nur ein Atom in dem unermeßlichen Meer, wir sind gewiß, daß wir das Heiligthum der Eigenthümlichkeit von Gott selbst empfangen haben, und in dieser Erdenzeit bewahren sollen; wir versinken nicht in die Tiefen, wir retten uns vielmehr über die weiten Gewässer an die Gestade einer höhern Welt.

So fragen wir denn heute: Was bleibt in dem Wechsel der Zeit? Was ist das feste Sein in all dem zerrinnenden Schein?

Unser Text antwortet deutlich: „Und die Welt vergehet mit ihrer Lust. Wer aber den Willen Gottes thut, der bleibt in Ewigkeit.“ — Laßt uns zuerst das Vergängliche, sodann das Bleibende schauen!

„Die Welt vergeht mit ihrer Lust!“

Was versteht der Apostel unter dieser Welt? Der vorangehende Vers lehrt es uns. Es heißt hier: „Denn alles, was in der Welt ist, nämlich des Fleisches Lust und der Augen Lust und hoffärtiges Wesen ist nicht vom Vater.“ Er meint also die sündige Welt. Und wer könnte es bestreiten, daß diese Welt vergeht? Sünde und Tod gehören zusammen. Ebenso wie Leben und Liebe! Die Sünde trägt den Keim des Todes in sich, das ist ihre natürliche Strafe. Der Tod ist der Sünde Sold. Alles, was aus der Sünde stammt, hat auch kein wahrhaftiges und bleibendes Leben. Denn es streitet wider den lebendigen Gott, der die Quelle alles Lebens ist. Es kann nicht gedeihen! Es ist ja voll von Lüge und hohlem Schein und zerstörender Leidenschaft. Kaum ist es erblüht, zerfällt es schon wieder in Staub. Die Sinnenorgane, welche der Sünde und ihren Ausschweifungen dienen, werden zerstört durch sie. Die Reichthümer, welche durch Betrug angehäuft, sind bald wieder vergeudet. Unrecht Gut gedeiht nicht. Die Ehren und Auszeichnungen, welche deinen Namen schmücken, sind mit dir vergessen. Das Grab deckt sie alle zu. Nur der Name der Gerechten bleibt in Ehren und lebt fort unter Kindern und Kindeskindern. Nur die Werke des Gerechten folgen ihnen nach, wirken fort hier auf Erden, ein unvergänglicher Lebenskeim! Aber all diese sündige Welt mit ihrer unreinen Leidenschaft, ihren zerstörenden Sinnenaufregungen, geht vorüber wie ein Mummenschanz! Wie rasch fliegt das alles an uns vorüber! Ein funkelnder, trügerischer Schein. Wie bald sind die Gewänder

der Jugend und Schönheit verschlissen, wie bald die Lichter der Ehren und des Glanzes ausgelöscht, das leichte Spiel ausgespielt! Diese ganze eitle Schaustellung in ihrer Blöße aufgedeckt! Und was ist dann geblieben! Nicht einmal eine freundliche Erinnerung, ein gutes und fröhliches Gewissen! Nur ein welkes Herz und ein verzagtes Alter! Nur eine leere Schale, eine ausgesogene Frucht! Nur das Gefühl der innern Leerheit und Werthlosigkeit des ganzen vergangenen Lebens! Nur der Vorwurf, nichts gewonnen zu haben im Innern, nichts geschaffen zu haben in dieser Zeit, das werth sei der Ewigkeit! Nur der nahende Tod in den Gliedern und das Erzittern vor diesem Tode! Oh! Es ist ein trauriger Anblick, ein alt gewordener Mensch, der von der Welt nichts mehr hat, der ihr nichts mehr gibt und doch nicht von ihr lassen will. Der nie sich mit dem Tode befreundet, immer das Angesicht vor ihm feige verborgen hat, und nun, wenn er naht, trostlos in das Grab sinkt!

Aber — nicht von dieser sündigen Welt allein, in der alles dem Tode geweiht, dem bittern, gewissenbelasteten Tode, reden wir hier. Nein! auch von der ganzen Sinnenwelt. Sie fliegt an uns vorüber wie ein kurzer Morgentraum! Wie zahllos die Geschlechter, die schon vorübergezogen; die in dies weite Meer der Vergangenheit hinabgesunken! Wie zahllos die, welche nach uns hinabsinken werden! Und wie eilend drängt die Schar! Noch freuen wir uns dieses Erdenlichtes und sprechen: ich lebe — und doch führt uns vielleicht schon der nächste Schritt in das offene Grab. Heute noch stehen wir weinend um die Bahre des Freundes und wissen es nicht, wie bald auch wir auf den stillen Friedhof getragen werden. Und wie bald vergessen! Wie bald die Thränen getrocknet, die um uns einst fließen! Wie bald diese leere Stelle ausgefüllt und auch die Spur unsers Wirkens verwischt! Denn nur der Lebende hat recht. Und wie

kurz dies Erdenleben! Je älter wir werden, je richtiger wird unser Maß. Zu Anfang erschien es uns als ein Unendliches, ein Besitz, der nie aufgezehrt werden könne. Immer kürzer drängt sich das Jahr zusammen, immer rascher wird der abwärts rollende Lauf! Und wir, die wir von des Lebens Höhe abwärts steigen, fühlen es von Jahr zu Jahr, wie die einst grünenden Blätter welken und die Zeit nahe ist, da der Herbststurm sie alle herabweht. Oh! es ist schwer, alt zu werden! Viel schwerer noch als zu sterben! Denn nicht die Nähe des Todes allein, der mit sicherm Schritt an uns herantritt, ist es, was uns erschreckt. Es ist das Gefühl abzunehmen, stumpf zu werden, nicht mehr die volle Lebenskraft zu besitzen, nicht mehr genießen und arbeiten zu können wie ehemals. Wol Genüsse und Güter in Menge, die wir angesammelt während eines arbeitsreichen Lebens, aber keine Genußfähigkeit mehr, keine rechte Freude, wie wir sie einst empfanden. Wol ist es ein großes und beneidetes Glück, ein heiteres, ungeschwächtes Alter — aber es ist eben ein Glück — nicht allen beschieden! Wol gibt es eine Kraft und Jugend des Geistes, die durch eine That des sittlichen Willens und als ein Lohn immer erneuerter stählender Uebung gewonnen wird; aber die Sinne, welche uns mit der Außenwelt in Verbindung bringen, gehorchen nicht mehr dem Geiste, sie schließen ihre Thore oft früh und lassen uns allein mitten in der Welt! Ja, alles was den Sinnen angehört, geht vorüber; alle Freuden, die aus den Sinnen geschöpft und durch sie uns zugeführt werden! Auch alle die Freuden, und sie sind die reichsten, die uns durch Menschen zutheil werden, durch ihre sinnliche Gegenwart, durch die volle, lebendige, liebeswarme Gemeinschaft mit ihnen! Das ist der schmerzlichste Verlust von allem, was vorübergeht in dieser Welt, der lieb gewordener Menschen. Sie sterben nicht für sich allein, wir sterben mit ihnen! Wir fühlen es, ein Theil unsers

eigenen Wesens sinkt mit ihnen in das Grab! Das Herz wird enger und kälter. Wir haben den freundlichen und täglichen Austausch der Liebe, diese süße Gewohnheit, nicht mehr, und was ist sie ohne diesen Austausch? Immer ärmer und einsamer wird das Leben. Und wir empfinden mehr und mehr diese Vereinsamung! Die Jugendfreunde sinken neben uns dahin, mit ihnen die Jugenderinnerungen, die niemand mehr versteht und hören mag. Immer lichter werden die Reihen, immer häufiger und schmerzlicher unsere Wege zum Friedhof. Der Todesengel hat nur noch einzelne Halme neben uns verschont, und flüstert uns zu: Mache dich auch bereit.

Oh! Wir blicken auch heute wieder wie an dem Todtenfest — und soll nicht jedes Neujahr für uns ein Todtenfest sein? — auf die frischen Gräber, welche dieses Jahr gegraben, und sie rufen uns zu: die treuen Herzen da drunten schlagen nicht mehr, vorüber ihr Ringen, Streben, Lieben hier auf Erden! Wir fassen wol an diesem Neujahrstage alle die Unsern an der Hand und schließen sie fest an uns und sprechen: Gottlob! ich habe euch noch! Aber sprechen wir also wieder am nächsten Neujahrsmorgen? Vermögen wir sie mit unserer heißesten Liebe zu schirmen und festzuhalten?

Nein, — alles was den Sinnen angehört, vergeht. Und was bleibt in diesem treulosen Wechsel? Nach unserm Texte heißt es: „Wer aber den Willen Gottes thut, der bleibt in Ewigkeit."

Es bleibt der ewige Gott selbst und wir in ihm! Unser unsterblicher Geist mit allen Geistesgütern! Gott selbst bleibt — das eine unvergängliche Sein in allem Werden und Vergehen! Der eine feste Ankergrund in allen Wogen und Stürmen. Es bleibt der ewige Gott mit seinen unwandelbaren Gesetzen, mit denen er die Natur und die Geisteswelt erfüllt und zusammen=

hält. Sie sind die festen ewigen Ringe, in welche er das Weltall gefaßt; sie sind die Grenzen, die dem irdischen Wechsel gesteckt, die sichern Ufer, in welche dieser Strom der Endlichkeit eingedämmt ist. Seine ewigen Gesetze! Mag auch das grünende Laub welken und die Blumen verblühen, mag auch das Angesicht der Erde sich wandeln und die Sonne ihre Strahlen auf Schneegefilde senden oder auf wogende Saatfelder, die Gesetze Gottes bleiben, denn: „solange die Erde stehet soll nicht aufhören Samen und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht."

Und wie viel mehr als diese Naturgesetze bleibt sein heiliges Sittengesetz? Die Ordnung, in welche er die Gemeinschaft der Menschen eingeschlossen hat! Oder wandelt sich denn Recht und Unrecht nach dem Belieben der Menschen? Ist Gut und Böse der wechselnden Tagesmeinung, dem Geschwätz der großen Menge, der leichtfertigen Mode unterthan? Fast könnte es so scheinen! Als ob die Menschheit mit knabenhaftem Uebermuthe rüttelte an diesen heiligen Säulen, die das schützende Gebäude ihres Glücks und Friedens tragen. Als ob Liebe und Treue nichts mehr werth seien! Als ob die Heiligthümer des Hauses und des Volks entweihet wären! Als ob die Wahrheit der alles vergiftenden Lüge weichen sollte, wenigstens in dem großen, lauten Verkehr der Menschen, in welchem nur noch mit der Scheidemünze der Unwahrheit gezahlt wird! Als ob das Recht nur noch eine lästige Fessel sei, eine leere Form, die ein jeder abstreift, da wo die Strafe nicht drohend in den Weg tritt. Und doch ist es nicht also! Es bleibt das heilige Gesetz Gottes! Aus dem thätigen Leben, dem offenkundigen Treiben der Menschen, mag es auf eine Zeit lang als verschwunden erscheinen, in dem Gewissen lebt es fort. Hier sind die göttlichen Schriftzüge so tief eingegraben, daß sie nimmer verlöschen können. Verderbt und verwirrt und mit Wahn und Lüge durch-

zogen kann wol der denkende Geist des Menschen werden — das Gewissen nimmer. Es bleibt das heilige Gesetz Gottes in der Weltgeschichte, durch welche er siegend hindurchschreitet, in seinen Gerichten, welche er über ganze Völker und Menschengeschlechter, wie über das Leben einzelner Familien und jedes Einzelnen verhängt. Und ob diese Gerichte auch oft dem kurzsichtigen Auge der Menschen sich entziehen, plötzlich fahren sie nieder wie der leuchtende Blitz, daß niemand die strafende Hand verkennen mag. Gott lebt noch, so sprechen wir, und ob er auch lange verzieht, es waltet noch immer Gerechtigkeit auf Erden, nicht dem Zufall gehört die Welt, sondern seinem heiligen Willen; es gilt noch immer das Wort: „Die Sünde ist der Leute Verderben", noch immer das andere: „Wer Wind säet wird Sturm ernten."

Gott lebt und bleibt und wir in ihm! Das ist es, was uns heute tröstet und erhebt! Es bleibt sein ewiges Erbarmen, seine Vaterliebe, mit der er uns zu sich zieht, sein wunderbarer Trost, mit dem er uns erquickt, wenn alles um uns dunkelt, sein Friede, der höher ist als alles was diese Erde geben kann. So halten wir uns denn auch an ihn, in diesem Jahre mit unserer ganzen Kraft, wie das Kind sich schmieget an des Vaters Brust. So stellen wir uns getrost mit allem, was wir sind und haben, was wir glauben und hoffen, in seine Hut. So nehmen wir auf uns freudig was er sendet, sei es Trübes oder Helles, Glück und Heil oder Krankheit und Tod! So sind wir still und stark in Hoffnung und hören nimmer auf zu hoffen! So sprechen wir mit dem Psalmensänger: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln. Er weidet mich auf grüner Aue, er führt mich zu frischen Wassern. Und ob ich schon wanderte im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir."

Gott bleibt und so bleiben denn auch wir mit ihm! Und was bleibt uns? Alles was nicht mit den Sinnen vorübergeht. Alle geistigen Güter und geistigen Freuden. Zwei Besitzthümer sind es, die uns niemand zu entreißen mag, an denen wir zehren, wenn des flüchtigen Augenblicks Genuß vorüber, das ist die Erinnerung an die Vergangenheit und die Hoffnung auf die Zukunft. Die Erinnerung bleibt an alles was des Gedankens werth, an die fröhlichen Tage der Kindheit und des Vaterhauses, mit allem Zauber, aller Unschuld, in die sie getaucht, an das hohe begeisterte Streben unserer Jugend im Bunde mit Gleichgesinnten, an das reiche, volle Glück des Mannesalters im Hause und im Beruf, in treuer Liebe und erfolgreichem Wirken; die Erinnerung an jede schöne, geisterfüllte Stunde, an jedes muthige und gemeinsame Kämpfen und Einstehen, an jedes Zeichen der Liebe, das wir empfingen und festhielten und wiedergaben. Wol erbleicht die farbenreiche Gegenwart in der Erinnerung Schein, wol sind die frischen Blüten gewelkt, die wir in das Buch unsers Lebens legten, und es ist ein schmerzlicher Genuß, dies Erinnern, und doch ein süßer, denn es ist uns erhalten, was vorübergegangen, und unser Inneres geworden, was ein Aeußeres war; denn der unsterbliche Geist erneuert, was alt geworden, und was er einmal in der Tiefe durchlebt, das bleibt ihm für immer!

Und ihm bleibt die Hoffnung! Der hoffnungsreiche Blick in die Zukunft! Da das Geschlecht der Zukunft, das an uns emporblüht und das erfüllt was wir erstrebt, da Kinder und Kindeskinder die Früchte genießen, für welche wir darbten, und unter dem Schatten des Baumes ruhen, dessen Keim wir in der hohen Sonne des Mittags pflanzten! Es bleibt der hoffnungsreiche Blick in die Ewigkeit, die vor uns aufsteigt, wie ein heiliges Eiland der Sehnsucht und Ruhe, aus der Unruhe dieser

Zeit. Da wir schauen was wir geahnet, da wir ernten was wir gesäet.

Und was bleibt uns weiter?

Ein gutes Gewissen. Die erhebende Gewißheit, nicht umsonst hier gelebt zu haben, mit eingetreten zu sein in der heißen Erntezeit, mit geschaffen zu haben an der Arbeitsstelle, dahin uns Gott gestellt. Oh! das ist wol ein erhebendes Gefühl, das hilft uns wol hinweg über den Schmerz, daß für uns die Sonne bald sich neigt und daß wir bald das Abendläuten hören, da der Arbeiter heimzieht mit seinem Lohn. Es ist ein Trost, daß wir wissen, wir gehen heim mit reinen Händen. Unrecht Gut klebt nicht an ihnen. Die Wahrheit haben wir nimmer verleugnet, die Liebe treu bewahrt. Daß wir wissen, ob wir es auch nicht sehen, die stillen Einwirkungen, die von uns ausgegangen auf Menschen und Dinge, lebe fort; unser Name wird wol vergessen, unser Wirken aber ist erhalten und mit eingeschlossen in die Summe der Geisteskräfte, welche die Zukunft bestimmen!

Und nun endlich noch Eins. Was bleibt und uns den Abend erhellt und das Sterben leicht macht, — das ist: treue Liebe. Sie bleibt bis zum Tode, ja über den Tod hinaus. Wer Liebe gibt, empfängt sie auch wieder. Wer Treue bewahrt, wird mit Treue belohnt. Es bleibt uns eine treue hingebende Seele, die der Pflege Mühsal ohne Murren auf sich nimmt, es bleibt uns ein freundlicher Mund, der uns tröstet in all den schweren Kämpfen, eine sanfte Hand, die sich auf die heiße Stirne legt. Wir sind nicht allein. Ist auch der Kreis der Lieben kleiner geworden, wir haben uns enger zusammengeschlossen, uns die Hände gereicht und einander gelobt zusammenzubleiben. Wohl dem, der ein Mitverbündeter ist in solcher Liebesgemeinschaft. Auch im kalten Winter des Alters ist es warm in seiner

Seele, in seinem Hause! Wohl dem, der auch nur Eine Seele gefunden, die sein ist im Leben und im Sterben.

Du aber, vor allem bleibe bei uns, wenn es dunkelt und kalt werden will, auch in diesem Jahre, unser Herr und unser Gott! Behüte und bewahre uns vor allem schweren Leid sammt denen, die du uns gegeben hast. Nimm sie in deine treue Obhut; so flehet unsere Seele und vermag nicht anders. Und doch — dein heiliger Wille geschehe. Ja! willst du Herr über uns ausschütten die Schale der Schmerzen und uns des Todes Bitterkeit im eigenen Hause kosten lassen; wir geloben es dir, wir murren nicht, wir zagen nicht, wir wollen es tragen! Du hast in dem vergangenen Jahre mit vielen und schmerzlichen Verlusten auch diese Gemeinde getroffen! Du hast unserm hohen Fürstenhause das ehrwürdige Haupt genommen, welches durch Regententugend und Weisheit weit hinausleuchtete über die mächtigsten Throne dieses Welttheils, an dessen Gruft neben den Fürsten ein trauerndes Volk stand, so still und ernst wie der Sohn an des Vaters Bahre.*) — Erhalte du uns zu reichem und langem Segen den Fürsten dieses Landes, unsern vielgeliebten Herzog, unter dessen beglückender Herrschaft Friede und Freiheit wohnen. Schütze und segne seine erlauchte Gemahlin, sein hohes Haus. Segne die von dir geordnete Obrigkeit, die das Schwert der Gerechtigkeit trägt und den Schild der Wahrheit hält. Segne die Familien in dem stillen Glück ihres Hauses. Segne die Kirchen und Schulen dieses Landes, erhalte in ihnen lebendigen Glauben, fröhliches Vorwärtsstreben und treue Liebe.

Wir stellen uns unter deine schirmende Vaterliebe! Uns alle! Gib einem jeden was zu seinem Frieden dient! Führe

*) Der Tod des Königs Leopold von Belgien fiel in dieses Jahr.

die Irrenden, wecke die Schlafenden, tröste die Traurigen! Mache unser Herz fest und fröhlich, den guten Kampf zu kämpfen, auf daß wir nicht müde werden hinzugehen wo Hülfe fehlt, und in deinem Namen zu trösten und zu segnen und zu wirken bis du uns zu dir rufen willst! Amen.

5.

Für uns!

(Fastenpredigt.)

Text: Jesaias 53, 2—8.

Denn er schießt auf vor ihm wie ein Reis, und wie eine Wurzel aus dürrem Erdreich. Er hatte keine Gestalt noch Schöne; wir sahen ihn, aber da war keine Gestalt, die uns gefallen hätte. Er war der allerverachtetste und unwertheste, voller Schmerzen und Krankheit. Er war so verachtet, daß man das Angesicht vor ihm verbarg; darum haben wir ihn nichts geachtet. Fürwahr er trug unsere Krankheit, und lud auf sich unsere Schmerzen. Wir aber hielten ihn für den, der geplagt und von Gott geschlagen und gemartert wäre. Aber er ist um unserer Missethat willen verwundet, und um unserer Sünde willen zerschlagen. Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilet. Wir gingen alle in der Irre, wie Schafe, ein jeglicher sahe auf seinen Weg: aber der Herr warf unser aller Sünde auf ihn. Da er gestraft und gemartert ward, that er seinen Mund nicht auf, wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführet wird, und wie ein Schaf, das verstummet vor seinem Scherer, und seinen Mund nicht aufthut. Er ist aber aus der Angst und Gericht genommen; wer will seines Lebens Länge ausreden? Denn er ist aus dem Lande der Lebendigen weggerissen, da er um die Missethat meines Volks geplaget ward.

Der Prophet Jesaias, der größeste unter den Propheten, spricht also zu uns und zu allen Zeiten! Es ist dies jene hochberühmte Stelle aus dem dreiundfunfzigsten Kapitel seiner Weissagungen, die einzige, welche den leidenden Messias in vollster unverkennbarster Wahrheit und Anschaulichkeit vor uns hingezeichnet hat! Er ist deshalb der Evangelist unter den Propheten genannt worden und dies dreiundfunfzigste Kapitel ist ein Evangelium mitten im Alten Bunde, eine Verherrlichung des Leidens und der Schmach, wie sie nirgends so gekannt und ausgesprochen unter dem Volke Israel!

Eine Weissagung ist diese Stelle und keine gibt es in der ganzen Heiligen Schrift, die so rein und vollkommen, so ohne alle Deutung und Umbildung erfüllt wäre!

Ist doch Vers für Vers, Wort für Wort zur Wahrheit geworden an dem Reinsten unter den Menschenkindern, der auf Golgatha litt und starb! Hören wir noch einmal:

„Er war der Verachtetste und Unwertheste, voller Schmerzen und Krankheit. Er war so verachtet, daß man das Angesicht vor ihm verbarg, darum haben wir ihn nichts geachtet."

Und dann:

„Da er gestraft und gemartert ward, that er seinen Mund nicht auf, wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird, wie ein Schaf, das verstummt vor seinem Scherer."

Und endlich:

„Und er ist begraben wie die Gottlosen, wiewol er niemand unrecht gethan hat, noch Betrug in seinem Munde gewesen ist."

Wir fragen: Sah der Prophet im Geiste die Leidenstage in Jerusalem, die Leidensgestalt am Kreuze? Den Hohn der Kriegsknechte, die wüthende Priesterschar, den Pöbel mit seinem „Kreuzige"; — sah er durch die Jahrhunderte hindurch

die himmlische Ruhe und Gelassenheit des Heilandes, der wie ein Lamm zur Schlachtbank geführt wurde, und seinen Mund nicht aufthat zur Klage?

Er sah wol ein Bild dieser Art, aber nicht wie durch ein göttliches Wunder und Offenbarung, nein! mit des Dichters Auge, vor dem die ewigen Gedanken Gestalt gewinnen, und es stand darum so klar vor seiner Seele, weil der Gedanke ihm so gewiß war: Nicht die Schuldigen allein, auch die Unschuldigen sollen leiden und ihr Leiden soll eine Sühne werden für die Schuld des ganzen Volkes, eine Errettung für die, welche der Strafe verfallen.

Das wollen die Worte sagen:

„Er ist um unserer Missethat willen verwundet und um unserer Sünden willen zerschlagen. Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten und durch seine Wunden sind wir geheilet.“

So war es ja schon zu des Jesaias Zeit, die kleine Schar der wahrhaft Frommen, die Propheten ernteten Undank und Haß, auf sie schüttete sich die Wuth des Volkes und die Ungnade der Mächtigen aus; — ein Jeremias wurde wegen seiner Strafreden ins Gefängniß geworfen und gesteinigt —; sie trugen die Schuld der sündigen Menge, sie litten und starben, damit ihr Volk einst errettet und wieder erhoben werde.

Welch eine Umwandlung der alten jüdischen Lehre von Lohn und Strafe! Der Unschuldige leidet, dem Schuldigen wird die Strafe erlassen! Welch ein sittliches Räthsel! Der Eine, welcher rein dasteht unter all den Sündern, stirbt den schmachvollsten Verbrechertod! Der Heiland der Welt wird an das Kreuz geschlagen! Kein Schmuck, kein Ehrenglanz, keine Würde umgibt ihn, kein Priesterrock, kein Prophetenmantel, kein Heldenschwert und kein Königsscepter! Als ein Uebel-

thäter wird er verklagt, verlästert, angespieen, gegeiselt, gekreuzigt und am Kreuze noch verhöhnt!

Und warum? „Damit wir Frieden haben, damit unsere Wunden geheilet würden!“

Widerspricht dies nicht offenbar unserm Gerechtigkeitssinn, ja! noch mehr der göttlichen Gerechtigkeit und Weisheit selbst? Empört sich nicht unser Verstand und Gewissen immer von neuem gegen diese Opfer- und Stellvertretungslehre? Ist dies nicht eine dunkle, ja im tiefsten Grunde unsittliche Lehre, daß das Blut Christi ohne all unser Zuthun uns rein wasche von den Sünden und ihrer Schuld? Kann und soll denn ein Mensch also zum Opfer dargebracht werden für andere, wie ein unschuldiges Lamm, dessen Blut am Opferaltar vergossen wird? Kann und darf der heilige Gott ein solches Menschenopfer annehmen oder gar fordern und vorherbestimmen? Ist es denn wahr, daß er der Gerechte die Strafe nicht erlassen darf, vielmehr das Blut als Sühne verlangt, und daß es ihm doch wieder gleich ist, ob das Blut des Schuldigen oder des Schuldlosen fließe? Gibt es denn hier eine Stellvertretung, wie in äußerlichen Dingen, wie bei Geld und Gut, hier auf dem Boden der Sittlichkeit, wo ein jeder für sich selbst einzustehen, für sich selbst die Sünde zu sühnen und das Opfer, nicht das blutige, aber das des Herzens und des ganzen innern Menschen darzubringen hat?

All diese zweifelnden Gedanken erheben sich immer wieder in unserm Innern, und doch fühlen wir es, es liegt eine wunderbare Macht und Wahrheit in jenen zwei Worten: „Für uns“, es liegt in ihnen das Geheimniß der Erlösung. Fügen wir diesen zwei Worten zwei andere hinzu, „ihm nach“, und betrachten wir diese beiden in ihrer unzertrennlichen Einheit, dann lernen wir sie vielleicht verstehen.

Für uns — um unsertwillen, dies Wörtlein fordert, wie unser Luther sagt, eitel gläubige Herzen. Für uns hat er gelitten, für uns ist er gestorben! Und welch ein Leiden, welch ein Tod! So weit wir auch umherblicken über unsere nächste Umgebung und Gegenwart hinaus in ferne Jahrhunderte der Weltgeschichte, und unschuldige Verfolgungen und Märtyrerthum der Menschen betrachten, dieser Tod war der bitterste, mit allem Gift des Hasses, der Gemeinheit und des Undankes getränkt, er war der ungerechteste, in welchem alle Sünde der Zeit gegen den Sündlosen sich entlud! Wir schauen hier die höchste Qual nicht des Leibes allein, auch der Seele, die jeden Streich des Hasses aufs tiefste empfand und unter ihm erzitterte; die höchste Verlassenheit, von allen Menschen, auch den geliebtesten, die höchste Schmach, den Sklaven- und Verbrechertod, und dabei die höchste Geduld und Gelassenheit, die höchste, die alles verzeihende Liebe! Ausgeschlossen wurde der aus der Gemeinschaft der Gerechten, welcher alle zur innigsten Liebesgemeinschaft vereinigen wollte, gleichgeachtet einem gemeinen Verbrecher, der welcher ohne Sünde war, zum Tode geführt der, welcher ewiges Leben in sich trug, ein Aufrührer und Gotteslästerer gescholten der, dessen Predigt Dulden und Erbarmen war! Ja, alles unschuldige Leiden und alle Seelenpein auf dem weiten Erdenrunde, ist es nicht, als ob es in diesem Tode auf Golgatha zusammengefaßt wäre und erhöhet durch die maßlose Ungerechtigkeit, welche den Gerechtesten traf?

Und das alles nur für uns? Nicht auch für ihn selbst? Hat er das alles nur so äußerlich auf sich genommen, als einen fremden Schmerz und fremde Last, als eine Büßung für fremde Schuld, die auf ihn übertragen wurde, ähnlich wie am großen Versöhnungstage das Opferlamm die Sünden des ganzen Volkes auf sich nehmen und sühnen mußte? Nein! halten wir

doch nicht an diesen sinnlichen und äußerlichen Opferdiensten fest, und nehmen nicht das für lautere Wahrheit, was doch nur ein schwaches, unzureichendes Bild ist. Er hat das alles für sich gelitten und leiden müssen. Das gehörte mit zu seinem Leben, zu seiner Lebensaufgabe, zu seiner Sendung in die Welt, zur Erfüllung seines Gehorsams gegen Gott, zur Verkündigung und treuen Bewährung der Wahrheit, die ihm in die Seele gegeben und die er mit seinem Blute versiegeln sollte. Dieses Leiden und dieser Tod war nur die Frucht und Vollendung seines ganzen Lebens, nur die Treue gegen sich selbst. Er hätte sich selbst aufgeben müssen, wenn er vor dem Tode zurückgewichen, wenn er die Wahrheit, die er verkündet, auch nur mit Einem Worte verdunkelt und zurückgenommen hätte. Er starb für die Wahrheit, die er der Menschheit gebracht, und darum für die Menschheit!

Sein Tod war ein Opfertod, — ja — aber das Opfer, welches er darbrachte, war ein Opfer der Treue und des Gehorsams gegen Gott, ein Opfer der Liebe für die Menschen, nicht ein Sühnopfer zur Beschwichtigung des blutige Strafe begehrenden Gottes. Und doch litt und starb er nicht für sich selbst allein, — nein! für uns. Verstehen wir dies Wort nur recht. Es heißt nicht: „an unserer Statt", es heißt: durch uns, unter uns, uns zum Heile! Durch unsere Sünde kam es über ihn, und wieder — uns sollte es zugute kommen. Wie es in unsern Texteswörten so schön heißt: „Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilet."

Oh! bedenket doch meine Freunde, daß dies „für uns" nicht wie ein Räthsel und Wunder vor uns dasteht in der Geisteswelt, als ob nichts Aehnliches vorkomme in der Gemeinschaft der Menschen! Denn diese Gemeinschaft fordert

auch eine Gemeinsamkeit im Guten und Bösen, in Schuld und Erlösung, in Strafe und Befreiung. Ueber die Schuldlosen kommt mit die Strafe der Schuldigen, und wieder über die Schuldigen der Segen der Gerechten! Und ist das nicht das Auszeichnende aller wahrhaft großen, in Segen wirkenden Menschen, daß sie nicht für sich allein stehen und wirken, daß ihr Leben nicht für sie allein hinfließt, vielmehr all ihr Thun und Leiden den mit ihnen Lebenden wie den nachfolgenden Geschlechtern zugute kommt? Sie leben nicht für sich, sondern für die ganze Menschheit! Und noch vielmehr als ihr weithin leuchtendes, heldenmüthiges Leben und Kämpfen kommt ihr unschuldiges Leiden und Sterben der Menschheit zugute. Auch das ist ja ein Opfertod, in welchem der treue Sohn des Vaterlandes für die Seinen, für sein Haus und sein Volk, und für alle die edelsten Güter seiner Nation, auf dem Schlachtfelde verblutet. Wir sprechen in dankbarer Erinnerung an die Helden, welche die Freiheit und Ehre unsers Volkes mit ihrem Blute bezahlt haben: Sie starben für uns. Durch ihre Wunden sind wir geheilet, durch ihren Tod sind wir zu neuem Leben, zu neuer Freiheit erstanden! Und doch ist es noch etwas ganz anderes und höheres, als ein solcher Heldentod, der Märtyrertod! Doch ist es unendlich viel schwerer — unschuldig leiden, als ruhmvoll kämpfen. Jener Tod naht dem Helden mit dem Lorber in der Hand, den er auf das Haupt des Niedersinkenden drückt. Dieser dagegen ist in das Gewand der Schmach gehüllt und die Dornenkrone sein Schmuck. Der heldenmüthige Kämpfer schaut noch mit sterbendem Auge die Siegesfahne und vernimmt die Triumphesklänge, er wird mit Ehren bestattet, von den Genossen gepriesen und sein Tod ist den Seinen selbst noch ein süßer Trost. Wie ganz anders das Ende des unschuldig Leidenden! Hier ist alles

Nacht und Schmach und Verlassenheit! In weite und dunkle Ferne gerückt ist alles, was die Seele trösten und erheben kann über die Pein des Augenblickes, der Sieg und der Segen, welcher einst aus diesem Tode hervorquellen wird!

Und doch wieder — der Tod des Unschuldigen, der Leidens- und Verbrechertod, ist ergreifender und entzündender als alles andere, ist die lauteste Verkündigung, die rührendste Predigt, die festeste Besiegelung der Wahrheit! Das unschuldig vergossene Blut ist unvertilgbar in seinen Spuren, aus diesem thränengetränkten Acker keimen immer neue Saaten empor, aus diesen heiligen und unvergeßlichen Erinnerungen sprossen der Liebe schönste Blüten!

Und dann dieser Tod! Der Tod des Einen Reinen in der befleckten Welt um ihn her! Dies helle Licht in der dunklen Sündennacht! Dies liebeerfüllte Herz, der Zielpunkt für alle die Geschosse des Hohnes und Hasses!

Und war es denn nur ein trauriges Leiden und Sterben, nur ein Anblick des Mitleids und Jammers? Oh! nein! Es war viel mehr. Es war dies Leiden erfüllt und getränkt mit göttlichem Leben, mit unvergleichlicher, alles tragender Liebe, mit heiliger Siegesgewißheit!

Es wurde in diesem Tode offenbar alles was bis dahin als ein Geheimniß verschlossen geblieben und den stumpfen Augen der Menge sich entzogen hatte; jetzt strahlte es hindurch, wie durch einen dünnen Erdenflor, so hell wie sonst nie!

Selbst der Schächer am Kreuz und der römische Kriegsmann unter dem Kreuz, wurden überwältigt und schlugen ans Herz, als sie den Tod des Gerechten schauten! Erst der Tod, der so oft das Verborgene aufthut und die Räthsel löst, zerriß auch hier den letzten verhüllenden Schleier, offenbarte den ganzen Reichthum des Lebens, der Liebe unendliche Fülle!

Wohlan denn, — für uns ist er, da die Zeiten erfüllet, in die Welt gesandt! Für uns hat er gelitten und die Wahrheit verkündet und Erbarmen geübt! Für uns hat er den Leidenskelch getrunken und ist hinabgestiegen bis in den Tod! Zu unserm Heil, zu unserm Trost, zu unserer Kraft! Auf daß wir Frieden hätten!

Und so soll denn ein jeder von uns sprechen: Auch für dich! Auch für dich ist er eine Quelle des Lebens, auch deine Krankheit ist von dir genommen, auch deine Wunden sind geheilet, und er senkt sich hinein mit seinen Schmerzen in dein schlagendes Herz und erneuert sich immer wieder in dir von Tag zu Tag! Auch heute sind wir wieder versammelt, um den Tod des Herrn zu verkündigen, um mit ihm herabzuziehen vom Oelberg nach Jerusalem und von dort wieder hinauf nach Golgathas Höhen! Immer wieder in diesen stillen und geweihten Wochen der Passionszeit verklärt sich in unserm Geiste das Bild des leidenden Messias, erneuert sich das Andenken an den Tod des Unschuldigen, der die Welt mit seiner Liebe umfaßt, der mit seinen Schmerzen unsere Schmerzen geweiht, mit seinem Sterben unserm Sterben Kraft gegeben.

Und doch, meine Freunde, nicht genug ist es mit dieser wehmüthigen Erinnerung, nicht auf das Nachempfinden und Nachweinen allein kommt es an, nein! auf das Nachfolgen! „Wer mein Jünger sein will", spricht er selbst, „der nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach."

Ja! das Wort „für uns" hat keine Kraft und keinen Werth, ohne das andere: „mit ihm, — ihm nach!" Liegt doch das ganze Geheimniß der Erlösung und die Beantwortung der Frage, wie die Leiden und der Tod des Einen der ganzen Menschheit zugute kommen konnten, in der Bedeutung und

Wirksamkeit der geistigen Gemeinschaft, in der ergreifenden, mitfortziehenden, ansteckenden Macht des Vorbildes!

Wir sollen Christo nachfolgen auf allen seinen Wegen, denn er ist uns zum Vorbilde gesetzt in allem, vornehmlich aber auf diesem letzten Leidenswege. Wieviel können wir da lernen und wieviel vergessen und abthun, wenn wir unverwandt auf seine Spuren schauen und Schritt für Schritt ihm nachfolgen! Ich will euch heute nicht alle die Schmerzenswege noch einmal führen, die er gewandelt, nicht alle die Bilder der Bosheit und Roheit, welche damals vor seine Seele traten, vor euch aufrollen, nicht vor den Hohen Rath mit euch treten, in dessen Mitte er von den Juden angespien und mit Fäusten geschlagen wurde, nicht unter die Kriegsknechte, die ihm die Dornenkrone aufsetzten und spottend riefen: „Gegrüßet seist du, der Juden König"; nicht unter das tobende Volk, das sein „Kreuzige" schrie; nicht vor den ungläubig lächelnden Pilatus und den stumpfsinnigen, schaulustigen Herodes sammt seinem Hofgesinde; — ihr kennt sie ja die stille Duldermiene mit all der himmlischen Gelassenheit und Entsagung; ihr erinnert euch seines erhabenen, männlich-ernsten Schweigens und dann wieder seines lauten und offenen Bekennens; seines Bangens in Gethsemane und dann wieder seiner freudigen Ergebung in den Willen des Vaters, seiner Verlassenheit von der ganzen Welt und seiner seligen Gottesgewißheit, in der er sprechen konnte: „Aber ich bin nicht alleine, denn der Vater ist bei mir!"

Oder soll ich wenigstens seine letzten Worte am Kreuze zurückrufen in euere Erinnerung, Worte des geistigen und leiblichen Schmerzes, Worte der Liebe, der vergebenden für die Feinde, der verheißenden für die Verbrecher an seiner Seite, der Sorge für die Theuersten, die Mutter und die Jünger;

Worte der Vergebung und der Vollendung, da alles vollbracht und da er seinen Geist befahl in des Vaters Hände?

Und was ist es, das wir uns aus all diesen einzelnen Worten seines himmlisch verklärten Leidens zu eigen machen, was ist es, worin wir ihm nachfolgen sollen? Wir leiden und sterben mit ihm, wenn wir gleich ihm die Welt überwinden, d. h. wenn wir gleich ihm gelassen sind im tiefsten Unglück, gleich ihm in allen Dingen und Lagen uns Gott befehlen, gleich ihm die Liebe bewahren unter allen Schmerzen und Demüthigungen und gegen alle Menschen, auch die Feinde!

Ja! in dem Einen: „die Welt überwinden“, ist das alles zusammengefaßt! Aber wie schwer dies Eine! Die Welt überwinden, alles was ihr angehört, Güter und Freuden nicht achten und gerne hingeben, da wo Gott und unser Gewissen es von uns fordert, da wo wir für die Wahrheit eintreten sollen! Die Welt überwinden, nicht die Außenwelt allein, auch die Innenwelt, uns selbst, sammt unsern Leidenschaften, wie der Apostel sagt: unser Fleisch kreuzigen, sammt unsern Lüsten und Begierden.

Wenn wir also die Welt überwunden haben, dann ist auch unser die Gelassenheit im tiefsten Unglück. Wieviel haben wir zu kämpfen und zu entsagen, zu zittern und zu zagen und das Liebste von unserer Seele zu reißen, bis wir dahin gekommen; bis wir niedergerungen das eigene Wollen und Widerstreben und alles Murren und Klagen und Zweifeln, bis wir ganz stille geworden in unserer Seele, und alles Unglück uns nicht beugen, alle Ungerechtigkeit uns nicht verbittern kann; bis wir Christo ähnlich geworden und auch von uns jenes Wort gilt: „da er gestraft und gemartert ward, that er seinen Mund nicht auf, wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird!“

Und diese Gelassenheit der Seele, wie mögen wir sie anders finden, als dann, wenn wir uns in allen Dingen und Lagen Gott befehlen? Dann stehen wir ja in seiner Hut. Dann hält er uns mit seinem Arm; dann gibt er uns reichlich wieder was er uns genommen, und heilet die Wunden, die er geschlagen. Dann macht er uns sicher und gefaßt. Wenn wir vor der Entscheidung unsers Schicksals beten können: „Vater, nicht mein, sondern dein Wille geschehe"; und nach derselben, wenn das Schwerste über uns gekommen, ja, wenn der Tod selbst ganz nahe vor uns steht: „Vater ich befehle meinen Geist in deine Hände!"

Und, wenn wir in Gott unsere Anker geworfen, höret auch nicht die Liebe auf, die Gott selbst ist. Was wäre denn diese Liebe, wenn sie aufhörte? Wahre Liebe läßt sich nicht verbittern! Auch im Todesschmerz, und im Erdulden des bittersten Unrechts läßt sie sich nicht erbittern. Ich weiß es wohl, es ist das das Höchste und Schwerste. Das Gebet für die Mörder mitten im Sterben: Vater vergib ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun. Diese Liebe für die arme sündige Menschheit, die bis zum letzten Hauche die Seele erfüllte, und die noch am Kreuze nach allen Seiten hin ausstrahlte, sorgend; vergebend, verheißend.

Wir stehen hier auf dem Calvarienberge, auf den Höhen der Menschheit! Aber so steil die Höhe und so schwer das Kreuz, wir folgen unserm Herrn nach! Amen.

6.

Der Verräther.

(Fastenpredigt.)

Text: Joh. 13, 21—27.

Da Jesus solches gesagt hatte, ward er betrübt im Geist, und zeugete, und sprach: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: einer unter euch wird mich verrathen. Da sahen sich die Jünger untereinander an, und ward ihnen bange, von welchem er redete. Es war aber einer unter seinen Jüngern, der zu Tische saß an der Brust Jesu, welchen Jesus liebhatte. Dem winkte Simon Petrus, daß er forschen sollte, wer es wäre, von dem er sagte. Denn derselbe lag an der Brust Jesu, und sprach zu ihm: Herr, wer ist es? Jesus antwortete: Der ist es, dem ich den Bissen eintauche, und gebe. Und er tauchte den Bissen ein, und gab ihn Juda Simonis Ischarioth. Und nach dem Bissen fuhr der Satan in ihn. Da sprach Jesus zu ihm: Was du thust, das thue bald.

Eine Zeit ernstester Sammlung und Einkehr, in welcher auch des Winters geräuschvolle und prunkende Geselligkeit nach

und nach verstummt, und das ganze äußere Leben stiller und gehaltener wird, liegt vor uns allen. Es ist dies ja die Leidenszeit unsers Heilandes und Herrn. Von unsern Kanzeln all überall soll an diesen Fastensonntagen sein heiliges Leiden verkündet werden, um sein Kreuz sollen wir uns sammeln. Vorbereiten sollen wir alle unsere Seele auf das höchste Fest der Christenheit, auf die hehrste Woche des Jahres, die Charwoche! Wir sollen wieder in unserm eigenen Innern diese Charwoche erneuern, und mit dem Herrn nach Jerusalem ziehen, um mit ihm zu sterben. Wir wissen es wohl, das Leiden des Herrn beginnt schon früher, als in der dunklen Gebetsnacht, im Garten zu Gethsemane und in der Gerichtshalle zu Jerusalem und an des Kreuzes Pfahl; schon als er den Oelberg herabzieht, weint er über Jerusalem und empfindet den tiefsten Schmerz, den der Welt Undank und Unglaube bereiten kann. Aber bis an den Rand gefüllt wurde der Leidenskelch erst in jenen letzten Tagen, in welchen alle Sünde seiner Zeit sich sammelte um ihn, aller Haß und Ungerechtigkeit auf den Einen, den Gerechten sich entlud, in welchen er ganz allein dastand, unverstanden, verlassen, verleugnet, verrathen von den Liebsten.

Verlassen von den Liebsten, verrathen und verleugnet von denen, die er an sein Herz gezogen.

Des Judas Verrath und des Petrus Verleugnung, diese beiden haben vielleicht unter allen Verwundungen jener Tage, unter allen Seelenschmerzen am tiefsten ihn in das Herz getroffen! Und diese beiden Jünger wieder — kaum mögen wir sie miteinander vergleichen! Der eine fiel, getrieben von den gemeinsten Regungen der Seele, der andere in Furcht und Wankelmuth! Der eine sank so tief, daß er nicht wieder sich zu erheben vermochte, sein Ende war Verzweiflung und Selbstmord. Der andere erhob sich wieder vom Fall, ging durch

die bitterste Reue hindurch und wurde zu einem Felsenmann, der jene schwache Stunde sühnte mit seinem Leben, der gleich seinem Meister gekreuzigt wurde, nach der Erzählung der Kirche mit dem Haupte nach unten gewandt, weil er sich nicht werth hielt, dem Herrn zu gleichen!

Heute, meine Freunde, soll des Verräthers Bild vor unsere Seele treten, zugleich mit dem, der ihn unter die Zahl der Auserwählten berief und der noch das letzte Mahl der Liebe mit ihm theilte. Und dann, wenn wir dies Leben geschaut, in seiner innern Verderbniß und seinem unseligen Ende, laßt uns in die eigene Seele blicken und ernst uns selber prüfen und richten, auf daß wir bestehen mögen in der Stunde der Gefahr!

Es ist eine oft gemachte Erfahrung, daß die Sünde, welche die Welt täglich begeht und an welcher sie fast gleichgültig vorübergeht, ihr plötzlich so empörend, so unnatürlich erscheint, wenn ihre Aufmerksamkeit durch ein schreckliches in die Augen fallendes Ereigniß gefesselt wird. Dann verhüllt sie sich wie vor einer ganz unmenschlichen That, dann spricht sie ihr Verdammungsurtheil in den härtesten Worten aus, ohne nur einen Augenblick zu prüfen, ob das Böse, das hier in so vollen Farben und so grellem Lichte vor sie tritt, etwas anderes sei als dasjenige, das in ihrer eigenen Brust verschlossen liegt. Wie viele Namen in der Weltgeschichte, die also ausgeprägt wurden zu Schreckbildern und Gespenstern, deren Träger für alle Zeiten, wie mit glühendem Eisen, gezeichnet wurden!

So auch der des Judas Ischarioth. Ist doch der Judaskuß noch heute das Bild teuflischster Bosheit und der Preis der dreißig Silberlinge des gemeinsten Verräthers Lohn! Hat doch der große Dichter der Hölle in seiner Beschreibung der Unterwelt dem Judas einen von allen andern Verdammten ab-

gesonderten Ort zugewiesen, in welchem er von dem Fürsten der Finsterniß selber gepeinigt wird! Oh! wer unter uns möchte den Verräther des Herrn rein waschen von seiner Schuld, oder auch nur verkleinern die gräßliche That? Wer möchte den Abscheu vor ihm einen ungerechten nennen? Und doch, — wir haben kein Recht ihn gleichsam aus der Mitte des Menschengeschlechts zu verbannen, als ob er nicht aus der Erde stamme, sondern aus dem Abgrunde emporgestiegen sei. Wir haben kein Recht, zum Besten der Frömmigkeit zu übertreiben, und das menschliche Angesicht in das eines Teufels zu verwandeln. Vielmehr, wir glauben die rechte Frömmigkeit könne wohl bestehen mit der lautern, nüchternen Wahrheit und ohne den Reiz der ausmalenden Phantasie, ohne die Zerrbilder, an denen die schaulustige Menge sich weidet. Wir glauben sogar, der Abscheu gegen das Böse sei erst dann rechter Art, wenn wir dasselbe nicht als ein ganz Unmenschliches, uns Fremdes anschauen, das in einzelnen gespenstischen Gestalten vor uns aufsteigt, wenn wir vielmehr erkennen, daß auch die von der Weltgeschichte gezeichneten Menschen noch so viel Menschliches an sich tragen und uns so nahe im Geiste verwandt sind, und daß die Riesenlinien, welche ihre Bosheit angenommen, nur dadurch entstanden sind, daß sie mit den großen weltbewegenden Ereignissen so eng verflochten wurden.

Und nun betrachtet des Judas Verrath! War er denn wirklich ein so ganz frecher und gewissenloser, oder ein so ganz gleichgültiger, allem Höhern abgestorbener Mensch? Wir vermögen es nicht zu glauben. Hätte Christus ihn dann mit aufgenommen unter die Zahl der Jünger? Er der rechte Menschenkenner, der wohl wußte, was in der Seele lebte! Oder — nahm er ihn nur auf, damit er ihn verriethe, damit er das gottgewollte Geschick erfülle? Unmöglich! Er hat

niemanden zum Verderben berufen, auch nicht das Kind des Verderbens, sondern alle zum Heil. Er hat nicht zum Scheine nur und um ein grausames Spiel zu treiben seine Jünger erwählt. Wir meinen vielmehr, auch der Judas aus Kerioth habe bei dem ersten Auftreten Jesu an der Verkündigung seines messianischen Reiches freudigen Antheil genommen und seine Hoffnung auf das Reich durch die Hingebung an ihn selbst bezeugt. Aber der Glaube an den Messias war bei ihm, wie bei so vielen andern, noch sehr sinnlicher und zugleich sehr selbstsüchtiger Art. Er war eine durchaus praktische auf die gemeine Nützlichkeit gerichtete Natur. So wie Petrus sich durch rasches Ungestüm, durch leicht auflodernde Leidenschaft auszeichnete, so er durch praktischen Sinn und Geschick, und gewiß nicht ohne Grund war er zum Verwalter der Kasse und Geschäftsführer der sich um Jesu scharenden Jünger erwählt. Ueberall war er gewohnt, den Werth der Dinge nach ihrem Nutzen nnd nach klingender Münze zu berechnen, wie uns dies so klar vor Augen tritt aus jener Erzählung von der Salbung des Herrn durch die Maria, bei welcher er murrend auffährt mit dem Wort: „Warum ist diese Salbe nicht verkauft um dreihundert Denare und den Armen gegeben?“ Er hat keinen Sinn für den Ausdruck zarter Empfindung, für die rührenden Zeichen hingebender Liebe, er kennt nur das was nützt und gilt, und kostbar ist ihm nur das, was die Kosten voll aufwiegt. Und so ist es auch mit seiner Anhänglichkeit an den Herrn. Er hat gehofft, wie wol manche seiner Mitjünger, daß Jesus ein irdisches Königreich gründen werde, in welchem auch ihm eine bevorzugte Stelle zugedacht sei. Nun erfüllt sich das alles nicht. Drei lange Jahre sind ungenützt verflossen, drei mühselige Jahre ist er mit dem Herrn umhergezogen und hat mit ihm Elend und Entsagung, ja! den Spott der Mäch-

tigen und Vornehmen getheilt. Oefter wol hatte sich die Gelegenheit geboten, das messianische Königthum aufzurichten; damals in Galiläa, als sich das Volk um Jesum scharte, um ihn zum König auszurufen, und er in das Gebirge floh, — und nun zuletzt wieder, da er unter dem jubelnden Hosianna einzog in die heilige Stadt. Aber immer hatte der Herr die Versuchung zurückgewiesen und die Begeisterung der Menge wieder erkalten lassen. „Mein Reich ist nicht von dieser Welt" — dieser Gedanke ist in ihm, vielleicht nach längerm Kampfe, zur vollen Gewißheit erstarkt, er schwankt nun nicht mehr; ein Reich des Geistes und der Wahrheit will er aufrichten, aller äußern Herrschaft und Herrlichkeit freudig entsagen, ja selbst in den Tod gehen, um für die Wahrheit zu zeugen. So sah denn Judas alle seine Hoffnungen schwinden. Wozu, so mochte er in seinem Innern sprechen, all dies Reden und Verkündigen, diese aufreizenden Angriffe gegen die Schriftgelehrten und Pharisäer, gegen Sabbat und Tempeldienst, durch welche die mächtige Priesterschar nur immer mehr erbittert wird; wozu die ewigen Sittensprüche und Gleichnisse vom Reich Gottes, und es selbst schwebt in den Wolken? Es bleibt bei den Worten und kommt nimmer zu Thaten. So will er es denn zu einer raschen und gewaltsamen Entscheidung treiben. Entweder, so denkt er, ist dieser Jesus von Nazareth wirklich der Messias, oder er ist ein falscher Prophet. Aber dem Zweifel und Schwanken muß um jeden Preis ein Ende gemacht werden. Ist er der wahre Messias, wohlan, so wird er mit überirdischer Macht seine Ketten brechen, die Legionen des Himmels werden ihm zu Hülfe eilen, und seine Feinde durch Feuer und Schwert verzehrt werden. Ist er es aber nicht, — was hat er dann der Strafe Werthes begangen? Man tödtet einen Menschen um solcher Anklagen willen nicht. Man macht ihn nur unschädlich.

Man wird ihn geiseln und dann wieder entlassen, mit dem ernsten Verbote nie wieder öffentlich zu lehren! So hat er vielleicht sein Gewissen beschwichtigt. Denn, das ist unzweifelhaft — zum Tode will er ihn nicht führen. Auf diesen furchtbaren Ausgang ist er nicht gefaßt. Das bezeugt uns ja unwidersprechlich sein Ende. Es heißt: „Da das Judas sahe, daß er verdammt war zum Tode, gereuete es ihn — und sprach, ich habe übel gethan, daß ich unschuldig Blut verrathen habe." Das bezeuget deutlich die jähe Verzweiflung, in die er stürzt, die wilde Hast, mit welcher er das Blutgeld von sich wirft, und dann das entsetzliche Ende!

Hier thun wir einen tiefen Blick in die umnachtete Seele. Sie ist noch nicht völlig verloren. Auch diesem Kinde des Verderbens kann von der ewigen Barmherzigkeit noch verziehen werden. Sie ist noch nicht völlig verhärtet in des kalten Mammons Dienst. Sie ist noch nicht untergegangen in Habsucht und Ehrsucht. Da „gereuete es ihn", heißt es. Da überfällt ihn unsägliche Angst und Verzweiflung. Und wie durch einen Blitzstrahl, der in seine Seele fällt, erkennt er mit Einem Blick seinen Herrn und Meister wieder, ihn, den er einst geliebt, an dem er wol zuletzt gezweifelt und gegen den er gemurrt, den er aber doch nie zu lieben aufgehört. Er erkennt ihn als den Gerechten, dessen unschuldig Blut er vergossen. Diese Gerechtigkeit strahlet vor ihm in solchem Glanze, daß sie die Geistesaugen versengt und seine eigene Treulosigkeit und Verrath mit Feuerzügen vor seine Seele führt. Da hält er die Mitglieder des Hohen Rathes, die Jesum zu Pilato führen, an, mitten auf dem Wege, und ruft ihnen zu: „Ich habe gesündigt, ich habe unschuldig Blut verkauft." Da eilet er, als sie höhnend sich abwenden mit den Worten: was gehet das uns

an, weiter in den Tempel, wirft den Sündenlohn hin, und glaubt mit dem Sündengelde auch der Sündenangst ledig zu sein. Aber sie bleibt! Es bleibt der unversöhnliche Ankläger in seiner Seele. Und diese Stimme ist so drohend und laut, daß er das Leben selbst hinwirft, um ihr zu entfliehen. Wir wissen es wohl: Es ist diese Reue der Verzweiflung nicht die rechte, diese Traurigkeit nicht die göttliche, welche zur Seligkeit führt, eine Reue, die niemand gereuet. Es ist dieses Ende eine furchtbare Strafpredigt, eine tiefergreifende Offenbarung der Gerechtigkeit Gottes! Aber — wir urtheilen milder als die große Menge. Wir machen den verirrten Jünger des Herrn nicht zu einem Scheusal ohnegleichen. Wir schauen in dieser verfinsterten Seele noch einen Strahl göttlichen Lichtes, göttlicher Liebe, — wir vernehmen ja noch des Gewissens Donnerstimme!

Und nun, blicken wir auf den Herrn! Wie milde ist er! Wie trauernd wehmüthig seine Stimmung! Er hat wol lange schon das keimende Verderben geschaut in des Jüngers Seele, der sich murrend von ihm abgewandt im Geiste und über den finstern Entschlüssen brütete, die nun zur That gereift. Er weiß es, dieser wird ihn überliefern in der Feinde Hände. Und doch hat er ihn nicht von sich gestoßen, und ihn nicht hart bedrohet abzustehen von dem Frevel. Ihr fragt wol verwundert: Warum? Nur ein trauernd-ernstes Wort hat er für ihn: „Was du thust, das thue bald.“ Fast klingt das wie des Schicksals Stimme, wie ein dunkles Verhängniß, das einmal beschlossen nicht wieder geändert werden kann, und doch ist es nichts, als der Ausdruck der Ergebung in den Willen des Vaters, der vollen Bereitschaft den bittern Kelch zu trinken. Er weiß es, diese Seele gehet den Weg, der in den Abgrund führt, sie ist nicht mehr aufzuhalten und kein drohend hartes Wort

vermag sie wiederzugewinnen. Er weiß es auch, der Liebe Gewalt, welche die höchste ist auf Erden, dringt nicht mehr in diese Nacht, und doch übt er sie bis ans Ende, wie gegen die Jünger alle, auch gegen den Verräther! Aber wie mächtig war doch dieser stille, leidensvolle Blick der Liebe, der dem Petrus zugewandt, ihn also traf, daß er bitterlich weinte, und der auch in des Judas Seele fiel, da er aus des Herrn Hand den Bissen empfing! Und glitt er auch in jener dunkeln Stunde am Bache Kidron machtlos an ihm vorüber, doch tauchte er wieder vor seiner Seele auf, als das Unerwartete geschah, als der Gerechte zum Tode geführt wurde und ihm die innere Stimme zurief: Du hast den Unschuldigen verrathen, du hast das Blut dessen, der dich geliebt, auf dein Haupt geladen!

Nun aber laßt uns in die eigene Seele blicken! Ist ihr denn wirklich des Judas grauenvolle That so ganz und gar fremd? Findet sich nichts in ihr von diesem Verrath? Nehmen wir es nur recht ernst mit uns selbst. Gehen wir zurück bis auf die tiefste Wurzel dieses Verraths. Ist sie nicht Habsucht und Ehrsucht? Jener Sinn für die gemeine Nützlichkeit, für Wohlleben und Fortkommen, für die Wirklichkeit, wie man heute so gern beschönigend sagt, der auch in unserer Zeit die so viele Gemüther treibende und beherrschende Allgewalt ist und die edlern Gefühle, alle echte Liebe und Treue und Aufopferung, zu zerstören droht. Ist es nicht also auch heute? Ist es nicht eine erschreckende Erfahrung, die wir täglich machen auch bei den Besten, daß die Treue anfängt zu wanken, daß die Ueberzeugungen der Menschen sich wandeln wie ein Kleid, daß die rohen Thatsachen viel mächtiger sind als die sittlichen Grundsätze, daß die Vorstellungen von Recht und Unrecht, von Wahrheit und Lüge schwanken, wie die Rohrhalme vom Winde

bewegt; daß es so unendlich wenige gibt, die treu bleiben den heiligsten und innersten Ueberzeugungen, welche sie errungen im Sturm und Kampf, in Wissenschaft und Leben, in Nachdenken und Erfahrung, und so viele Ueberläufer und Fahnenflüchtige und Verräther, die heute anbeten, was sie gestern verdammten, heute verrathen, was sie gestern liebten, und die ihr Gewissen damit beschwichtigen, daß die Verhältnisse so ganz andere geworden und daß es die Aufgabe jedes praktischen und verständigen Mannes sei, den Verhältnissen Rechnung zu tragen. Ja! nennen wir diese Sünde der Zeit bei ihrem rechten Namen. Sie heißt: Treulosigkeit! Und diese Treulosigkeit ist die Mutter des Verraths! Wie weit ist noch der Weg bis zum Judaskuß? Bis zum Abschluß des schmählichen Handels? Bis zum Verkauf der eigenen Seele? Wie weit ist es noch von der ersten kühlen Abwendung, dem ersten, feigen Verlassen dessen, was wir einst geliebt und geglaubt und dem wir die ganze Seele hingegeben, bis zum offenen Verleugnen und Verrathen? Haben wir einmal die Treue gebrochen und den Nerv der Liebe durchschnitten und sind abgefallen von uns selbst, dann geht es so rasch, dann schreiten wir ohne viel stillzustehen und uns umzuschauen fort von Stufe zu Stufe, nur dem folgend, was der kalte Verstand uns räth, was zweckmäßig ist und zum Ziele führt, dem Gelde, der Ehre, der Macht!

Hat nicht der Verräther Judas das auch gethan? Hat nicht auch er Rechnung getragen den Verhältnissen, er der kühle Rechner, der wohl erkannt, daß sein Herr und Meister am Scheidewege stehe und nur durch eine entschlossene Gewaltthat die königliche Macht erringen könne? Hat er nicht mit den Obersten in Israel sich in freundlichen Verkehr gesetzt und sich vor sich selbst damit entschuldigt, daß dieser Hohe Rath nun einmal die höchste Macht in Jerusalem sei, und daß, wenn dieser

befehle, ihm den Aufenthalt des Volksverführers anzuzeigen, er gehorchen müsse. Ja, meine Freunde. Es gibt auch in unserer Zeit viele der Treulosen und Feilen, derer, welche um Silberstücke oder um Menschengunst und Fortkommen und Ehrenstellen, gleichviel wie groß die bedungene Summe, ob um dreißig Silberlinge, ob um Hunderte oder Hunderttausende, das Heiligste, was sie haben, verrathen! Und wendet ihr mir ein: — „aber sie verrathen doch nicht den Herrn selbst, nicht wie Judas den geliebten Meister, mit dem er in täglichem und innigstem Verkehr stand und an den er durch der Dankbarkeit heiligste Bande gebunden war“ — so antworte ich euch: Auch sie verrathen das Liebste und Beste, was sie haben. Sei es die Freunde, mit denen sie bis dahin auf Einem Wege gingen und von denen sie sich nun trennen, um besser vorwärts zu kommen; sei es die Liebe ihres Herzens, die sie aufgeben, um rascher zu Macht und Ansehen emporzusteigen; seien es alle die alten und heiligen Bande der Anhänglichkeit an Heimat und Vaterhaus, an zärtlich liebende Aeltern, die sie kühlen Sinnes zerreißen, um nur sich selbst zu leben? Oder sind sie gar treulos gegen sich selbst? Gegen ihr eigen besseres, unsterbliches Selbst? Verleugnen und verrathen sie ihr eigen Gewissen? Ihre heiligsten Ueberzeugungen? Wisset: diese Sünde ist die größeste! Dieser Verrath ist noch schwärzer als der gegen den Herrn. Gedenket doch jenes Wortes, das er selbst gesprochen: „Alle Sünde und Lästerung wird den Menschen vergeben, aber die Lästerung wider den Heiligen Geist wird ihnen nicht vergeben. Und wer etwas redet wider des Menschen Sohn, dem wird es vergeben, aber wer etwas redet wider den Heiligen Geist, dem wird es nicht vergeben, weder in dieser noch in jener Welt!“

Was will dies dunkle Wort uns lehren? Die Sünde

wider den Heiligen Geist, die nicht vergeben wird, ist die Sünde wider die eigene bessere Ueberzeugung, wider das Gewissen, ist die Betäubung des Gewissens um Geld und Gut, um Macht und Ehrenstellen.

Aber ganz läßt sich, wenigstens bei den tiefern Naturen, das Gewissen nicht betäuben. Es erwacht immer wieder wie beim Judas und dann ist es ein lauter Aufschrei der Verzweiflung, ein jähes Ende! Auch unsere Zeit ist, wie jene, eine schwere und verantwortungsvolle, in der viele gewogen werden und zu leicht befunden. Auch unsere Zeit ist eine Zeit des Kampfes, in welcher jeder auf seinem Posten stehen soll und treu bleiben sich selbst und den heiligen Ueberzeugungen, die er in seinem Innern ergriffen und denen er sich angelobt hat! Möchten wir alle uns das recht klar machen, daß Glaube nicht zu denken ist ohne Ueberzeugungstreue, ja, daß er in ihr erst seine Vollendung findet! Möchten wir alle in diesen ernsten Wochen uns selbst prüfen und fragen, ob wir des Herrn, den wir im Geiste begleiten, werth seien, und uns selbst stärken und befestigen, daß wir ihm nachfolgen in heiliger opfermuthiger Wahrheit, durch Gunst und Ungunst der Menschen, durch Gefahren und Versuchungen mitten hindurch! Wir blicken hinauf zu dem, der hinangestiegen zu Golgathas Höhen, wir geloben uns ihm von neuem, wir flehen ihn an um seine Kraft, um seine Treue, um seine Geduld! Amen.

7.

Die Offenbarung des Herrn.

(Osterpredigt.)

Ostern, Ostern, Frühlingswehen,
Ostern, Ostern, Auferstehen
Aus der tiefen Grabesnacht.
Blumen sollen fröhlich blühen,
Herzen sollen himmlisch glühen,
Denn der Heiland ist erwacht.

Text: Joh. 20, 11—18.

Maria aber stand vor dem Grabe und weinete draußen. Als sie nun weinete, kuckte sie in das Grab, und siehet zween Engel in weißen Kleidern sitzen, einen zu den Häupten und den andern zu den Füßen, da sie den Leichnam Jesu hingelegt hatten. Und dieselbigen sprachen zu ihr: Weib, was weinest du? Sie spricht zu ihnen: Sie haben meinen Herrn weggenommen und ich weiß nicht, wo sie ihn hingelegt haben. Und als sie das sagte, wandte sie sich zurück und siehet Jesum stehen, und weiß nicht, daß es Jesus ist. Spricht Jesus zu ihr: Weib, was weinest du? Wen suchest du? Sie meinet, es sei der Gärtner, und spricht zu ihm: Herr, hast du ihn weggetragen, so sage mir, wo hast du ihn

hingelegt? so will ich ihn holen. Spricht Jesus zu ihr: Maria! Da wandte sie sich um und spricht zu ihm: Rabbuni! das heißt, Meister. Spricht Jesus zu ihr: Rühre mich nicht an, denn ich bin noch nicht aufgefahren zu meinem Vater. Gehe aber hin zu meinen Brüdern und sage ihnen: Ich fahre auf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott. Maria Magdalena kommt und verkündiget den Jüngern: Ich habe den Herrn gesehen, und solches hat er zu mir gesagt.

Unter allen Ostererzählungen gehört diese von der ersten Offenbarung des Herrn an die Maria Magdalena zu den schönsten und rührendsten. Nur eine möchte ich ihr noch vergleichen, die von jenem nebelumflorten Frühmahl am See Genezareth, mit der ergreifenden und immer wiederkehrenden Frage: „Simon Johanna hast du mich lieb?" Die Auserwählten unter den Jüngern, vor allem Petrus und Johannes, sind es, denen er dort am Galiläischen Meer erscheint und wie einst gebietet, die Netze auszuwerfen, mit denen er dann das liebegesegnete Mahl theilt. Hier aber ist es die Maria Magdalena, die einst zu seinen Füßen saß und mit ihren Thränen ihn netzte bei jener Weihe zum Tode! Sie war die nächste am Kreuze, die erste am Grabe. „Frühe", heißt es, „da es noch finster war, kam sie zum Grabe." Sie war eher noch dort als des Tages Licht, als Petrus und Johannes, die sie herbeirief zum Grabe. Sie war auch die erste, welcher der Herr sich offenbarte. Die erste Verkünderin seines Lebens, die erste Evangelistin. Alle Auferstehungsnachrichten gehen zurück zu ihr, als der Quelle!

So laßt uns denn diese erste Offenbarung des Herrn an die Maria betrachten: Und zuerst die Frage, sodann den Gruß und endlich die Verheißung.

„Maria aber", heißt es in den ersten Worten unsers Textes, „stand vor dem Grabe und weinete draußen." Die Jünger, welche sie herbeigerufen, waren hinabgestiegen in das Grab, um zu schauen und zu untersuchen, sie aber stand draußen. Und weinete! Sie war ganz in den Schmerz des Todes hingegeben. Sie hatte nichts als Thränen! Die ganze Außenwelt versank vor ihren Augen, sie vermochte nichts anderes zu fassen, als daß der nicht mehr lebe, der ihres Lebens Leben war. Sie weinte draußen vor dem Grabe. Was können wir denn anders als weinen, solange wir vor einem Grabe stehen! Da ist ja nichts als Tod und Dunkel und Hoffnungslosigkeit. Solange wir nicht hindurchgedrungen durch das Grab und nach oben geschaut und das Wort vernommen: „was suchet ihr die Lebendigen bei den Todten?"

Und die Frage, die an sie ergeht, das erste Wort an ein Menschenkind aus dem Munde des Auferstandenen ist: „Was weinest du? Wen suchest du?" So sprach der, welcher auferstanden, um aller Weinenden Thränen zu trocknen, um allen Suchenden den Weg zu weisen, um alle Dürstenden zu erquicken! Wie wir auch denken mögen über diese Erscheinungen, ob wir sie für solche halten, welche mit dem äußern Auge, oder welche mit dem Auge des Geistes geschaut wurden, ob diese Worte äußerlich oder im Innern vernommen wurden, einfach und wunderbar ergreifend sind sie alle! Wie aus einer verklärten Welt. „Friede sei mit euch!" „Was weinest du?" „Simon Johanna hast du mich lieb?" Alle klingen sie wie himmlische Töne, alle athmen sie Frieden, Trost, Liebe!

Und diese Frage, was weinest du? Wen suchest du? Richtet sie sich nicht an alle, welche des Trostes bedürfen? Ist dies Wort des Auferstandenen und Ewiglebenden nicht zu allen Weinenden und Suchenden gesprochen? Ist es nicht ein Trostwort

in den äußern Nöthen des Lebens, wie in den innern Kämpfen und Dunkelheiten des Herzens? Was weinest du? Weinest du um Erdennoth? Drückt dich des Lebens Last und Kümmerniß danieder? Umnachten dich die dunkeln Sorgen nicht um dich allein, um alle die, welche dir gegeben wurden? Ringst du von Tag zu Tage, wie der starke Schwimmer mit des Unglücks Wogen und fühlst doch, wie du des Stromes Macht nicht überwinden kannst, wie die Kräfte allmählich schwinden und die dunkle Tiefe sich aufthut? Oder ist es so eng und dumpf um dich her, als ob du eingeschlossen wärst in ein Grab und ein schwerer Stein daraufgewälzt? Oh! auch zu dir spricht der Herr! Was weinest du? Wälze ab den schweren Stein der Sorgen, wie er am Ostermorgen hinweggewälzt wurde von des Grabes Thür! Sorge nicht um den andern Morgen, blicke nicht in weite, unberechenbare Ferne, schau auf deiner Hände Werk, thue deine Pflicht; arbeite, harre aus und sei fröhlich in Hoffnung, auch deiner Sonne Licht wird wieder scheinen, so hell wie einst das Ostermorgenroth, das auf den düstern Charfreitag folgte!

Oder weinest du um ein theueres Grab? Wie die Maria am Ostermorgen weinend durch den Grabesgarten ging? Ist es der Blick auf die frischen Gräber der letzten Jahre, in welche du die Liebsten hinabgesenkt hast? Ist es der Blick auf das lange und unsägliche Leiden, welches dem Sterben voranging und das du mitgelitten hast? Ist es das Gefühl der Todesmattigkeit, das auch du von diesem Sterben in deinen Gliedern trägst? Oder — ist es der Blick auf das eigene Grab, das schon gegraben wird, auf das müde zu Ende gehende Leben? Auch zu dir spricht der Herr: Weine nicht. Ich lebe und auch ihr sollt leben. Ich will, daß da, wo ich bin, auch die seien, die der Vater mir gegeben hat. Das ist die helle Ostersonne! Das ist der volle Ostersieg! Der Tod ist überwunden! Tod, wo ist dein Stachel,

Hölle, wo ist dein Sieg? Und Christus, der Todesüberwinder, hat das große und zuversichtliche Wort gesprochen: Ich bin die Auferstehung und das Leben und wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe. Es ist der Auferstandene, d. h. der ewig Lebendige, der durch des Todes Pforte hindurchgegangen zu neuem Leben. Nicht als ob seine Auferstehung ein göttliches Wunder und Vorrecht wäre und nur für ihn gegeben, das uns andern versagt geblieben. Nein! Auferstehen heißt: Leben! Auch wir sollen auferstehen gleich ihm! Aber er ist der erste gewesen, der die volle Kraft und Gewißheit des unsterblichen Lebens hier schon in sich getragen, wie kein anderer, der hier schon im sterblichen Leibe, in den gebrechlichen Gliedern, das ewige Leben als ein gegenwärtiges empfunden und der auch uns dasselbe mitten in der Zeit, diesen herrlichen Sieg mitten in Kämpfen und Leiden und Unterliegen, eingepflanzt und dies Siegeszeichen auf unsern Gräbern aufgerichtet hat. Auf daß wir sprechen können:

Such', was unsterblich, nicht im Aschenhügel,
Nur Erde war's, was man der Erde gab,
Der Geist aus Gott schwang himmelan die Flügel!

Oder weinest du um die eigene Schuld? Sind es die innern Kämpfe und Dunkelheiten des Herzens, um die deine Thränen fließen? Ist es ein verfehltes Leben? Eine belastete Seele? Kennst du denn nicht des Heilands hohe Gestalt? Nicht seine Seligpreisungen?: Selig sind die Leidtragenden, denn sie sollen getröstet werden! Nicht seine Einladung: Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, denn ich will euch erquicken? Kennst du nicht seine freundliche Geberde und den milden Glanz des Auges, das von lauter Huld und Erbarmen strahlt? Kennst du nicht den Gruß, mit dem er eintritt zu seinen Jüngern: Friede sei mit euch! Und das heilende und befreiende

Wort: „Stehe auf, deine Sünden sind dir vergeben.“ Oder erkennst du ihn nicht wieder wie Maria Magdalena, die ihn nicht erkannte, da er neben ihr stand? Geht auch auf dich das Wort: Wen suchest du? Suchst du noch? Irrst du noch umher? hast du noch nicht gefunden? Kennst du seine Gestalt nicht mehr, die einst leuchtend vor dem Kindesauge stand? Ist sein liebliches, beseligendes Evangelium, dem du einst lauschtest mit unschuldiger Seele, ausgelöscht aus deiner Erinnerung? Ist der Glanz, der das Bild des Christkindes am Weihnachtstische einst umgab, in Nichts zerronnen? Hat sich vor deinem kühlen Verstande, vor dem Suchen und Forschen und Fragen und Zweifeln nach dem, was als nützlich oder glänzend erschien, alles aufgelöst, was einst die Seele band, was einst die Seele entzückte? Und hast du denn gefunden, was du gesucht? Frieden, Kraft, Wahrheit? Ist es stille in dir geworden, wie nach Meeressturm? Ist es licht in dir geworden, wie wenn der Morgenstern sich erhebt nach dunkler Nacht? Ist das Herz fest und muthig geworden, den Kampf aufzunehmen mit Welt und Schicksal? Oh! gewiß nicht! Du suchst und irrst und klagst ja noch immer und dunkel und unruhig ist es in dir. Du erkennst ja den noch nicht, den du gesucht, der in deiner nächsten Nähe steht, während du vor dem Grabe weinst. Du gleichst der Maria Magdalena. Sie erkannte ihren Herrn nicht. Sie meinte, es sei der Gärtner. Ja wohl, ein Gärtner! Ein himmlischer Gärtner ist's, der die gebeugte, verschmachtete Blume wieder aufrichten will mit milder Hand, der durch den stillen Garten des Todes hindurchschreitet, unter dessen sanfter Hand neue Blüten aus dem Grabe sprossen! — Was weinest du? Wen suchest du? Das ist die erste Frage des Auferstandenen. Und ist es nicht mehr als eine Frage? Es ist zugleich ein Trost. Es heißt: Weine nicht. Ich bin gekommen deine Thränen zu trocknen. Ich bringe dir ewiges Leben mitten

aus dem Grabe. Suche nicht, ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben! Stehe auf und folge mir nach! Ich stehe bei dir, der dich von Anfang deines Lebens begleitet hat. Thue nur die Augen deiner Seele auf, daß du mich wiedererkennst.

Folgt doch auf diese Frage der Gruß. Spricht Jesus zu ihr: „Maria. Da wandte sie sich um und spricht zu ihm: Rabbuni, d. h. Meister." — Nur zwei Worte sind es, welche das ganze Herzensgespräch ausmachen: „Maria" — „Rabbuni". Aber diese zwei Worte, welch innige Liebe und Ergebung athmen sie! Die Gestalt des Verklärten erkennt die Maria nicht, aber die Stimme kennt sie. Sie kommt ja aus dem Innersten, sie offenbart der Seele Geheimniß. In sie legt der Herr die ganze Innigkeit seiner Empfindung. Und das Wort, welches er spricht — ihr Name ist es, sie selbst. Auch die Maria hat nur ein Wort, ihr Entzückungsausruf ist: Rabbuni, d. h. mein Herr! Es ist der Herr ihres Lebens, der vor ihr steht; der in den Tod gesunken, ist wiedererstanden! Was lehrt uns dieser Ostergruß? Daß wir des Herrn Gestalt wohl schauen, ohne ihn zu erkennen, und daß wir ihn erst dann erkennen, wenn wir den Klang seiner Liebe vernehmen, wenn er uns bei Namen ruft. Ihr kennt ja wol das schöne Wort: „Ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein." Der Ruf, welcher an uns ergeht, das einladende Wort des großen Gottes, des allmächtigen Arbeitsherrn, welcher vom frühen Morgen bis zum späten Abend zu der müßig dastehenden Menge spricht: „Tretet ein in meinen Weinberg", klingt uns wol oft so unbestimmt und allgemein, als ob es uns persönlich nichts angehe. Die Predigt des Evangeliums, die Verkündigung des Heils für alle, welche verlangen und bedürfen, welche umkehren und Buße thun, geht wol oft über unsere Häupter hinweg, als ob wir nicht mit zu diesen Unglücklichen gehörten, als ob wir der Vergebung

nicht bedürften. Erst dann, wenn das Wort des Evangeliums unser innerstes Bedürfniß ausspricht, unsere eigenste Lebenserfahrung trifft, wenn der Herr uns gleichsam beiseite nimmt und allein mit uns redet und uns persönlich lehrt, tröstet oder züchtigt — erst dann erkennen wir ihn! So ist es in jener feierlichen Stunde, in welcher die jungen Christen den Eid, welcher einst an ihrer Statt abgelegt wurde, selbständig und öffentlich bekräftigen vor den Augen der Gemeinde, vor dem Angesicht des allgegenwärtigen Gottes und den Herzensbund mit ihm für das Leben schließen. In diesem Augenblick durchzittert ihrer aller Seele das Gefühl, daß sie persönlich gemeint sind, und sie ahnen die Bedeutung jenes Wortes: „Ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein."

So war es, da du nach einem eiteln, ziellosen und gedankenlosen Leben, von dem du glaubtest, daß es nie zu Ende gehe, und daß seine Kraft nicht verzehrt werden könne, auf das einsame und schmerzensreiche Krankenlager gelegt wurdest; da du entsagen lerntest und dich gedulden und in den langsam schleichenden Stunden einkehrtest in die Tiefen deiner Seele, aufblicktest über diese Zeiten hinweg in die Höhen der Ewigkeit; — auch da war es dir zu Muthe, als ob der Herr dich persönlich angeredet, als ob er dich mit der Stimme der Liebe bei deinem Namen gerufen, wie einst die Maria!

So ist es überall, wenn wir weinend vor dem Grabe stehen, und nichts sehen um uns her, und nichts als weinen können. Aller Trost schwindet vor unserm thränenschweren Blick, das was dem Leben Freude und Werth gab, unserer Augen Lust, ist uns genommen. Und doch dringt die Stimme des Herrn so oft zu uns — gerade am Grabe. Er ruft uns hier bei Namen und spricht, wie einst zu der armen Witwe, zu der Mutter des Jünglings von Nain: Weine nicht. Er kann

so sprechen, er, der selbst geweint am Grabe des Freundes, der allen menschlichen Schmerz in seiner Seele tief empfunden, der selbst gezittert ehe er in den Tod ging und der doch allen Schmerz und alle Thränen im Geiste überwunden und verklärt hat. Er spricht zu uns: Wende dich nach oben, was suchst du den Lebendigen bei den Todten? Erhebe dich über den Staub, denn was dir geblieben ist mehr als dieser Staub, und was du schauest ist nicht das Ende, auch du und die deinen sollen leben, wie ich lebe!

Und welche ist die Antwort auf diesen Gruß? Maria hat nur Ein Wort: Rabbuni, mein Herr! Aber ist nicht in dieses eine Wort alle Liebe und Hingebung, alles treue Ausharren bis zum Tode eingeschlossen? „Es ist der Herr" — das war so oft der Ausruf der Jünger, und zuletzt noch am Galiläischen See, da ihn der Lieblingsapostel erkannte. Das sei auch unser Gruß! So nennen wir ja Christum noch heute und mit vollem Rechte. Er ist der Herr unsers Geisteslebens, der Erretter unserer Seelennoth, der Hort unserer Hoffnung, er ist unsere Zuflucht für und für. Noch immer ist er es. Der lebendige, der erhöhete Christus, welcher als das Haupt der Kirche sie lenkt und mit seinem Geiste erfüllt und in alle Wahrheit führt. Dieser heilige Geist der immer weiter und tiefer dringenden Wahrheit ist er selbst, denn der Herr ist der Geist und wo der Geist des Herrn, da ist Freiheit. Gar verschieden sind wol die Vorstellungen der Menschen von Christo, und so weit voneinander entfernt wie der Himmel von der Erde, und nirgend ist der Streit der Parteien so heftig entbrannt, als da wo es galt seine Natur und Würde mit den Gedanken zu erfassen und mit Worten zu beschreiben. Und doch sind nicht die Streitenden alle einmüthig in der Gewißheit, daß er der einige Herr und Meister für uns alle, daß wir

sein nicht entbehren, über ihn nicht hinausschreiten können, daß von ihm die Wasser des Lebens noch immer ausströmen und die Geisterwelt beherrscht wird von seinem Geist? Sind sie nicht alle einmüthig in dem Entschlusse, ihm anzugehören, ihm nachzufolgen auf allen seinen Wegen?

Wol hat auch die Liebe zu ihm so verschiedenen Klang und Färbung bei den Menschen und es gibt viele, die mit der ganzen Inbrunst irdischer Liebe von dem Freunde ihrer Seelen reden und der Maria Magdalena gleich vor ihm niedersinken und seine Füße mit ihren Armen umschlingen möchten. Zu ihnen spricht der Herr wie zur Maria: „Rühre mich nicht an, denn ich bin noch nicht aufgefahren zum Vater." Er will damit sagen: Vermische nicht Irdisches und Himmlisches, Sinnliches und Geistiges. Ich gehöre nicht mehr dieser Erde an, mit ihrem Sinnenleibe, ich bin schon verklärt und mein Weg geht nach oben. So sei denn auch deine Liebe eine Geistesliebe, so thue hinweg alles, was den Sinnen angehört und erhebe dich in die Gemeinschaft des Geistes, denn sie allein soll das Band sein, das Christum fortan mit der Menschheit verbindet!

Ist das nicht auch der tiefere Sinn jener Worte der Verheißung an die Maria: „Gehe aber hin zu meinen Brüdern und sage ihnen: Ich fahre auf zu meinem Vater und zu euerm Vater, zu meinem Gott und zu euerm Gott!" Das heißt ja: Wir sind Eins mit ihm, durch Wesen und Natur, durch die endlichen Grenzen, wie durch die unendlichen Höhen der menschlichen Natur. Denn unser Gott ist auch sein Gott, auch er hat zu ihm gefleht, auch er sich zu ihm vom Staube erhoben gleich uns schwachen Menschen! Und sein Vater ist auch unser Vater, denn auch wir sollen Gottes Kinder werden. Wir sind Eins mit ihm, auch nicht durch Welten geschieden. Denn sein Auf-

erstehen ist auch unser Auferstehen, ist das Zeugniß und Unterpfand, daß wir nicht des Grabes Raub, sondern einst leben wie er lebt! Das ist ja die hohe Bedeutung dieses Osterfestes! Auferstehung des Geistes, ewiges Leben der unsterblichen, gottgeweihten Seele! Nicht jene einzelnen wunderhaften Erscheinungen des Auferstandenen in den Tagen nach seinem Tode, die nur von ihm berichtet werden und nur ihm zugute kamen, sind dieses Osterfestes höchster Triumph und dieser Osterfreude hellster Klang. Nein! darin offenbart sie sich, daß wir die Gewißheit ewigen Lebens in uns empfinden, welche der ganzen Menschheit geworden, daß wir alle den Sieg über den Tod in unsern sterblichen Gliedern tragen! Das ist das Hoffnungszeichen, das auf unser aller Grab aufgerichtet wird! Der Tod ist verschlungen in den Sieg, dieser Triumphruf tönt nun seit jenem ersten Ostermorgen jahrtausendelang laut durch die weite Welt; und überall, wo wir an einem Grabe stehen und den Staub dem Staube wiedergeben, blicken wir hoffnungsvoll nach oben, überall, wo unser Auge mit Thränen sich füllt, vernehmen wir im Geiste jenes: „Weine nicht", überall wo unser Weg aufwärts zieht, auch durch Erdenmühsal und Jammer hindurch, und unserer Seele Flügel sich heben über diese Vergänglichkeit, feiern wir Auferstehung und Himmelfahrt!

Wol haben die großen Denker des Alterthums schon vor dem Aufgang der Ostersonne die Unsterblichkeit der Seele gelehrt, aber nur wenigen Auserwählten war diese Wahrheit beschieden und nur als eine Meinung und Lehre der Weisen wurde sie in ihren Schulen verkündet, nicht als eine Lebenskraft und Gewißheit für Alle, nicht als ein herrlicher Sieg und Siegesgesang, welcher durch die ganze Menschheit erklingen sollte. Und welche Hoffnung, welche Gewißheit erfüllte seit dem ersten Ostermorgen die Gemeinde der Gläubigen? Vermögen wir denn

das Reich des Himmels, jenes unbekannte, dunkle Land der Sehnsucht, schöner und wahrer zu bezeichnen, als Christus es gethan, als die ewige Heimat, als die Ruhestätte unserer unsterblichen Kindesseele? „Ich gehe zu meinem Vater und zu euerm Vater.“ Amen.

8.

Christi Bleiben auf Erden.

(Himmelfahrtspredigt.)

Text: Matth. 28, 20.

Und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende.

Für viele unter uns ist dies Himmelfahrtsfest mehr als jedes andere, das die christliche Kirche feiert, ein Naturfest, eine Freude an der Herrlichkeit der in Blüten prangenden Natur, an dem erquickenden warmen Hauch der alles belebenden Frühlingssonne. Schon am frühen Morgen sehen wir viel fröhliche Menschen, jung und alt hervorströmen aus den enggeschlossenen dunkeln Räumen, hinaus in die weite und große Natur, an der sie sich laben wie Kinder an der Mutterbrust!

Aber — so schön und gerade diesem Feste geziemend eine solche Freude ist, in der wir des Himmels milde Lüfte ein=

athmen mit dürstendem Verlangen, so wenig sollen wir doch dabei uns genügen lassen, vielmehr wie überall von der Sinnenerscheinung uns erheben in die Welt des Geistes, von dem warmen Strahl dieser Erdensonne, zu der nie untergehenden Sonne im Reiche unsterblicher Menschenseelen, von diesem blauen Himmelsgewölbe über uns, zu dem unsichtbaren Himmel in uns, zu dem ewigen Geiste, der alle Himmel geschaffen und aller Himmel Seligkeit in sich trägt.

Wir sollen uns heute den Gedanken recht klar machen, daß es keine sinnliche Himmelfahrt gibt, sondern nur die des Geistes, daß der Himmel nicht in einem fernen äußern Raume gelegen ist, über den Wolken in der Aetherwelt, daß vielmehr allein da und überall da der Himmel ist, wo Gott uns nahe, wo sein Wille regiert, sein Licht leuchtet, seine Liebe waltet, seine Seligkeit unsere Seele erfüllt. So wissen wir denn, daß die Himmelfahrt Christi nichts anderes ist als die Heimkehr zum Vater von dem er ausgegangen, als der Sieg und die ewige Herrlichkeit nach dieser Zeiten Kampf und Schmach, und daß auch unsere Erdenfahrt ausgehen soll in eine Himmelfahrt, daß auch unser Ende nach den Mühen und dem Staube dieser Erde Himmelsfreude und Verklärung ist. Und so erkennen wir auch, daß Himmel und Erde nicht ferne voneinander, nicht durch unendliche Klüfte getrennt sind, daß vielmehr ein Band der Liebe beide Welten umschlingt, eine unsichtbare Brücke hinüberführt von dieser kämpfenden in die triumphirende Kirche, von diesen schmerzberührten Erdengestaden in die seligen Gefilde des Friedens und des herrlichen Sieges; daß es eine Gemeinschaft der Geister gibt und vor allem eine Gemeinschaft der gläubigen Seelen mit ihrem Herrn und Heiland, die wo sie einmal in inniger Liebe geschlossen, nicht wieder zerrissen werden kann. Das wollen die Worte unsers Texts

sagen: „Ich bleibe bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“

Und so laßt uns denn fragen zuerst: Wie bleibt Christus bei uns auf Erden? Und sodann: Wie werden wir zu ihm in den Himmel emporgehoben?

Es ist ein wunderbar verklärtes und geistesmächtiges Wort des Abschieds: Ich bleibe bei euch alle Tage bis an der Welt Ende! Ein Wort voll der Gewißheit unzerreißbarer Liebesgemeinschaft! Wie es wol auch auf Erden gesprochen wird von den Hinübergehenden, wenn die schwere Stunde des letzten Abschieds gekommen, wie es aber nur aus der Fülle seiner Kraft, aus dem Reichthum seines Geistes und seiner Liebesgemeinschaft recht gesprochen werden kann. Wir sagen dann wol: Trauert nicht, es gibt ein Wiedersehen, denn wir können nicht auf immer voneinander getrennt sein, unsere Seelen werden sich durch den allmächtigen Zug der Liebe wiederfinden in jenen Aeonen; aber wir sagen nicht: ich bleibe bei euch auch auf Erden, ich verlasse euch nimmer, ich stehe bei euch in allen dunkeln Stunden, ich tröste euch aus der Höhe, ich erfülle euch mit meinem Geiste, und nicht euch allein, auch alle die euch angehören, alle nachfolgenden Geschlechter bis an der Welt Ende.

So alle umfassend, so weitschauend konnte nur der sprechen, welcher zum Haupte seiner Gemeinde erwählt, dessen Geist fortleben und fortwirken sollte solange es eine christliche Kirche gibt auf Erden. Die Gemeinde Christi ist ja sein Leib, er der sie beseelende Geist, wie sollte er denn nicht bei ihr bleiben solange sie athmet und lebt? Die Gemeinde Christi ist ja die Braut, die er sich erkoren, wie sollte er denn nicht bei ihr bleiben in treuem unauflöslichen Liebesbunde? Die Gemeinde Christi gleichet ja den Reben am Weinstock,

die nur an ihm und in ihm leben und aus ihm alle Kräfte und Säfte saugen, wie möchte sie denn je wachsen und gedeihen ohne ihn und außer ihm?

Und fragen wir: Wie ist das dunkle Wort zu verstehen? Welcher Art ist sein Bleiben unter uns, seine Gemeinschaft mit uns? — so ist die Antwort: Ihr sollt das Geistige geistig richten und fassen. Es ist hier nicht von einer mystischen und überschwenglichen Gemeinschaft die Rede, wie sie wol von schwärmerischen Seelen und Sekten oft ausgeschmückt ist, nicht von einem Umgang mit dem Herrn, in welchen sich soviel Endliches und Sinnliches und Weichliches hineinmischt, wie namentlich in der Brüdergemeinde, nicht von einem Verkehr wie mit einem abgeschiedenen Geiste, sondern von einem Verkehr im Geiste, von einer Gemeinschaft in der Liebe, von einer Nachfolge in Gehorsam und Gottergebung. Der Herr ist der Geist, sagt ja der Apostel Paulus, und Christus selbst hat uns den Geist verheißen, den heiligen, tröstenden, in alle Wahrheit führenden, und hat ihn seinen Geist genannt, der von dem Seinen genommen; so ist denn auch die Gemeinschaft mit dem verklärten, zum Himmel erhobenen Christus nichts anderes als eine Gemeinschaft mit diesem Geiste, ein Leben aus ihm und in ihm. Und nun — wie mag solches geschehen? Wie bleibt der im Geiste bei uns, der doch sinnlich von uns genommen wurde, den wir nicht mehr mit Augen schauen und begleiten wie einst die hochbegnadigten Jünger, dessen die Seele ergreifende Worte wir nicht mehr vernehmen, dessen volles Lebensbild nicht mehr vor uns steht, der von uns durch Welten getrennt und durch Jahrtausende entrückt ist? Wir antworten: Er ist uns nahe in dem Wort, das durch die Jahrtausende zu uns herüberklingt, in dem Geistesbilde, das aus weiter Ferne zu uns herüberleuchtet und aus dichten Umhüllungen und Bin-

den und Leichentüchern emporsteigt, in den Geisteskräften, die heute noch wirken wie in der ersten apostolischen Gemeinde, und aus denen wir wie aus frischsprudelnder Quelle des Lebens unvergängliche Wasser schöpfen!

Er ist uns nahe in seinem Wort!

Ja! Es klingt heute noch tröstend, erhebend, erschütternd wieder in unsern Seelen! Wir empfinden noch immer die Wahrheit jenes Ausspruchs: Er predigte gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten! Hier ist nicht in Schulen erkünstelte Weisheit, sondern einfache, helle, lebensfrische Wahrheit! Gedenket nur der Bergpredigt mit ihren köstlichen Seligpreisungen, mit ihrer herzgewinnenden Einladung: Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken! Mit ihrer freien, innerlichen Sittlichkeit, nach welcher nichts gut ist, was nicht aus dem Innersten des reinen Herzens stammt. Mit ihrem neuen und großen Gebot der Liebe, der unterschiedslosen Liebe gegen alle Menschen, die aus der heiligen Liebe Gottes fließt, welcher seine Sonne aufgehen läßt über Gerechte und Ungerechte. Gedenket des Wortes, nach dem die Menschheit vergeblich gerungen und das erst er, einer Offenbarung gleich, ausgesprochen hat zur Bezeichnung des Liebesbandes zwischen Gott und uns: Gott der Vater, wir die Kinder, er der erbarmende, sündenvergebende, alle Verlorenen suchende Vater, wir die Kinder, die göttlichen Geschlechtes, die ob wir gleich verirrt und tief gesunken, doch die Züge des göttlichen Ebenbildes, das Erbe des himmlischen Vaters und die ewige Heimat nimmer verloren haben!

Gedenket solcher Worte wie: „Stehe auf, mein Bruder, deine Sünden sind dir vergeben"; oder: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes"; oder: „Das Reich Gottes kommt nicht mit äußer-

lichen Geberden, es ist inwendig in euch", — und ihr fühlet und erkennet wohl, die Wahrheit die hier verkündet wurde, gehört nicht einer bestimmten Zeit und Bildung mit ihren Schranken an, sondern ist ewigen Ursprungs und Wesens, berühret nicht den Verstand allein, sondern tröstet und erquickt die Seele, ist nicht für die Bedürfnisse einzelner Menschen oder Menschenklassen gesprochen, sondern für alles Volk, die fröhlichen wie die trauernden, die reichen wie die bedrängten, die blühende Jugend wie das hinfällige Alter. Sie ist eine solche, die nie untergehen kann, die wol vergessen und zugedecket wird eine Zeit lang, aber immer wieder mit neuer Gewalt hervorbricht und mit neuer Sehnsucht ergriffen wird, weil sie die ewigen Liebesgedanken Gottes enthüllt, weil sie die immer wiederkehrende Geschichte des menschlichen Herzens ist, mit seinem Verlangen nach Gott, mit seinem Ebben und Fluten, bis es Ruhe gefunden in ihm!

Und wenn Christus also uns nahe ist in seinem Wort, dann taucht auch allmählich aus den Nebeln der Vergangenheit, aus den Verdunkelungen der dichtenden Sage, aus den engen Glaubensformeln, in die es eingeschlossen, sein lebensvolles Geistesbild vor uns auf und wir sehen ihn, des Menschen Sohn, wie er sich so gerne genannt, der alles Schwere gleich uns getragen, der nichts Menschliches von sich ferne wissen wollte, der durch alle Niedrigkeit und Bedürftigkeit, durch Kampf und Versuchungen gleich uns hindurchgegangen, der aber in diesem Kampfe gestanden und gesiegt und dessen blutige Dornenkrone sein königlicher Ehrenschmuck geworden, der sich im Vollgefühle seiner Lebens- und Liebeseinheit mit Gott, zugleich den Sohn Gottes nannte und uns alle, seine Brüder, zurückführen wollte in die Vaterarme. Wir sehen auf seinem verklärten Antlitz die Züge unendlicher Milde und Güte und Menschenfreundlichkeit, und erkennen wie er, obwol berufen zum König im Reiche des Geistes,

doch in hoher Selbstentsagung an die demüthige Dienstarbeit ging als einer, der nicht gekommen zu herrschen, sondern zu dienen. Und wir erkennen zugleich, wie er bei aller Innigkeit seiner Liebe zu Gott und allem Ernste aufopfernden Todesmuthes, doch so fröhlichen und sorglosen Geistes war, aufgeschlossen allem Schönen und Edeln in dieser Welt, überall die Keime des Göttlichen und den Funken des ewigen Lichtes suchend und findend, wie ferne er von jeder Art finsterer, verdammender Frömmelei, überall bereit theilzunehmen an der Menschheit reinen Freuden, zu glauben an das Beste in der Menschenbrust, und das Wasser des alltäglichen Lebens zu verwandeln in köstlichen Festeswein. Ja! er ist uns zum Vorbilde gegeben in Freud und Leid, im Kämpfen und Streben, im Leiden und Sterben! Und wir sollen immer wieder aufschauen zu diesem Bilde und horchen dem mahnenden Rufe: Folge mir nach, nimm dein Kreuz auf dich, setze die müden Füße weiter, bis du einst sprechen kannst: Es ist vollbracht.

Wenn wir also sein Bild in unserer Seele tragen und in demüthiger Ergebung ihm ähnlich geworden, dann werden wir wol noch oft betrübt und müssen hindurch durch große Schwachheit und straucheln und sinken nieder, aber wir erheben uns auch wieder, denn die Noth kann uns wol ergreifen, aber nicht überwältigen, das Schicksal kann uns wol betrüben, aber nicht entmuthigen, die Wetter und Stürme des Lebens können wol an unser Haus schlagen, aber es wankt doch nicht, wenn es nur auf den Felsen des Glaubens und der Liebe zu ihm gegründet wurde.

Er ist bei uns noch heute! Dies Wort ist Wahrheit geblieben! Er steht im Schifflein unsers Lebens am Steuer, und ob es auch schwanke und die Wogen hoch gehen und die Wasser es überschütten, er führt uns sicher hindurch, er be-

dräuet Wind und Wellen! Er ist der gute Hirte, der seine Heerde nicht verläßt und niemanden aus ihr preisgibt, wenn der Feind naht. So sprechen wir mit dem Psalmisten: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln. Er weidet mich auf grüner Aue, er führet mich zu frischem Wasser.“ Und er ist der König in seinem Reiche, das Scepter läßt er nimmer aus seiner Hand, mit dem Schwert des Geistes kämpft er seine Schlachten.

Oft kann es wol dem Auge der Menschheit so scheinen, als ob der Herr seine Herrschaft niedergelegt und seine Kirche auf Erden verlassen, wie damals in den langen und dunkeln Jahrhunderten des Mittelalters, in den Zeiten der Ketzerverfolgungen, der Scheiterhaufen und der Hexenprocesse, wie damals da das abgöttische Heidenthum wieder hereinbrach mit siegender Gewalt in die christliche Kirche, da die Maria mit den Heiligen, Bildern und Reliquien, der Papst mit der ganzen Klerisei sich auf den Thron Christi setzte nnd seine Worte vergessen und sein Bild verdunkelt war, da sein milder und versöhnender Geist umgewandelt in Herrschsucht und verdammenden Priestereifer.

Und doch, sein Wort: „Ich bleibe bei euch alle Tage“, stehet noch immer! Er hat seine Kirche nimmer verlassen, wenn sie auch oft von ihm treulos sich abgewendet und von der Höhe seines Geistes und seiner Liebe herniedergesunken. Er hat seine Wohnung immer genommen in den Herzen der Stillen und Verachteten und fortgewirkt in allen Werken christlicher Barmherzigkeit, und seine Geistesgaben ausgetheilt nicht an die Hohen und Glänzenden, an die Kirchenhäupter und Fürsten, nein! an die Niedrigen, die Verfolgten, die Verketzerten, an die, welche ihm nachfolgten bis auf das Blutgerüste und noch

in den Flammen seinen Namen und sein Evangelium verkündeten.

So ist er denn immer wieder auferstanden zu neuem Leben, so oft er auch von den Dienern der Kirche in das Grab gelegt und in Leichentücher gehüllt wurde, so ist er denn immer noch bei uns, auch da wo wir ihn nicht erkennen, vielmehr nichtachtend, oder gar spottend an ihm vorübergehen, ohne zu ahnen, daß die Früchte des Geistes, welche wir genießen, an seinem Lebensbaume gereift, daß wir die edelsten Kräfte, durch welche wir heute noch schaffen und wirken, ihm verdanken.

Der Herr ist bei uns, nicht allein in seinem Wort und seinem Vorbilde, er ist auch bei uns in seinen fortwirkenden Geisteskräften. Er spricht zu uns nicht selbst, mit seinem eigenen Munde, tritt vielmehr still und demüthig zurück und spricht durch Menschen und Schicksale, durch Prüfungen und Beglückungen. Er ist bei uns in dem guten und frommen Geiste, der in unserm Aelternhause lebt, in christlicher Sitte und Zucht, in der wir auferzogen wurden, in allen den ernsten, heiligen Pflichten, Ordnungen und Lebenseinrichtungen, welche auf dem Boden des Christenthums erwachsen und von seinem lebendigen Geiste noch immer durchweht werden.

Wir sehen ihn nicht, wir hören nicht seine Stimme, aber wenn es vor unsern verblendeten Augen plötzlich helle wird, wenn uns auf dem dunkeln Wege der Sünde der Gedanke ergreift: gehe nicht weiter, es führt in den Abgrund; wenn wir von des Schicksals Schlägen ermattet und bis zum Tode verwundet sind und uns dann der Zuruf stärkt, sei es in der Kirche, sei es im einsamen Gemach, oder in dem Gewühle der Welt: „verzage nicht, der liebende Gott hilft weiter!“ dann ist er es, der zu uns redet, er, der seinen Jüngern den Tröster,

den Geist verheißen und der auch uns mit diesem Geist trösten will bis an das Ende der Tage!

Aber — meine Freunde, darauf kommt es an, daß auch wir bei ihm bleiben, und ihn umfassen mit unserer Liebe und seine Hand ergreifen, daß er uns führe! Darauf kommt es an, daß nicht allein der Herr hier auf Erden bei uns bleibe, daß auch wir zu ihm emporgezogen werden in den Himmel! Was will das heißen? Das heißt, daß auch wir verklärt werden wie er und umgewandelt in sein Bild, daß auch unser Scheiden von dieser Erde nicht ein Niedersinken sei in den dunkeln Erdengrund, sondern ein Auffahren zum Himmel! Wie viele Menschen gibt es, die immer nur im Thale gehen, auf der breiten und ebenen Heerstraße und nie emporsteigen zu der Berge freien Höhen! Wie viele, die gar nicht vorwärts schreiten, sondern im gewohnten Kreise sich bewegen; oder solche, welche in erster Jugendkraft einen raschen und schönen Anlauf genommen, aber bald wieder abwärts steigen und je mehr der Lebenstag sich neiget, niedersinken in Jammer und Elend! Oh! lasset uns ihnen nicht gleichen! Soll Christus bei uns bleiben, so müssen wir mit ihm emporsteigen zu des Himmels Höhen! Glaubet nicht, daß das so leicht sei, daß ein jeder, der von dieser Erde scheidet, auch darum aufgehoben werde in den Himmel! Wol hat der Herr auch für uns mitgebetet, da er das Wort sprach: „Vater ich will, daß wo ich bin, auch die seien, die du mir gegeben hast.“ Aber gehören wir denn zu ihnen? Und heißt es nicht: „Wer überwindet, dem will ich geben, mit mir auf meinem Thron zu sitzen.“ Und haben wir denn überwunden? Ja! darauf kommt es an. Wir sollen überwinden. Welt und Schicksal, Schmerz und Noth, Alter und Krankheit. Wir sollen, wenn unser sinnliches Leben abwärts geht, aufsteigen im Geiste, wenn es vor unserm äußern

Auge dunkel wird, heller schauen mit des Glaubens und der Hoffnung Auge; wenn diese irdische Hülle zerbröckelt und zusammenbricht, auffahren mit der Seele Flügeln in die ewige Heimat!

Aufwärts geht unser Lauf!

Wenn der Herr das Wort gesprochen, „niemand kann zum Himmel emporsteigen, er sei denn vom Himmel gekommen", so gilt dies auch von uns. Auch wir sind göttlichen Geschlechts. Auch wir sind von des Himmels Höhen niedergestiegen auf die Erde, um wieder erhöhet zu werden. Nur Pilger sind wir, um heimzukehren nach kurzer Rast.

Und fragt ihr mich: Wie mögen wir also verklärt werden und aufwärts steigen, wenn wir matt sind von der Last und Sorge des Tages, und müde vom Lauf? Wie mögen wir das traurige Alter überwinden? So ist meine Antwort: Schauet empor zum Herrn. Er zeigt euch den Weg. Wohl geht er durch Trübsale. Aber die Trübsale bringen Geduld, sie sind das Feuer, das die Seele stählt, und die Thränen die Wasser, die sie reinigen. Wohl geht er durch Krankheit und Schmerzen. Aber das Krankenlager ist die geweihete Stätte, der Altar, auf dem wir die Opfer unsers Herzens, die Opfer der Entsagung und stiller Ergebung niederlegen. Das Krankenlager nimmt alle zehrenden Leidenschaften hinweg. Alles Dunkle und Schwere, das uns an die Erde zieht. Wohl geht er durch Sinnenschwäche und Sinnenstumpfheit, und die Welt mit ihren Freuden verschließt ihre Thore vor dem Vereinsamten. Aber es erschließt sich vor den Augen des Geistes die innere Welt und es erwacht die Sehnsucht nach dem ewigen Licht. Wohl wird es stille um uns, wenn das Räderwerk des äußern Lebens in seiner rastlosen Arbeit uns nicht mehr betäubt; aber es wird auch stille in uns, und wir schmecken den Frieden,

den der Herr uns verheißen hat, den Frieden aus einer höhern Welt!

Und ist es also, dann sind wir gerüstet und stark für die Abschiedsstunde, für die Himmelfahrt, — dann sind wir dessen gewiß, daß der Herr bei uns ist und daß wir zu ihm erhoben werden in sein himmlisches Reich! Amen.

9.

Der Thränen Aussaat, der Freuden Ernte.

(Todtenfestpredigt.)

Herr aller Herren, Tod und Leben
Trägst du allein in deiner Hand;
Wie lange du mir Frist willst geben,
Das bleibt mir immer unbekannt.
Hilf, daß ich jeden Stundenschlag
An meinen Abschied denken mag.

Text: Psalm 126, 5—6.

Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten. Sie gehen hin und weinen, und tragen edeln Samen, und kommen mit Freuden, und bringen ihre Garben.

Es ist dies der letzte Sonntag, das Ende unsers Kirchenjahres. So ist denn unser Blick auf das Ende gerichtet, und über das Ende hinaus. Wir sind gekommen, um der Dahin-

geschiedenen zu gedenken, um vom Tode zu reden, und von ihm zu lernen. Nein! nicht vom Tode allein — vom Tode und ewigen Leben. Nicht vom Untergehen allein, vom Sieg und Auferstehen. Wir wissen es ja: Der Tod ist ein ernster, gewaltiger Lehrer der Menschheit. Er lehrt uns, was vergeht und was besteht, was vorüberfliegt und unser Eigen geworden, was Staub ist und was Herrlichkeit. Er lehrt uns das Unvergängliche suchen und zum Mittelpunkte unsers Lebens erheben, den täuschenden Schein abstreifen von der Wahrheit, die Zeit auskaufen in ernster Arbeit. Er lehrt uns dahingeben was nicht unser ist, und festhalten was wir haben, was wir je geliebt; er macht uns gewiß, daß, ob auch alles schwinde, die Liebe bleibt, die stärker ist als der Tod.

Wie selten lernen wir vom Tode! Wir fliehen den Gedanken an ihn und suchen ihn zu vergessen. Heute aber wollen, heute vermögen wir es nicht. Niemand unter uns kann es, niemand, der dies Jahr miterlebt! Welch ein Jahr! Wie viel hat es uns gebracht und wie viel genommen! Wie viele verwundet und gebrochen an Leib und Seele, wie viele begraben! Nicht lebensmüde Greise, dahinwelkende Kranke, — nein, blühende Jünglinge, starke Männer! Nicht einzelne nur hat er abgerufen auf dem Krankenbett; der wilde Schnitter hat die muthigen Kämpfer niedergemäht in dichten Reihen, auf den blutigen Schlachtfeldern und in den dumpfen Spitälern. Und wie sie nicht einzeln getroffen wurden von den tödlichen Geschossen, sondern in Scharen niedersanken, so wurden sie auch zusammengebettet auf fremder Erde, in Riesengräbern, nebeneinander Freund und Feind! Der Tod, der große Versöhner, vereinte sie wieder, die feindlichen Brüder, und umschloß sie mit demselben Arm im gemeinsamen Grabe! Welche Gräber, auf die wir heute im Geiste schauen! Zu denen so vieler Herzen

heute hinübereilen in weite Fernen! Nicht die sterblichen Leiber allein sind hier begraben, nein! mit ihnen die herrlichsten Hoffnungen der Zukunft, die Lebensfreude der alten Aeltern, der Trost und die Stütze und das Haupt der Familie, der nun verlassenen armen Witwe mit ihren Kindern; — alles ist hier begraben, woran das schwache Herz sich hing, das wie der Sonne Licht hineinschien in dies dunkle Erdenleben.

Und wie rasch kam der Tod an sie heran! Wie still und prunklos war die Todtenfeier! Nicht in Gesängen und preisenden Worten bestand sie. Nur eine Thräne, ein stilles Gebet des treuen Kameraden an der Gruft, nach Vollendung der traurigen Arbeit, war das Todtenopfer!

Welch ein Jahr war dies! Wie schwer, wie reich an Sorgen und Aengsten, an Opfern und Thränen! Auch unter uns hat der Tod seine Ernte gehalten noch vor des Krieges Verheerungen und der Edelsten und Liebsten so manche hinweggenommen! Es war ein dem Tode und durch den Tod geweihtes Jahr, und niemand, wer er auch sei, ist unberührt geblieben in seiner Seele von dem Schmerz um liebe Freunde und Anverwandte, niemand ist dem Tode fremd geblieben, und niemand soll dieses Jahres vergessen! Nein! wie es dem Tode geweiht war, so soll es auch uns, die Lebenden, für den Tod weihen, mit dem Tode versöhnen und stark machen ihn zu überwinden.

Es ist dies, wir wissen es wohl, das Schwerste von allem. Unsers Lebens höchstes Ziel, all unserer Weisheit Schluß ist der: den Tod überwinden, ewiges Leben, himmlischen Trost und Klarheit hineinpflanzen mitten in diese Erdenfinsternisse! Wie unser Text sagt: „in Thränen säen und in Freuden ernten“.

So sei denn das der leitende Gedanke unserer heutigen Betrachtung: Der Thränen Aussaat sei der Freuden Ernte.

Jenes erste Wort: „Sie gehen hin und weinen und tragen edeln Samen", soll uns lehren, daß es heilige Thränen gibt. Ja! haltet sie nicht, wie so manche, für eine unmännliche Schwäche, deren ihr euch schämen möchtet. Nicht die Maria allein, am Grabe des gestorbenen Bruders, Jesus selbst hat geweint an der Gruft und der Apostel ruft uns zu: „weinet mit den Weinenden". Auch ihr habt ein Recht zu solchen Thränen, denn kein echtes menschliches Empfinden soll euch ferne sein. Und ob ihr auch sonst ins Innerste den Schmerz verschließen möget, ihn verbergend der gleichgültigen Menge, und den Strom eindämmen in harter Selbstüberwindung, — heute ist der Tag, da der Seele Quellen sich aufthun, heute ist das Fest des Todes mit seinen Thränenopfern!

Und wie werden diese Thränen geweiht? Erst dadurch, daß mit der Klage und dem Schmerz über das, was uns entrissen, sich verbindet der Dank für das, was uns geblieben, und die Hoffnung auf das, was uns einst wiedergegeben wird. Erst dadurch, daß die Thränen des Schmerzes mit denen des Dankes und der Hoffnung sich mischen! Auch die Thränen des tiefsten, nie aufhörenden Schmerzes dürfen wir weinen. Es ist ja der Tod das Bitterste. Und wir können wol hinzufügen: das Unnatürlichste. Er trennt ja was zusammengehört. Er löst was Eins geworden. Die heiligsten Bande. Von Aeltern und Kind. Von Mann und Weib. Er durchschneidet Seele und Leib. Er nimmt ja mit der sinnlichen Hülle, mit der lieben, anschaubaren, uns im Raume gegenwärtigen Gestalt, uns Sinnenwesen — wie wir es zu Anfang nicht anders empfinden können, — Alles. Denn in diesen Leib war ja eingeschlossen das Leben des Geistes, aus diesen Augen strahlte ja hervor der Seele Licht, in diesen Händen streckte sich uns entgegen der Liebe Begehren, also, daß wir Aeußeres und Inneres nicht zu unterscheiden ver-

mochten, daß wir des Lebens freundlichen Austausch und fortgehende Gemeinschaft an diese Sinnengestalt gebunden glaubten, und daß mit ihr für uns alles in das Grab hinabsank, und unsere Liebe suchend umherirrte und keine Gegenliebe finden konnte. Durch diesen tiefsten nagenden Schmerz, diese dunkeln Zweifel, dies trostlose Hinabschauen in das öde Grab, durch diese Vereinsamung der Seele müssen wir alle hindurch, in hartem Kampfe und Gebetsflehen, bis wir wieder Frieden und Trost gefunden und uns zu Gottes Vaterliebe hindurchgerungen, — bis wir glauben, was wir nicht schauen können, glauben an die ewige Gerechtigkeit und Weltenordnung, an das über alle wachende Auge, glauben an die unsichtbare und unvergängliche Welt des Geistes, die aus diesen Sinnenhüllen emporsteigt, an die Gemeinschaft der Geister, welche die kämpfende Kirche mit der triumphirenden verbindet und das zerrissene Band wieder knüpft in fröhlicher Hoffnung. Da sinkt die schwere Last von der Brust und wir schauen im Geist wieder, was hinweggenommen war vor unsern Sinnen; da steigt das Bild des Entschlafenen wieder auf freundlich und mild, wie er einst unter uns wandelte, ohne der Krankheit bleiche Leidenszüge, da löst sich der starre Krampf, der das Herz umschloß, und die Bitterkeit wandelt sich in stille Ergebung, die Thränen der Klage und des Schmerzes in Thränen des Dankes für alles, was uns der gütige Gott gegeben, für alles, was er uns gelassen hat. Und vermögen wir nur uns zu diesem Gefühl des Dankes zu erheben, so sind wir auch geheilt und getröstet, da wird das starr und kalt gewordene Herz wieder weich und warm. Ja! wir erkennen die wahrhaftigen Christen an diesem untrüglichsten Zeichen, an den heiligen Dankesthränen! An diesem über den herbsten Verlust hinweghebenden Gefühl, das uns Gott loben und preisen läßt für alles, was er uns mit dem nun entrissenen geliebten

Wesen gegeben, für jede heitere Stunde kindlich reiner Freude, jedes Zeichen inniger Liebe, jede sprossende Hoffnung, die zur Blüte und Wahrheit wurde, für alle gemeinsam durchlebten Kämpfe und Siege, Sorgen und Arbeiten, Schmerzen und Erhebungen, für dies ganze Leben mit seinen reichen Liebessegnungen, die nicht wieder ausgelöscht werden können aus unserer Erinnerung, mit seinen heiligen Banden in Treue und Geduld, die nicht wieder aufgelöst werden können durch neue Bündnisse, die vielmehr still und unwandelbar fortwirken in unserer Seele und unser eigenstes, unentreißbares Eigenthum geworden! Oh! möchten wir doch dies Gefühl des Dankes in uns lebendig erhalten und dessen gedenken, wie viel, wie Herrliches uns Gott gegeben, wie reich wir vor vielen andern begnadigt wurden, die nichts hatten was sie verlieren und beweinen konnten, und wieviel wir im Geiste behalten als einen heiligen Schatz von dem Leben, das einmal uns angehörte, das mit unserer Liebe genährt, durch unsere Liebe getragen, das ganz unser eigen geworden war.

Möchtet ihr dessen heute gedenken und darin einen süßen Trost finden, ihr Aeltern, denen ein innig geliebtes Kind entrissen wurde, noch im ersten zarten Kindesalter, eine vom Frühlingssturm verwehte Blüte, daß ihr soviel reine unschuldige Freude an diesem zarten Kindesleben, das sich vor euern Augen entfaltete, empfangen habt. Und ihr, die ihr einen hoffnungsvollen Sohn verloret, den Stolz euers Lebens, der schon edle Früchte trug, gedenket dessen, daß er so brav, so ernst strebend und tüchtig war, von allen, die ihn kannten, geliebt und geehrt, der euch selbst nie einen Gram, nur lauter Freude bereitet, und dessen Andenken ein schönes und ungetrübtes ist, — und haltet dies reine, tröstliche Bild fest in euerer Seele und erneuert in euch alle frohbewegten Stunden, in denen das Mutter- und Vaterherz

höher schlug! Und endlich — ihr, — die ihr schon den tiefsten Schmerz erfahren, der durch ein Menschenleben gehen kann und der, so lange Jahre euch noch beschieden sein mögen, sich euerer Seele eingraben wird mit nie erlöschenden Zeichen, ihr trauernden Witwen, ihr vereinsamten Gatten, deren Zukunft sich wie eine weite Oede vor euch ausbreitet, erhebt euch zu dem Gefühl des Dankes für das reiche und beglückte Leben in treuer ehelicher Gemeinschaft, für die stillen, unaussprechlichen Freuden, all die herrlichen innern Erfahrungen und Kräfte und Tröstungen, welche ihr in diesem Liebesbunde empfangen habt, und haltet das alles fest und stärkt euch daran immer von neuem und macht euch hart und gestählt für das Leben und erbaut euch ein stilles Heiligthum, in welchem ihr niederkniet vor euerm Gott!

Und dies Gefühl des Dankes für das, was der gütige Gott uns gegeben, hängt es nicht innig und nothwendig zusammen mit dem Dank für das, was er uns gelassen hat. Oh! ihr, die ihr so reich seid, reich vor unzählig andern, die ihr mit den schönsten Schätzen gesegnet wurdet, mit Kindersegen, — wie mögt ihr so undankbar sein, murrend und klagend nur des Verlustes, nicht des Reichthums zu gedenken, nur dem Tode euch zuzuwenden, nicht dem Leben? Und auch ihr, deren Kreis bis auf wenige gelichtet wurde, empfindet ihr nicht die heilige Mahnung, die Lücke zu schließen, euch fester zu verbinden in herzlicher Liebe, all euere Sorge und Zärtlichkeit zu häufen auf die, welche euch geblieben, für sie dem gnädigen Gott zu danken und für sie zu leben? So soll es sein! Opfert das Leben nicht dem Tode, lebet vielmehr mit den Lebendigen, theilt euer Herz nicht, haltet euere ganze Kraft und Liebe zusammen, sorgt, arbeitet und betet für die, welche euch geblieben! Es ist wol nicht so schwer, die treue Erinnerung an die Todten, welche aus

unserm Kreise geschieden und doch ihm so nahe angehören, zu verbinden mit der innigsten Theilnahme, mit unablässiger, thätiger Fürsorge für die Lebendigen, welche dieser Fürsorge noch bedürfen und über die wir noch wachen und die Hände breiten können, — deren Leben und Gedeihen uns anvertraut wurde. Nein! wir umfassen mit Einem ungetheilten Herzen, mit gleicher Liebeskraft die, welche, durch die tiefe Kluft dieser Zeit getrennt, zweien Welten, dem Diesseits und dem Jenseits angehören; unsere Liebe zu den Gebliebenen wird stärker und inniger in dem Hinblick auf die so früh Vollendeten, in dem Verlangen, nichts zu versäumen und zu verfehlen, mit keinem Vorwurf unsere Seele zu belasten, und unsere Erinnerung an die Geschiedenen empfängt Trost, indem wir sie zusammenschließen und Eins wissen mit diesem Liebeskreise auf Erden, unsere Thränen fließen linder in treuer, arbeitsvoller Pflichterfüllung!

Aber diese Thränen sind erst dann wahrhaft geweiht, wenn in ihnen ein Strahl himmlischer Hoffnung glänzt. Und wer möchte nicht hoffen? Dessen Seele nicht bis in das Innerste verdorrt, dessen Geistesflügel nicht ermattet sind. Das fühlen wir ja alle, die wir nicht auf- und untergehen in diese Sinnenwelt, mit ihrer Lust und ihrem Schein, mit ihrem Rausch und ihrem Jammer; die wir in dieser Zeiten buntem Wechsel, in allem Ebben und Fluten, der Ewigkeit wie des Oceans stilles Rauschen hören; das fühlen wir, wenn auch nicht in jedem Augenblick unruhigen Welttreibens, doch in den Stunden erhöhten Lebens, daß diese Erde nicht das Ende, daß das Grab nicht alles verschlingt, daß die Verwesung nicht des Geistes und seiner Herrlichkeit spotten soll! Wir fühlen und ahnen es im tiefsten Innern, daß das Leben nicht das Mahl ist, an dem wir satt werden. Nicht der Friedensschatten, unter dem wir aus-

ruhen. Nicht die Wohnung, in der wir die Heimat gefunden. Es bleibt die ungestillte Sehnsucht, es bleibt die sich aufschwingende Hoffnung. Es liegt in uns noch unverzehrte Kraft, vor uns unendliches Streben. Aus der Unruhe dieser Zeit verlangt uns nach der Ruhe in Gott. Und so tief auch das Grab und so hoch der Himmel, wir glauben, daß Gott uns nahe ist und in uns lebt und daß wir in ihm leben sollen, wir glauben, daß, weil wir göttlichen Geschlechts und einmal die Ewigkeit geschmeckt, wir auch nicht wieder in das Nichts hinabgestoßen werden können.

Das ist unser Hoffen und Sehnen, unser Ahnen und Glauben! Aber — wissen wir es denn? Ich antworte: Wir wissen es, soweit es hier ein Wissen gibt. Nicht als eine Sinnenwahrheit, die mit Augen geschaut oder mit der Wage gewogen werden kann. Nicht als einen mathematischen Beweis, darum, weil das Ewige nicht durch zeitliche Größen und Zahlen gemessen werden kann. Wohl aber als die innerste und unmittelbarste Gewißheit, die sich in unserm Gewissen bezeugt und darum untrüglicher ist als alles äußere Wissen. Und meinet ja nicht, die, welche zweifeln, oder gar leugnen und spotten des unsterblichen Geistes, seien die Hochgebildeten, die Männer echter und freier Wissenschaft, und die, welche an das ewige Leben glauben, gehören nur der unwissenden und abergläubischen Menge an. Denn gerade das Gegentheil ist die Wahrheit! Die Geistesleugner unserer Zeit, so groß auch der Haufen sein mag, welcher der Modeweisheit zufällt, sind doch nur geistlose und oberflächliche Beobachter der Sinnenwelt, die sich an die Natur und ihre sichtbaren Erscheinungen anklammern und darüber alles andere übersehen und vergessen, die nicht hindurchgedrungen sind durch diese äußern Hüllen zu dem ewigen Quellpunkt alles Seins, zu dem erhabenen Geiste, der über den Wassern schwebt und in dem

alle Räthsel sich lösen; die, niedergebückt auf die Erde, in Staub und Asche graben und hier nur Würmer finden. Die den ewigen Gott, den schöpferischen und alles durchdringenden Geist leugnen und damit zugleich das Beste, was sie selbst haben, ihren eigenen Geist, ihres Willens Freiheit und Kraft und ihr unsterbliches Wesen.

Wisset: die Unsterblichkeit der Seele ist nicht eine Lehre des Christenthums allein, sondern so alt wie die Menschheit, sie ist der Geisteserwerb der gewaltigsten und tiefsten Denker der alten Völker bis auf unsere Tage, sie ist der nicht aufhörende Ruf unsers vernünftigen Geistes, das Bedürfniß der Edelsten, der Haltpunkt unsers innern Lebens, mit dem die sittliche Freiheit und Verantwortlichkeit des Menschen, die ewige Gerechtigkeit und Liebe Gottes steht und fällt, ja sie hängt so unzertrennlich zusammen mit allem was uns adelt zum Ebenbilde Gottes, daß, wenn wir sie aufgeben, wir uns selbst zum geistlosen Thier entwürdigen und zum Götzendiener der Materie werden!

Und nun, meine Geliebten — fällt ein Strahl dieses Glaubens und dieser Hoffnung in euer Auge, dann sind euere Thränen geweiht! Oh, laßt euch diesen seligen Glauben nicht nehmen! Werfet von euch all die beängstigenden Zweifel! Verbannt die traurigen Bilder des Sterbens, da in dem schrecklichen Kampfe der Auflösung und unter des Leibes Schmerzen der Geist sich zurückzieht in seine unsichtbaren Wohnungen, — erhebt euern Blick nach oben, vertraut dem gnadenreichen Gott, dem ewigen Lichte, der jeden Lichtesfunken bewahrt und zu sich zieht, und glaubet, daß die, welche ihr beweinet, jetzt selig lächeln, daß die, welche euern Armen entrissen wurden, einst — ach! und dies „Einst" ist ja nur ein Augenblick, — von euerer Liebe wieder umschlungen werden!

Das ist der heiligen Thränen Saat.

Und nun die Ernte? Es heißt so schön in unsern Textesworten: „Sie gehen hin und weinen und tragen edeln Samen, sie kommen mit Freuden und bringen ihre Garben.“

Sie kommen mit Freuden. Ist es denn also? Sind denn die Thränen schon getrocknet? Ist euere Seele wieder von lichter Freude erfüllt? Oh nein! bei unendlich vielen noch nicht. Aber wollte Gott, daß wenigstens Trost und Frieden wieder eingezogen, daß ihr in stiller Ergebung die müden Füße weiter setzt und redlich Tag für Tag Gutes schafft, die dunkeln Stunden überwindet und eure Garben bringet. Viele von euch haben es wol schon erfahren, welch ein Segen und schmerzstillende Kraft in treuer Arbeit und Pflichterfüllung liegt. Aber die Garben, welche ihr bringen sollt, bestehen nicht allein in diesem äußern Wirken, die schweren Fruchtähren, die aus der Thränensaat reifen, sind noch andere. Denn dieser Thränen Frucht ist: ein ernster Sinn, ein gestähltes Herz, ein zuversichtlicher Glaube, eine reiche und reine Liebe. Wie es schon zusammengefaßt ist in dem schönen, euch allen bekannten Ausspruch des Apostels Paulus: „Wir aber rühmen uns der Trübsale, dieweil wir wissen, daß Trübsal Geduld bringet, Geduld aber bringt Erfahrung, Erfahrung aber bringt Hoffnung, Hoffnung aber läßt nicht zu Schanden werden. Denn die Liebe Gottes ist ausgegossen in unser Herz durch den Heiligen Geist, der uns gegeben ist.“

Der Thränen Frucht ist ein ernster Sinn. Das haben wir ja schon gesehen. Ein sehr ernster und hehrer Prediger ist der Tod. Er lehrt uns, daß das meiste von dem, was wir erstrebten, nur das ist, was wir wieder lassen müssen; von dem, was wir für das Höchste hielten, für das Wesen der Dinge, in eiteln Schein zerfließt. Er zeigt uns in Einem Blicke, da

der Sarg in das dunkle Grab versinkt, all die Hohlheit und Nichtigkeit irdischer Güter, Genüsse und Ehren. Er ruft uns zu: „Vom Staube bist du, zu Staub sollt du werden.“ — Aber er spricht zugleich zu uns: „Du bist göttlichen Geschlechtes.“ Trachte nach dem, was oben ist, bewahre was ewig ist. Wie viele sind also schon ernst geworden in Thränen! Wie viele auf dem Wege von Grab und Tod umgekehrt von ihrem Lebenswege!

Der Thränen Frucht ist ein gestähltes Herz! Ach! wieviel Prüfung und Läuterung im Feuer der Trübsal ist nöthig, daß dies schwache, schwankende Herz, dies trotzige und verzagte Ding, fest werde! Und es wird erst fest, wenn alle äußern Stützen wanken, es wird erst gestählt, wenn alle Schlacken hinweggeschmolzen, das schwankende Reis wird erst stark im Sturmwind der Schicksale. Dann, wenn wir nicht mehr gehalten werden durch Stolz und Glück und Freude, suchen wir unsern Halt im Innern der Seele, der von Gott erfüllten, von ihm getrösteten Seele! Dann erst, wenn der Schlag uns niedergeworfen bis zur Erde, fassen wir alle Kraft zusammen, um aufrecht zu stehen! Wie viele, die also niedergebeugt wurden, starke, männliche Seelen! Aber sie erhoben sich wieder und standen aufrecht und nahmen den Kampf auf mit dem Tode und seinen Schrecken.

Der Thränen Frucht ist ein zuversichtlicher Glaube. Der Glaube, welcher hindurchschaut durch den engen, dunkeln Gang des Todes in das Reich des Lichtes, durch das öde Grab in das ewige Leben. Der Glaube, welcher sich nicht irren läßt durch die Unbegreiflichkeit der Rathschlüsse Gottes, sondern unerschütterlich festhält an der Liebe des himmlischen Vaters, die hier, in Geheimniß gehüllt, einst offenbar werden wird. Der Glaube, welcher die Welt überwindet, und welcher auch des Todes Sieger ist!

Der Thränen Frucht ist eine reiche und reine Liebe.

Ja! reicher und reiner wird unsere Liebe, von dem Thau der Thränen genetzt. Wohl mischt sich oft ein Laut des Vorwurfs in unsern Schmerz, darüber, daß wir nicht recht und völlig geliebt, nur fleischlich, nicht geistig, nur in Schwäche und Nachgiebigkeit, nicht in Ernst und Zucht, daß wir so oft von Leidenschaft oder Lässigkeit überwältigt wurden, daß wir so wenig miteinander und ineinander gelebt, daß unsere Seelen so oft einander verschlossen geblieben und unsere Liebe selbst noch von Selbstsucht erfüllt war, noch so weit entfernt von der wahrhaftigen, dienenden Liebe. Aber, — dieser Vorwurf stärkt in uns den Entschluß, wieder gut zu machen, was wir gefehlt, durch die reichere und reinere Liebe zu den Gebliebenen zu versöhnen die Geister der Geschiedenen!

So sei denn das der Trost und die Mahnung, mit der wir heimkehren aus dieser stillen Stunde, daß die Thränen, die auch fortan nicht versiegen sollen, als ein heiliger Liebesquell geweihet werden durch Dank und durch Hoffnung, und daß diese heiligen Thränen eine Saat seien, deren Früchte reifen für die ewige Ernte. Dann, wenn einst auch unser Stündlein kommt und unsere Garben eingesammelt werden von dem Herrn der Ernte, gilt auch von uns jenes Wort: „Sie gehen hin und weinen und tragen edeln Samen, sie kommen in Freuden und bringen ihre Garben.“ Amen.

10.

Luther's Kraft und Werk.

(Reformationspredigt.)

Text: Daniel 12, 3.

Die Lehrer aber werden leuchten wie des Himmels Glanz; und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich.

Das Reformationsfest, welches wir alljährlich miteinander feiern, ist zunächst dem Andenken an die erste kühne, reformatorische That unsers Luther, an das erste Anklopfen der Reformation vor den Thüren der Schloßkirche zu Wittenberg, geweiht. Aber jene fünfundneunzig Sätze waren ja nur noch das erste fragende und herausfordernde Wort an die römische Kirche, nur noch das Feuerzeichen einer neuen Zeit, das mit Blitzeseile durch die Welt flog. Noch rüttelte der Befreier nur an den um die Gewissen geschmiedeten Ketten, er zerbrach sie noch nicht! Noch überschaute er selbst nicht und ahnte kaum die ungeheure Tragweite seiner das ganze Prachtgebäude der mittelalterlichen Kirche umstürzenden Gedanken.

Wenn wir heute, über mehr als dreihundert Jahre zurückschauend, ein Fest der Reformation feiern, so dürfen wir nicht bei jenem ersten herausfordernden Wort stehen bleiben, auch nicht bei Luther selbst, seiner Lehre und seinem Werk, selbst nicht bei dem Abschluß in Bekenntniß und Verfassung, welchen die protestantische Kirche im 16. Jahrhundert erhalten. Nein! wir müssen hinabsteigen bis in die innersten Gedanken, die geheimsten Triebe jener großen Bewegung, wir dürfen die Reformation nicht für eine vergangene und fertige Thatsache halten, sondern für eine große, lebendige, noch immer fortwirkende Geistesmacht, nicht für eine Summe von Lehren und Einrichtungen, sondern für eine immer gründlicher zu lösende sittliche Aufgabe, und sollen uns klar machen nicht allein, was sie war, sondern auch was sie *sein wollte* und *werden soll*.

Und dennoch — wie groß ist die Bedeutung des schöpferischen *Anfangs* und die Macht der *Persönlichkeit*, welche diese große Bewegung führte und trug, ihr Gestalt und Klarheit gab, ja! in welcher sie wie verkörpert dastand und noch heute vor unserm Geistesauge steht!

Ja! wir dürfen und wollen heute nicht an dieser Heldengestalt unsers Luther vorübergehen, wir wollen von ihm heute reden wie die katholische Kirche von ihren Heiligen redet, also von unserm Führer und Befreier; freilich im Geiste des Evangeliums, ohne Menschenvergötterung und Menschendienst. Wir wollen im Lichte seiner Persönlichkeit das Werk der Reformation anschauen und damit das Wort unsers Textes zur Wahrheit machen: „Die Lehrer aber werden leuchten, wie des Himmels Glanz, und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne, immer und ewiglich!“

So fragen wir denn: *Welche war die Macht der Persönlichkeit Luther's? Welches das Werk, das er*

geschaffen? Welche die Aufgabe, die er uns hinterlassen?

Welche war die Macht seiner Persönlichkeit? Eine große, fortreißende, überwältigende! Ziemt es sich, das Andenken eines einzelnen Mannes in der evangelischen Kirche zu feiern, so dieses. Wir dürfen das Wort, welches der Herr einst zu Petro sprach, auf ihn anwenden. Wie die apostolische Kirche auf den Glaubensfels dieses Jüngers gegründet ist, so die protestantische auf den Glaubensfels unsers Luther. Auch er konnte den Seinen zurufen, wie einst Paulus den Korinthern: „Ich habe euch gezeugt in Christo Jesu durch das Evangelium. Darum erwahne ich euch, seid meine Nachfolger.“ Diese Macht seiner Persönlichkeit bezeugen alle die ersten Geister jener Zeit, vor ihr beugen sich alle. So groß auch die Verdienste seiner Freunde und Mitarbeiter waren, so hoch vor allem die Begabung und gelehrte Ausrüstung des Meister Philippus, der ihm von Anfang bis zu Ende treu zur Seite stand, und mit dem Schilde gründlichster und besonnenster Wissenschaft, mit vollendeter Klarheit der Form und feinem, maßvollem Sinn das Werk der Reformation schützte gegen seine Feinde und behütete vor den Verirrungen seiner Freunde; — mit ihm mag sich keiner vergleichen, ihn nennen sie alle einen „einzigen, heroischen“ Mann, den Gott selbst zum Rüstzeug erwählt für den gewaltigen Kampf der Zeit.

In ihm lebte eine Heldenseele, er war des Glaubens Held. Nichts schreckte ihn ab von dem Werk, an das er einmal die Hand gelegt, das er in den Tiefen seines Gewissens ergriffen. Nicht die fast übermenschlichen Anstrengungen und Arbeiten, die in ihrer Rastlosigkeit auch seinen starken Körper erschütterten, nicht die Gefahren, die ihn auf allen seinen Wegen umlagerten, nicht die Feindschaft der Mächtigen, das Toben

der Menge, der Haß der ganzen Klerisei, nichts konnte ihn erschüttern oder irremachen. Er fühlte in sich jenen Paulinischen Glauben, der ihn so selig machte, weil er ihn so gewiß gemacht. Er wußte, daß er mit Gott und aus ihm ein heiliges Werk begonnen, daß er Gefäß und Träger einer höhern Gewalt sei, auch ein Prophet und Apostel, wie er einmal an seinen Kurfürsten schreibt: „Ich habe das Wort nicht von Menschen, sondern vom Himmel, durch unsern Herrn Jesum Christum, daß ich mich wol möchte, wie ich denn hinfort thun werde, einen Knecht Gottes und Evangelisten rühmen und schreiben.“ Wie tief lagen unter seinen Füßen die äußern Geschicke, Feindschaften, Elend, Jammer und Krieg, die im Gefolge der Reformation einherzogen, wie tief aber auch alle persönliche Eitelkeit und Herrschgelüste, alle Waffen der Finsterniß, alle Kronen der Welt! So schrieb er, als er von der Wartburg nach Wittenberg kam, wider den Willen des Kurfürsten, um gegen die Bilderstürmerei zu predigen: „Ich habe nicht im Sinn von Ew. Gnaden Schutz zu begehren. Ja! Ich halte, ich wollte selbst Ew. Gnaden mehr schützen, denn Sie mich schützen können. Gott muß hier allein schaffen, ohne alle menschlichen Sorgen und Zuthun.“

Sein Glaube war so stark, weil er so tief gegründet. Zu ihm hatte er sich mit seiner frommen, innigen Natur hindurchgerungen, in ihm nach langen Kämpfen und Gewissensbeängstigungen eines mönchischen Lebens in Fasten, Wachen und Kasteiungen, endlich den Frieden seiner Seele gefunden. Ihm war es freilich nicht gegeben als Märtyrer für diesen Glauben zu sterben, aber wie oft hat er die beneidet, welche also mit ihrem Blute zeugen durften, und wie fühlen wir es jedem seiner Worte an, daß er freudig sein Leben dahingegeben hätte! In den schlimmsten Zeiten, während seine Freunde zagten, im Angesicht der wachsenden Gefahren, wurde sein Glaube immer größer und trium-

phirender, und so schrieb er von Koburg aus an Melanchthon: „Ich hasse Deine Sorgen und daß sie so herrschen in Deinem Herzen. Was kann der Teufel denn mehr thun, denn daß er uns erwürge.“ Und mit diesem Glaubensmuth wie eng verbunden war die wahrhafte Demuth, die er oft so stark, so rührend, so kindlich ausgesprochen hat! Er wußte es wohl, daß nicht er es sei, der so Großes gethan, sondern der in ihm mächtige Geist Gottes, und so hat er wiederholt gewarnt und geeifert dagegen, an ihn zu glauben, oder nach ihm sich zu nennen. „Sie sollen nicht glauben“, sagt er, „an Luther, sondern an Christum. Den Luther sollen sie lassen fahren, er sei ein Bub oder heilig. Auch ich selbst kenne nicht den Luther, will ihn auch nicht kennen, predige auch nichts von ihm, sondern von Christo.“

Aber eines ist es noch, das wir neben dem Glaubensmuth Luther's besonders nennen müssen, das seiner Persönlichkeit den wunderbaren Zauber gab und ihm das Herz seines deutschen Volkes für alle Zeiten unentreißbar gewonnen hat. Das ist sein köstliches deutsches Volksgemüth, sein fröhliches kindliches Herz! Er war ein Mann des Volkes im höchsten Sinne und wie kein anderer neben ihm. Er ist unserer deutschen Nation herrlichste Blüte! An volksthümlicher Beredsamkeit ist nie seinesgleichen gewesen in deutschen Landen! Er ist aus der Mitte des Volks erwachsen, mit seinem Mark genährt, mit seinen schönsten, lieblichsten Gaben geziert. Die ganze Innigkeit und Tiefe des deutschen Gemüths ist in ihm erschlossen, die ganze Kraft und sinnliche Derbheit des damals auf seiner Höhe stehenden deutschen Volkes, verbunden mit dem fröhlichen scherzenden Sinn, in ihm zur Erscheinung gekommen! Der älteste Lebensbeschreiber Luther's sagt von seiner Jugend: „Er war ein hurtiger und fröhlicher junger Geselle.“ Und wie stehen überall bis zuletzt die kühnen

kindlichen Scherzesworte zwischen den erhabenen Gedanken! Welch eine wunderbare Mischung von Frohsinn und Tiefsinn! Ihn lachte die Welt mit ihrer Schönheit an. Er wußte allem Ding die helle Seite abzulauschen. In den trübsten Zeiten verließ ihn die köstliche Laune nicht. Mächtig war in ihm der Sinn und die Freude an den Herrlichkeiten der Schöpfung. Er vergaß nicht zur Zeit des augsburger Reichstags mitten in der höchsten Spannung und Aufregung, da alles noch ungewiß, da das Glaubensbekenntniß noch nicht übergeben, auf den Schlag der Nachtigall zu lauschen und schrieb von Koburg seinen Freunden mit heiterm Scherze über das lustige Gezwitscher der Vögel um ihn her, die ihm ein Bild des unruhigen Lärms auf dem Reichstage gäben. Mit wundersüßem Zauber lockte ihn zu jeder Zeit die Macht der Töne. Um seine Schläfe war des Liedes Lorber gewunden und von den schwersten Bürden und Sorgen ruhte er aus in Spiel und Gesang. Der Mann, der mit der Macht seines Wortes Throne erschütterte und Völker lenkte, spielte wie ein Kind mit den Kleinen, scherzte so hold in seinen Tischgesprächen mit den Freunden und Genossen!

Ja! eine wunderbare Mischung von Frohsinn und Tiefsinn! Von schweren innern Kämpfen, von dunkeln Anfechtungen und fröhlichstem, kindlichstem Glaubensmuth! Aber, wozu das alles! Dazu, euch klar zu machen an diesem Bilde, daß die Erneuerung der christlichen Kirche in der Reformation, durch die Tiefen des deutschen Volksgemüths hindurchgegangen; ja, nichts anderes war, als die Einkehr in diese Tiefen!

Aber fragen wir weiter: Welches ist das Werk, das er geschaffen? Ein ungeheuerer Fortschritt in der Geschichte! Der größeste, den die christliche Kirche kennt! Die herrlichste Ehrenthat des deutschen Geistes! Wir können die Reformation nicht würdig feiern, ohne mit Schmerz zurückzublicken auf die Finster-

niß, die über uns lag, auf die Gefangenschaft, aus der wir befreit, auf die Unmündigkeit, aus der wir entlassen, auf die Roheit und Aeußerlichkeit des Empfindens, Urtheilens und Handelns, die das ganze Leben damals beherrschte! Es war diese ganze Zeit des Mittelalters bis zu der in der Reformation aufgehenden Sonne der neuen Welt, eine Zeit sinnlichen Aberglaubens, kindischer Unmündigkeit! In welcher von Rom aus durch den äußerlichen, ausgelebten, tyrannischen römischen Geist, die reichbegabten, naturfrischen, aber noch sinnlich rohen Völker Europas zum Aberglauben hingeleitet, in ihn eingetaucht und durch ihn gezügelt wurden. In welcher das Geistigste sinnlich, das Innerlichste äußerlich gedeutet wurde! In welcher das Christenthum herabsank von seiner Geisteshöhe auf heidnischen Götzendienst, von seiner Glaubensinnigkeit auf jüdische Gesetzeswerke. In welcher das Christenthum nichts anderes mehr war, als ein wiederstandenes Heidenthum, ein wiedererstandenes Judenthum, unter christlichen Namen und Formen und Sinnbildern! Und welch ein klares Auge gehörte dazu, um durch diese Finsternisse hindurchzuschauen, welch ein gewaltiger Arm und muthiger, immer erneuter Andrang, um die festgeschmiedeten Fesseln von einem Jahrtausend zu brechen und hinwegzuschleudern! Das aber haben unsere Reformatoren, vor allen unser Held Luther gethan! Sie waren Protestanten und sie waren evangelische Christen! Sie stürzten das Gebäude des Aberglaubens nieder und erbauten die Kirche von neuem auf dem einigen Grunde, außer welchem kein anderer gelegt werden kann, auf dem Felsengrunde Christi und seines Evangeliums. Sie protestirten, nicht damals allein auf dem Reichstage zu Speier, gegen Gewissensdruck; sie protestirten überall gegen die schmähliche Abgötterei, gegen die Anbetung sündiger Menschen, der sogenannten Heiligen, der Bilder und Reliquien, vor allem gegen die Anbetung und den Dienst

der Maria, welche nicht allein Christum, nein! Gott selbst verdrängt hatte aus den Herzen der Menschen, aus ihren Gebeten und Gottesdiensten. Sie erinnerten die Geister wieder an das ganz vergessene erste Gebot: Du sollst keine andern Götter haben neben mir, und an das Wort des Johannes: Lieben Kinder, hütet euch vor der Abgötterei. Sie protestirten aber auch gegen jenen Götzendienst, welchen die Träger der sichtbaren Kirche selbst, an ihrer Spitze der römische Papst mit seiner Curie, den Bischöfen und dem ganzen Heer der Priester für sich in Anspruch nahmen; gegen jene unerträgliche Herrschaft über die Seelen und Gewissen der Menschen, welche zu binden und zu lösen, zu strafen und freizusprechen die Priester sich anmaßten! Sie erinnerten an das Wort des Paulus: „Werdet keines Menschen Knechte!" An das Christi selbst: „Einer ist euer Meister, ihr aber alle seid Brüder." — An die Freiheit eines Christenmenschen, der frei ist von allen äußerlichen Dingen, von allen Menschen, aber gebunden in den Tiefen des Gewissens, in Gott und seiner Liebe! Sie forderten für alle, wer sie auch seien, die freie Forschung in der Schrift; den freien, eigenen, von keinem Machtspruch der Kirche, keinem Papst und Concilien abhängigen, selbsterrungenen Glauben!

Dieser Protest gegen die angemaßte Priesterherrschaft, gegen die Lehre von den Stellvertretern Christi auf Erden, diese Auflehnung gegen die die Gemüther fast ein Jahrtausend mit unsichtbaren Fäden umschlungen haltenden Gewalten, war die kühnste und größeste That der Reformation; dies waren die Fesseln, die *vor allem* gebrochen werden mußten. Und Luther war es wieder, welcher die flammendsten Worte gegen den Abgott in Rom geschleudert, den allerheiligsten Vater für den allerhöllischsten gehalten, ja, welcher einmal gerathen den Papst mit seinem ganzen Gesinde im Tyrrhenischen Meere zu ertränken! Aber dieser

Protest richtete sich nicht nur gegen die heidnische Abgötterei, ebenso sehr gegen das erneuerte Judenthum; gegen die Aeußerlichkeit der Ceremonien und die Gerechtigkeit der Werke, gegen das geistlose Geplärre und Geplapper unverstandener Worte, lateinischer Litaneien, wie wir es noch heute in der katholischen Kirche finden, diesen ganzen sinnlichen Gottesdienst mit all seinem äußern Pomp, Räuchern, Weihwasser, Kerzen und Gewändern; ferner gegen alle die von der Kirche anbefohlenen sogenannten guten und verdienstlichen Werke, die Vaterunser und Ave-Marias, die Wallfahrten, die Aufzüge, die Fasten und Almosen. All diesem geistlosen, äußerlichen und doch so anspruchsvollen Treiben stellten sie gegenüber die aus dem Innersten stammende Gesinnung, wahrhaftige Reue und Buße, lebendigen Glauben, ein reines sittliches Leben. Sie erinnerten an das Paulinische Wort: „Was nicht aus dem Glauben kommt ist Sünde", und meinten damit: was nicht aus dem Herzen des Menschen stammt und in seiner innersten Ueberzeugung Wurzel geschlagen, was nur äußerlich gethan und abgethan wird, ist nicht allein unfruchtbar und todt, sondern auch *schlecht*!

Aber — sie waren nicht allein Protestanten, sondern auch *evangelische Christen*! Sie rissen nicht allein nieder, sie bauten auch wieder. Und sie erbauten die evangelische Kirche auf dem Grunde Christi und seines Evangeliums. Von der Kirche und all ihren übernatürlichen und unnatürlichen Lehren, all ihrem angemaßten Ansehen und ihrem Sinne bethörenden Prunk kehrten sie zurück zu dem Stifter der Kirche und zu seinem einfachen, geistig erhabenen und doch so menschlichen, herzgewinnenden Evangelium. Zu dem Evangelium des Erbarmens und der Liebe!

Und der Glaube, den sie forderten und den allein rechtfertigenden und seligmachenden nannten, war der Glaube an

diesen Mittelpunkt des Heils, an den lebendigen Christus, welcher der Geist ist, und als der Geist fortlebt in seiner Gemeinde. Das war der lebendige, von Liebe erfüllte und in Liebe thätige Glaube!

Das alles haben die Reformatoren für uns neu geschaffen und erkämpft. Aber sie haben das Werk nicht vollendet. Nur Anfänge gemacht, nur Wege gezeigt und Ziele gesteckt. Wie hätten auch wenige Menschen und ein Menschenalter vermocht, ein so Ungeheueres, die völlige Reinigung einer bis auf den Grund verderbten Kirche, zu vollenden!? So große Zeiten wie diese geben der Menschheit wol Flügel, mit einem mal weite Strecken zu überschreiten, aber wir werden doch nicht wie durch die Lüfte hinweggehoben, über die Roheit der eigenen Sinne, über die Enge unserer Bildung und alle die Geistesschranken, die wir als Erbtheil der Vergangenheit an uns tragen; wir müssen vielmehr nach jenem ersten begeisterten Sturmlauf immer wieder mit nicht ermüdender Kraft von vorn anfangen, um langsam und sicher vorwärts zu schreiten.

Ja! unser Luther hat uns nicht ein fertiges Werk, eine für alle Zeiten abgeschlossene Glaubenslehre hinterlassen, sondern nur die Grundgedanken der Reformation, den evangelischen Glauben, die evangelische Freiheit oft mit dunkelm Wort, den Propheten gleich, ausgesprochen, uns überlassend mit klarem Verstande die Folgerungen alle zu ziehen; er hat nur in weiter Ferne das Ziel gezeigt, uns überlassend die Wege zu diesem Ziele zu finden. Gerade unser Luther, und warum sollten wir das heute verschweigen, stand noch mitten im Umschwung der Zeiten, der als schroffer, unversöhnter Gegensatz in sein eigenes Leben fiel. Er hat die Ketten Roms gebrochen, um neue Bekenntniß-ketten zu schmieden, das Ansehen der alten Ueberlieferung kühn durchschnitten, um eine neue mit bindendem Ansehen zu schaffen.

Er wollte die evangelische Freiheit, Christum in der Schrift, und hat in diesem Sinne einzelne Bücher des Neuen Testaments, die Offenbarung des Johannes, den Brief des Jakobus kühnlich gemeistert; und dann wieder ist er zur Schriftvergötterung herabgesunken und hat sich selbst gefangen gegeben und die Seinen gefangen gehalten in einem Wort und Buchstaben. Er wollte den lebendigen Glauben, der ein Lebendiges ergreift, d. h. das Leben Christi und seinen Geist und selbst voll That und Lebens ist, und wie oft ist dieser Glaube unter seinen Händen und im Kampfeseifer gegen die freier Denkenden und weiter Schreitenden zu einer todten Glaubenslehre erstarrt, an welche er der Seelen Seligkeit band. Und Glauben und Leben sind wieder einander fremd geworden! Er wollte wahrhafte menschliche Sittlichkeit, gegenüber der katholischen Heiligkeit, und er hat doch in seiner Lehre von der Gnade, von der Erbsünde, von dem völligen Verlust der Freiheit, die Wurzeln aller Sittlichkeit, die Freiheit mit durchschnitten!

Oh! meine Freunde, ich fühle es wohl, ich werde durch die Bedeutung dieses Tages und durch die Größe des Festes, das wir feiern, weiter geführt, als mir gestattet, und hinein in so schwierige Fragen, die an dieser der Erbauung geweihten Stätte nicht beantwortet werden können. So laßt euch denn genügen an diesen Andeutungen über die großen innern Widersprüche, in welchen Luther selbst und die nach ihm genannte Lehre noch stehen geblieben ist. Das eine empfinden wir wol alle mehr oder weniger klar, daß zwischen dieser Lehre und unserm Leben, dieser sogenannten Rechtgläubigkeit und unserm gesammten Denken, unserer äußern und innern Erfahrung, unserer Bildung und Wissenschaft eine tiefe Kluft befestigt ist; daß wir vieles kaum mehr verstehen können, so fremd ist es uns geworden! Und auch die Ueberzeugung ist uns allen wol schon nahe ge-

treten, daß wir wieder in einer Zeit leben, in welcher wie damals eine tiefinnere Reinigung und Erneuerung unserer Kirche noththut, eine Erneuerung im Geiste vollster, aufrichtigster Wahrhaftigkeit! Wir fühlen es, mit dem Verschweigen und Verdecken, mit den kleinen Künsten der Vertheidigung, mit den bunten Flicken, gesetzt auf das alte Gewand, ist es nicht gethan. Und wie in jener großen Zeit die in Aeußerlichkeiten untergegangene römische Kirche einkehrte in die Tiefen des deutschen Gewissens, um aus ihnen von neuem geboren zu werden, als eine Kirche des Gewissensglaubens, also soll unsere Kirche jetzt einkehren in die Tiefen unserer Wissenschaft und Bildung. Auch wir suchen in der Schrift, wie einst Luther, nach ihrem unvergänglichen Lebenskern, ihrer unsichtbaren Seele, aber mit allen Mitteln unserer heutigen Wissenschaft, mit aller Freiheit der Forschung, wie in jeder andern der Geschichte angehörenden Schrift. Wir suchen vor allem nach dem Bilde Christi, das wir nicht mehr mit den Gläsern der Kirche anschauen mögen, sondern mit unsern eigenen Augen, wie es uns aus seinem Wort entgegenstrahlt. Auch wir wollen, wie unser Luther, evangelische Freiheit, evangelischen Glauben, aber eine Freiheit, die nicht wieder gebunden ist durch äußere Schranken, einen Glauben, von dem abgestreift ist all das jüdische wundersüchtige Wesen der ersten Kirche, all das, was nur vergängliche und zeitliche Hülle war.

Und den Glauben, den wir also gesucht und gefunden, wollen wir hineinführen in das Leben, in die ganze, reiche, weitverzweigte Sittlichkeit der Gegenwart! Und wir glauben und sind deß unerschütterlich gewiß, daß nicht die seine echten Söhne sind, welche, seinen Namen vergötternd, sich heute Lutheraner nennen, nicht die Knechte seines Buchstabens, sondern die Jünger seines Geistes!

Ja! er war unser und wir lassen ihn nimmer. Wir fol-

gen unserm Helden! Wir schreiten vorwärts in seinem glaubensfrohen und freien Geiste; sein Bild leuchtet uns auf dunkeln Wegen, denn auch von ihm ist jenes Wort gesprochen: „Die Lehrer aber werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich!“ Amen.

11.

Die freimachende Wahrheit.

(Reformationspredigt.)

Ewiger Gott, du hast einen Tag des Lichts heraufgeführt nach langer Nacht, du hast aus den dunkeln Gefängnissen befreit die Gefesselten! Du hast den bethörenden Zauber gebannt, der die Seelen bestrickte! Wir danken dir heute für dies herrlich große Werk deutscher Reformation. Du warst sichtbarlich mit deinem heiligen Wahrheitsgeiste inmitten dieser die Kirche erschütternden und erneuernden Bewegung, du selbst beriefest, stärktest und stähltest die heldenmüthigen Männer, welche nicht anders konnten, als für die Wahrheit zeugen. Deine göttlichen Kräfte und Gaben regten sich wieder wie am Anfange des Christenthums, du schufst wieder begeisterte Propheten und Lehrer und Führer! So laß denn dies angezündete Licht in hellen Flammen fortleuchten unter uns. So führe uns denn weiter auf dem Wege, von einer Wahrheit zur andern, führe uns, wie du es verheißen hast, in a l l e Wahrheit. So mache uns denn frei im Innersten des Gewissens, brich alle Fesseln, die Menschenhände wieder ge-

schmiedet, laß jedes menschliche Ansehen sich beugen unter deine einige Macht. Nimm in deine gnädige Obhut die evangelische Kirche aller Bekenntnisse, Länder und Zonen. Laß sie blühen und siegen und werden was sie sein soll: ein großes, ungetheiltes Gottesreich, ein Reich der Wahrheit und der Liebe, Ein Hirte, Eine Heerde! Amen.

Text: Joh. 8, 32.

Und werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch freimachen.

Die freimachende Wahrheit ist es, von der ich heute zu euch rede. Eine solche ist die Wahrheit der Reformation. Nicht eine gelehrte Kenntniß vergangener Dinge und Zeiten, nicht eine Wahrheit des sondernden Verstandes, nicht eine solche, welche nur einen engen Kreis des menschlichen Lebens berührt, nein! eine Wahrheit, die mitten in das Herz trifft, die das Gewissen erweckt, die gebundenen Kräfte löset und erhebt, mit Einem Wort, die uns aus Sklaven zu Freien macht. Eine lebendig und frei und selig machende Wahrheit. Es ist ein großes und tiefsinniges Wort: „Die Wahrheit wird euch freimachen.“ Es kann erst recht verstanden werden durch das andere: „Gott ist die Wahrheit.“ Zu der Wahrheit, die uns freimacht, kann nur der gelangen, der bis zu Gott hindurchgedrungen. Der ihn in seinem Gewissen erfahren. Der in ihm seinen Ankergrund gefunden, in ihm aller Dinge Zusammenhang schaut, an ihm hängt und von ihm abhängt. Denn nur der ist frei, der gebunden in ihm. Frei von allem außer ihm, von allem in ihm. Frei von Welt und Schicksal, von Glück und Gunst, von Noth und Kummer, von Dingen und Menschen. Frei von Leidenschaften

und Begierden, von Schein und Wahn, von Eitelkeit und Aberglauben. Er ruht ja in dem ewigen Gott. Er weiß ja, daß alles, außer ihm, nur wie ein Schatten vorüberzieht. Daß dieser endlichen Dinge keines bis an die Seele reicht. Daß diese endlichen Bande und Abhängigkeiten alle gelöst sind in dem lebendigen, dem freien und befreienden Gott. Die Wahrheit wird euch freimachen, — dies Wort gilt recht eigentlich von unserer Reformation! Die Wahrheit, welche hier einer göttlichen Offenbarung gleich mit wunderbarer Gewalt und in hellem Lichte hindurchbrach durch die lange Nacht, war eine Entlastung und Befreiung der Seele. Ein neues Auferstehen. Der schwere Stein, der auf dem Grabe der Menschheit lag, wurde hinweggewälzt. Die Siegel, mit welchen die Kirchenlehre ihn versiegelt, gebrochen. Die Vormünder der Menschheit, die angemaßten Stellvertreter Gottes, entsetzt. Die Schließer des Himmelreichs ihrer Schlüsselgewalt beraubt. Es war diese Reformation ein Befreiungskampf des christlichen Volkes gegen die unerträgliche Gewissenstyrannei, welche, von Rom ausgehend, durch die lange, enggeschlossene Priesterkette alles freie und innerliche Leben des Gemüths, die tiefste und eigenste Ueberzeugung umklammert hielt. Darum hat Luther so dringend und wiederholt von der „evangelischen Freiheit“ gepredigt. Von der Freiheit eines Christenmenschen, der allein durch Gott und in seiner Liebe gebunden ist. Und von der langen „babylonischen Gefangenschaft“ der Kirche, aus welcher sie nach unsäglichem Elend erlöst werden sollte. Es war diese Reformation wie ein frischer Luftstrom der Wahrheit, der eindrang in die dumpfen, vergitterten Räume. Ein Erwachen der schlummernden Lebenskräfte. Ein Aufstehen zu eigener, selbständiger Bewegung der Glieder. Denn alles war bis dahin belastet und gelähmt und in Fesseln geschlagen.

So laßt uns denn fragen, zuerst: wovon hat uns die Reformation freigemacht? sodann: wodurch hat sie uns freigemacht?

Wovon hat sie uns freigemacht? Doch nicht von Gottes heiligem Sittengesetz. Nicht von den Geboten der Liebe. Nicht von den Pflichten gegen unsere Nebenmenschen und der Herrschaft über uns selbst. Das ist keine Freiheit, die der ewigen Gesetze und sittlichen Ordnungen spottet. Nichts als Sinnenlust und Willkür, eine Entweihung des heiligsten Namens, ein Deckmantel der Bosheit!

Wovon hat sie uns freigemacht? Doch nicht von unserm Christenglauben. Nicht von dem lebendigen Gott, der alles wahrhaftigen Lebens Quelle ist. Nicht von seiner erbarmenden, vergebenden und erlösenden Liebe, deren wir alle bedürfen, zu der wir alle uns flüchten. Nicht von Jesu Christo, der unser Vorbild, Führer und Heiland ist, ohne den niemand zum Vater kommen kann. Nein! Nicht freigemacht von Gott und von Christo hat uns die Reformation, vielmehr hinweggeräumt alles was hemmend und verdunkelnd im Wege stand, alles was sich hineingedrängt in die Mitte zwischen unsere Herzen und unsern Gott, alle die falschen Götzen und Mittler und Gnadenspender, und uns den Zugang wieder eröffnet zu Christo — unserm Bruder, zu Gott — unserm Vater. Sie hat uns wieder lieben gelehrt, denn alle wahrhaftige Liebe war untergegangen in todte Werke. Sie hat uns wieder glauben gelehrt, denn aller Glaube war zu einem Aberglauben geworden. Sie hat uns wieder das Heiligthum der Religion erschlossen und gesäubert, das entweihet war von all den Wechslern, den Käufern und Verkäufern, die nun, wie einst aus dem Tempel Jerusalems, herausgetrieben wurden mit den Geiseln der Wahrheit.

Aber — wovon hat sie uns denn befreit? Zuerst: von der

heidnischen Abgötterei. Sodann: von der jüdischen Werkgerechtigkeit. Und endlich: von der ebenso heidnischen wie jüdischen Priesterherrschaft.

Drei Worte der Schrift sind es, in welche ich diese Gedanken fasse. Das erste findet sich im Briefe des Johannes und heißt: „Lieben Kindlein, hütet euch vor der Abgötterei." Das zweite hat der Herr selbst gesprochen: „Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Geberden, es ist inwendig in euch." Das dritte endlich ruft uns der Apostel Paulus zu: „Werdet keines Menschen Knechte." Das erste Wort ist ja nichts anderes als das erste Gebot. Es ist in Wahrheit noch immer das erste. Es gilt noch heute als das höchste. „Hütet euch vor Abgötterei", diese Mahnung sollen wir uns alle Tage zurufen, denn wir alle werden täglich versucht, von dem lebendigen Gott abzufallen zu den todten Götzen. Aber — nicht in jenem uneigentlichen und geistigen Sinn — nein! ganz eigentlich gilt diese Abgötterei von der katholischen Kirche. Oder — ist es nicht Abgötterei, wenn, wie ihr es wol oft schon geschaut, die Menge in dunkler, inbrünstiger Andacht kniend vor dem Heiligenbilde liegt, oder vor der „Mutter Gottes", wie sie genannt wird, oder vor dem Schrein, in welchem die angeblichen Ueberreste der Heiligen und Märtyrer aufbewahrt werden, und ihren Glauben, ihre Hoffnung, ihre Gebete emporsendet zu diesen endlichen Geschöpfen, ja! zu diesen Gebilden von Menschenhand? Sind die also angebeteten nicht die eigentlichen Götter oder vielmehr Götzen der abergläubigen Menge, an denen ihr Herz hängt, an die sich ihr Vertrauen wendet, während der ewige Gott selbst wie vergessen ist, als vermöge er nichts mehr zu wirken und zu helfen, als habe er sich zurückgezogen von der Herrschaft über die Welt und alle Gewalt abgegeben an die untern Götter, während er selbst hoch über den Häuptern der

Menschheit schwebt in unnahbarer Ferne! Es wird uns schwer, zu erklären, wie es gekommen, daß die christliche Kirche so tief herabgesunken in nacktes Heidenthum, und wir vermögen es nur in dem Gedanken, daß das Wort: „Gott ist ein Geist und die ihn anbeten, sollen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten", so unendlich hoch über der großen Menge und ihren sinnlichen Vorstellungen und Bedürfnissen steht, daß die christliche Religion in ihrem Stifter so rein und erhaben und geistig hingestellt ist, wie sie sich nicht erhalten konnte in den Zeiten des versinkenden Heidenthums unter den Völkern der abblühenden Alten Welt, und wie sie auch unter den neuen, emporsteigenden rohen Nationen des Mittelalters nicht sogleich die unbestrittene Herrschaft gewinnen konnte über das ursprüngliche, mit ihnen tief verwachsene Heidenthum. So ist es gekommen, daß die christliche Kirche auf ein Jahrtausend wieder zurücksank und wieder eingetaucht wurde in heidnische Bilder und Anschauungen, um dann erst zu sich selbst zu kommen und zu erwachen von dem langen Traume des Mittelalters.

Aber — nicht allein von diesem heidnischen Götzendienst hat uns die Reformation befreit, — ebenso sehr von der jüdischen Werkgerechtigkeit. Auch das wird uns schwer zu fassen, wie es möglich war, daß das innerste Wesen des Christenthums, das der Stifter selbst so hell und bewußt und in so scharfem, vollem Gegensatze gegen die äußerliche jüdische Gesetzlichkeit und Werkgerechtigkeit, wie sie gipfelte in der Pharisäer Thun und Lehre, verkündet hatte, wieder vergessen und verdunkelt werden konnte; daß der Apostel Paulus seinen Römer- und Galater-Brief so ganz umsonst geschrieben und daß innerhalb der christlichen Kirche eine so überwältigende Fülle von todten Werken, äußerlichem Gepränge und geistlosen Ceremonien emporwuchern konnte, in dem Gebetsplappern, der un-

verstandenen lateinischen Messe und Litaneien, den geistlichen Aufzügen und Wallfahrten und all den Bußübungen und kirchlichen Werken, welche die Priester auflegten der erlösungsbedürftigen Seele. Wir müssen auch hier wieder sagen: Für die sinnlichen, rohen Menschen ist es unendlich schwer, sich zu der Sittlichkeit zu erheben, die über das äußere Werk und sein Prahlen und Prunken hinausgeht und in die innersten Tiefen der Gesinnung hinabsteigt; sich den Gedanken ganz klar und zu eigen zu machen: Nichts ist gut, was nicht aus dem Borne des reinen Herzens quillt, was nicht mit ganzer, innerster Liebe und Freudigkeit gethan wird. Wir müssen auch hier wieder sagen: das Wort: „Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Geberden", ist so geistig erhaben, daß es erst nach einem Jahrtausend völlig verstanden und in allen seinen Folgerungen ausgeführt werden konnte. Wie hat nicht unser Luther im Kloster gerungen und sich kasteiet mit Fasten und Büßungen und selbstmörderischen guten Werken und seinen Frieden nicht finden können, bis ihm, wie durch innere Offenbarung, das Wort aufging: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben", bis er es verstand, was Paulus gewollt, wenn er sagt: „So halten wir nun, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben."

Und endlich: Die Reformation hat uns befreit von Menschenansehen und Menschenherrschaft. Vor allem von der der Priester. Dies war die härteste. Eine Herrschaft nicht über den äußern Menschen, seine irdischen Güter, sein Thun und Lassen in der Außenwelt, — nein! eine Herrschaft über das Innerste der Seele, über das Gewissen der Menschen, seinen Frieden, seine Hoffnung, seine Seligkeit. Diese Herrschaft haben die katholischen Priester ausgeübt, ja! üben sie noch heute aus, so furchtbar wie je; mit allen Beängstigungen und

Martern des Gewissens, mit allen angedrohten Ausschließungen von der Vergebung der Sünden und den Segnungen der Kirche, mit allen Verfolgungen bis in das Jenseits und seine ewigen Qualen. Diese Herrschaft der Schlüssel, durch welche die Priester in der Beichte die Sünden erlassen und behalten, das Heil gewähren und versagen, ist die unerträglichste Gewalt, welche menschlicher Hochmuth sich je angemaßt über die Seelen der Nebenmenschen, ist ein gotteslästerlicher Eingriff in die ewige Weltordnung, ja! in das königliche Vorrecht der Gnade, das vor allen andern der Höchste sich vorbehalten hat! Und wie jeder einzelne Priester die Seelen der ihm anvertrauten Gemeinde unter seine Zucht und Gewalt gebracht, also hat die gesammte Kirche in ihren höchsten Würdenträgern, Bischöfen und Päpsten, die heilige Wahrheit Gottes sich zugeeignet als ihren unentreißbaren Besitz, als den bei ihr und nur bei ihr niedergelegten Schatz! So war es denn eine unendliche Befreiung und Entlastung der Seelen, welche die Reformation uns gebracht, die dies Priesterjoch von dem Nacken der seufzenden Menschheit nahm. Sie gab uns das allgemeine Priesterthum wieder und erhob das Wort: „Ihr aber seid ein königliches Priesterthum, ein heiliges Volk", zur vollen Wahrheit und Wirklichkeit!

Aber — wodurch sind wir frei geworden? Die Antwort kann wol sehr verschieden lauten und ist doch im Grunde nur ein verschiedener Ausdruck für einen und denselben Gedanken. Sagen wir: durch Gott selbst, durch seinen Heiligen Geist, welcher die Kirche nimmer verlassen und da die lange Nacht vergangen war, die heldenmüthigen Männer erweckte, die, dem Moses gleich, des Volkes Fesseln brachen und es herausführten aus der Gefangenschaft, — so irren wir sicherlich nicht. Aber, fragen wir weiter, welche waren die Waffen, mit denen diese Auserwählten kämpften, was gab ihrem Arme die siegreiche

Kraft? Wir sagen: vor allem der lebendige Glaube, sodann die freie Forschung und endlich die sittliche Erneuerung. Und meinet nicht, als ob diese drei nicht wohl zusammenpaßten, vielmehr in einem innern Widerstreit miteinander ständen. Sie gehören aufs engste zusammen und haben unter sich ein heiliges und unauflösliches Bündniß geschlossen. Denn, unter dem lebendigen Glauben im Sinne unserer Reformatoren, vor allem unsers Luther in jener ersten großen Kampfes- und Siegeszeit, haben wir etwas anderes zu verstehen, als das, was man den Glauben der Kirche nennt, den Glauben an menschliche Satzungen, an vergangene Geschichten, an todte Lehren und Bekenntnisse. Es ist vielmehr der Glaube an den lebendigen Gott und seine ewige Vaterliebe und an den, den er gesandt hat, sie zu verkünden. Es ist der Glaube, welcher nicht ein Meinen und Fürwahrhalten ist, sondern eine starke und fröhliche Zuversicht, voll Liebe und Selbstüberwindung und treuer Nachfolge. Es ist der Glaube, welcher die innigste Lebensgemeinschaft begründet mit dem, an den wir glauben, auf den wir bauen, dem wir nachfolgen, also, daß wir sprechen können: „Gott ist in den Schwachen mächtig" oder: „nicht ich lebe, sondern Christus lebt in mir". Das war der Glaube unsers Luther, der mächtige, Berge versetzende, in dem er so siegreich und so unverzagt war, in welchem er Berge von Misbräuchen und Irrthümern versetzte und Thäler von Schwachheit und Kleinmuth ausfüllte und nicht Kaiser- und Reichsversammlung und ihre Acht, nicht Papst und Concilien und ihren Bann fürchtete, vielmehr dafür hielt, auch sein Landesfürst, der weise Friedrich, vermöge ihn nicht zu schützen, bedürfe vielmehr recht oft seines Schutzes, seiner Gotteskraft und seines unerschütterlichen Vertrauens.

Das war der Glaube, der die damalige Welt überwunden,

so einfältig wie eines frommen Kindes, so voller Begeisterung wie eines Sehers, so heldenmüthig wie eines in die Schlacht ziehenden Kriegers. Und diese Kindes- und Heldenseele, dies tiefe, deutsche gottbewegte Gemüth, dem alle die herzlichen und lieblichen, alle die kühnen und großen Worte entquollen, ist es, das uns unauflöslich an unsern Luther kettet und uns in ihm die ganze Herrlichkeit der Gaben schauen läßt, welche Gott gerade unserm deutschen Volke in großer Gnade anvertraut hat. Und wie könnte ein solcher Glaube in Widerspruch stehen mit der freien Wissenschaft? Wir wissen es vielmehr, sie war das scharfe Schwert, welches alle die künstlichen Gewebe, die Erdichtungen und Legenden, die Anmaßungen und Ansprüche der katholischen Kirche durchschnitt; sie war es, welche die Schätze der Heiligen Schrift, die tiefverborgenen und verschütteten, wieder an das Licht zog, alle niedergehaltenen Kräfte unserer Nation wach rief, das arme, unmündige Volk in die Schule nahm und in einer Menge niederer und höherer Lehranstalten die festesten Wälle und Schutzmauern aufführte gegen die immer wiederholten Angriffe Roms und gegen alle die falschen Künste und die äußerliche Abrichtung und Afterwissenschaft der im Dienste Roms stehenden Jesuiten. Ja! diese freie Wissenschaft, wie sie tief bis in das Volk und seine Schulen sich hinabzieht und auch auf unsern höhern Lehranstalten, trotz mannichfacher Rückschritte und Verdunkelungen, Gott sei Dank, noch immer nicht erstorben ist, war von Anbeginn der Reformation das scharfe Schwert und blanke Schild der neuen Bewegung, und so nahe die beiden Männer: der Glaubensheld Luther und der Lehrer Deutschlands, Melanchthon, einander standen, so einmüthig sie zusammenwirkten zu dem großen Werk, das ihrer beider gleicherweise bedurfte, — so nahe sollen auch heute noch und für alle Zeiten in unserer protestantischen Kirche wahrhaftiger Glaube

und freie Wissenschaft stehen und miteinander wirken und nimmer voneinander lassen!

Aber — es ist noch Eins, das nicht übersehen werden darf in diesem Befreiungskampfe. Ich habe es die „sittliche Erneuerung" genannt. Ich hätte auch die neue Sittlichkeit sagen können. Die neue, frische, das ganze, volle Menschenleben umspannende, alle, auch die sinnlichen Kräfte in ihren Dienst ziehende und zum Ewigen emporhebende Sittlichkeit. Die nicht in den Klöstern und ihrer Zucht, in Fasten und frommem Müßiggang und kirchlichem Bettel gepflegt wird, sondern frei und stark auf den offenen Markt tritt, und mitten im mühevollen und kampfreichen Leben, im Sturm und Wogendrang der Welt, in redlicher Arbeit und Pflichterfüllung errungen wird. Die nicht in der Flucht aus der Welt, sondern in der Heiligung alles dessen, was in der Welt lebt, nicht in der Ertödtung der Natur, sondern in der rechten sittlich-starken und gesunden Natur besteht.

Eine ungeheuere, alles vor sich niederwerfende Macht in diesem Volksmann Luther war die Wiedereinsetzung der Natur in ihre heiligen und unveräußerlichen Rechte, die Naturgewalt und Naturwahrheit, die aus jedem seiner kühnen Worte sprach und die all jenen falschen, übernatürlichen und im tiefsten Wesen unwahren Heiligenschein, der das Priester- und Mönchsthum mit seinem ehelosen Leben umgab, in seiner ganzen Scheinheiligkeit und sittlichen Entartung aufdeckte. Wie flammende Worte hat er an den Adel deutscher Nation und an die ehrsamen Rathsherren der Reichsstädte für des christlichen Standes Besserung geredet und wol viel hundertmal dem Gedanken Ausdruck gegeben, daß „nicht Kutte noch Kappe", noch Flucht aus dem Gott gewiesenen Berufe noth sei, daß der Dienst einer armen Magd und das mütterliche Amt einer treuen Hausfrau und der Gehorsam der Kinder gegen ihre Aeltern unend-

lich viel höher stehe als alle Mönchsorden und Klostergelübde. Ihr kennt wol jenes schöne Bild, welches den deutschen Reformator darstellt mit Weib und Kind und Freunden unter dem Weihnachtsbaum sitzend, wie er die Laute schlägt und das Kind von Bethlehem besingt. Er hat die falschen Ehren, mit denen Rom die Ehelosigkeit umgab, für immer zu Schanden gemacht. Er hat das deutsche Familienleben wieder in seine hohen, göttlichen Rechte eingesetzt. Er hat das Haus zum Heiligthum erhoben und den Familientisch zum Altare geweiht! Das sind die Mächte, durch welche wir frei geworden! Der starke, heldenmüthige Glaube, die erwachende, von den Fesseln der Kirche erlöste Wissenschaft, die neue, auf dem Boden des Familienlebens erwachsende und im Staate gedeihende Sittlichkeit! Und wie mögen wir dieser Freiheit uns werth zeigen? Dadurch, daß wir sie bewahren. Und wie sie bewahren? Dadurch, daß wir sie weiter bilden. Denn sie ist nicht ein alter, überlieferter und unentreißbarer Besitz, auf welchem wir mühelos ausruhen dürfen, nicht eine geistlose Wiederholung der Buchstaben und Formeln, in denen eine frühere Zeit ihren Ausdruck gefunden, und welche gleichsam den ersten Niederschlag der großen Bewegung bezeichnen, — sie ist vielmehr eine lebendige, fortschreitende, immer mehr in die Tiefen des Geistes dringende, immer weiter über alle Lebensgebiete sich ausbreitende, immer klarer zum Bewußtsein ihrer selbst kommende Umwandlung, ein nicht aufhörender Geisteskampf, eine immer erneute Reinigung und Vertiefung des Gewissens. So sollen denn auch wir fortschreiten und kämpfen, auf daß die Wahrheit uns frei mache. Kämpfen nach außen und nach innen, gegen die katholische Kirche, die uns als eine in sich geschlossene äußere Macht gegenübersteht, und gegen alle katholische Gelüste, welche, wie böse Krankheitsanwandlungen, das unheilvolle Erbe der alten Kirche, aus unserer eigenen Mitte emporsteigen. Und in diesem Kampfe

thut vor allem noth, daß wir den Feind nicht geringhalten. Er ist ein mächtiger. Die katholische Kirche, ob sie wol oft schon als ein Trümmerhaufen erschien, hat doch immer wieder ihr Haupt erhoben und ist in neuem Glanze ihrer Zinnen und Thürme emporgestiegen. Ihre Macht ruht auf der Ohnmacht und Geistesroheit der Menschen. Auf dem Wahn der bethörten Menge, auf dem Sinnenbedürfniß der nach einem sinnlich-anschaubaren Gott Verlangenden, auf der sittlichen Leichtfertigkeit und Oberflächlichkeit der Massen, die sich so gern abfinden mit einem äußern Werk, statt sich im Innersten zu erneuen, denen es so willkommen ist, dem Priester ihre Sünden zu beichten, um neu fortsündigen zu können; auf dem Verlangen nach äußerm Halt und Stütze, wie die Kirche sie bietet für die, welche nie im Innern ihren Halt gefunden; auf dem Verlangen nach fester und unumstößlicher Wahrheit für die, welche nie nach eigener Wahrheit gerungen. So ist der sinnliche Aberglaube, die Leichtfertigkeit und innere Haltlosigkeit, die Trägheit im Denken und Wollen, wie sie sich noch immer bei der großen Menge findet, die Macht der katholischen Kirche. So haben denn zu allen Zeiten die Häupter dieser Kirche und ihre streitbaren Scharen auf die rohen Massen und ihren leichtentzündbaren Aberglauben ihre ganze Hoffnung gestellt und die geistige und sittliche Niederhaltung des Volks in Schule und Kirche, die ungebrochene Herrschaft der Priester über Jugenderziehung und Familienleben als höchstes Ziel im Auge behalten!

Und wie mögen wir den Kampf aufnehmen mit diesen unheiligen Mächten? Wie sie überwinden? Dadurch, daß wir mit ganzer Kraft und nicht rückwärts blickendem Muth die Hand an das große Werk der Erziehung und sittlichen Bildung des Volks bis hinab in die untersten Kreise legen. Dadurch, daß wir, statt jene bösen Geister des Wahns und der Roheit, alle die

guten Geister der Wahrheit, den lebendigen Herzensglauben, die freie, rücksichtslos fortarbeitende Wissenschaft und das ganze sittliche Leben der Gegenwart wach rufen und in unsern Dienst nehmen. Und dadurch vor allem, daß wir nicht auf die äußern Feinde allein unsere Blicke richten, und auf die Siege der Waffen, durch welche sie geschlagen, unsere Hoffnung setzen, sondern bei uns selbst anfangen und die eigene Kirche reinigen und die Feinde in ihrem Innern überwinden.

Ich weiß es wohl, daß auch die äußern Siege, wie sie vor Monaten auf den böhmischen Schlachtfeldern errungen, von großen, jetzt noch unübersehbaren Folgen für die fortschreitende Macht der reinen, evangelischen Wahrheit sein werden, daß durch sie der Erbfeind der protestantischen Kirche, der Störer des innern Friedens seit der Reformation, der mächtigste Schutzherr aller unser innerstes sittliches Leben zerfressenden, den geistigen Fortschritt lähmenden unheilvollen Bestrebungen, an deren Spitze die offenen und heimlichen Jesuiten und Jesuitenfreunde stehen, — daß durch sie dieser Erbfeind aufs Haupt geschlagen und aus unserm Deutschland — wir hoffen es alle — für immer herausgewiesen ist; — aber ich weiß auch, daß diesem äußern Siege, um ihn zu einem völligen, nicht wieder verlierbaren zu machen, die innern folgen sollen, daß wir selbst uns erneuern sollen im Geiste und in rastlosem Streben von jeder errungenen Stufe neu vorwärts schreiten und uns besinnen auf die innersten Gedanken der Reformation, die noch nicht Gestalt und Wirklichkeit gewonnen haben, und abthun alles abergläubige und äußerliche Wesen, das uns noch anhaftet, und alle die Fesseln brechen, die wieder durch Menschen geschmiedet; auf daß wir allein an den lebendigen Gott und sein ewiges Gesetz gebunden seien, auf daß die Wahrheit uns frei mache! Amen.

12.

Die böse Zeit.*)

(Kriegspredigt.)

Text: Eph. 5, 16.

Schicket euch in die Zeit, denn es ist eine böse Zeit.

„Schicket euch in die Zeit, denn es ist eine böse Zeit", dies Wort begegnet uns öfter in den Briefen des Paulus, nicht nur an unserer Stelle, ein ähnliches im Briefe an die Römer und die Kolosser, und bezeichnet deutlich die Stimmung, welche durch die Seele des großen Apostels zog in jenem furchtbaren und doch heilbringenden Wendepunkte der Zeiten, gegenüber der in sittlicher Verwesung untergehenden Alten Welt, gegenüber den Bedrängnissen, Kämpfen und Verfolgungen, welche die junge Christengemeinde zu bestehen hatte, sowie der gewaltthätigen, alles freie Leben niederschlagenden Herrschaft Roms.

*) Diese Predigt wurde wenige Tage nach dem blutigen Gefechte bei Langensalza gehalten.

Es war eine böse Zeit, die Zeit der sittenlosesten, bis zum Wahnsinn grausamen und wollüstigen Kaiser Roms; die Zeit eines Nero, des scheußlichsten unter ihnen, der die eigene Stadt, um seinem schaulustigen Kitzel zu fröhnen, einer verheerenden Feuersbrunst preisgab, unter deren rauchenden Trümmern sich die letzten Lebensspuren unsers Apostels verlieren.

„Es ist eine böse Zeit", so sprechen wir auch heute und dürfen also sprechen. Böse ist sie, weil ihr Gewand in Blut getaucht! Weil sich die göttlichen Strafgerichte, die, einer dunkeln Wetterwolke gleich, über unserm deutschen Vaterlande schwebten, jetzt entladen! Weil die böse Saat, welche vor funfzig Jahren gesäet wurde, jetzt zur Ernte gereift. Weil das, was die Vorfahren gesündigt, die Kinder und Enkel büßen sollen, das, was die Fürsten und ihre Regierungen in thörichter Verblendung und Selbstsucht versagt oder zurückgewiesen, als es ihnen dargeboten wurde durch den einmüthigen Willen des Volkes, nun mit dem Blute dieses Volks errungen werden soll. Weil das kläglichste, unser gemeinsames Vaterland der Ohnmacht und dem Gespötte der fremden Völker preisgebende Machwerk deutscher Einheit, wie es bis dahin bestanden, nicht sich aufgelöst hat, um einem festern Bunde Raum zu geben, sondern in Stücke zerrissen ist, in einen grauenvollen, alle Segnungen eines langen Friedens, alle Güter deutscher Bildung und Gesittung bedrohenden Krieg untergegangen. Denn es ist dies der unseligste Krieg, der seit jenem, durch den Religionshaß entzündeten dreißigjährigem Brande die Gefilde unsers Vaterlandes verwüstet. Da die Stämme Eines Volkes, die Kinder Einer Mutter, die dieselbe Sprache reden, mit derselben Geistesbildung genährt wurden, drohend und mörderisch einander gegenüberstehen. Wir vermögen nicht, mit unserm Herzen an ihm theilzunehmen, mit unserer Begeisterung ihn zu weihen,

seine Siege mit unserm Jubel zu begleiten. Schauer und Betrübniß und Scham vor den das gräßliche Schauspiel mit betrachtenden fremden Völkern, — das sind die Gefühle, über die wir nimmer hinwegkommen und die alle verständigen Erwägungen, alle entschlossene Parteinahme, alle Gründe der Zweckmäßigkeit oder gar der Nothwendigkeit immer wieder in sich verzehren.

Es ist eine böse Zeit, nicht deshalb allein, weil wir an den Sünden der Vergangenheit schwer zu tragen haben, auch deshalb, weil die Menschen der Gegenwart, die herrschenden und mächtigen, welche die Geschicke leiten, so wenig gethan haben, um zu sühnen, was gefehlt, um einen Ausweg zu finden aus diesem feindlichen Gedränge, einen Weg des Friedens und der Gerechtigkeit, und so viel gethan, um gewaltsam hineinzutreiben in die blutige Bahn, und all unser Sein und Haben, die höchsten Geistesgüter, ja die Sicherheit Deutschlands vor den begehrlichen Nachbarn, einzusetzen in dies Würfelspiel der Waffen.

Denn glaubet ja nicht, daß ich diesen Krieg, weil ich ihn ein Strafgericht Gottes und die Sühnung einer alten Schuld genannt, darum als einen gottgeweihten und heiligen, oder auch nur als einen unerläßlichen ansehe. Nein! Ich vermag nicht einzustimmen in dies weitverbreitete Gerede, durch welches so viele ihr Gewissen zu beschwichtigen und abzustumpfen versuchen. Gott hat unendlich viel Wege, um die einzelnen Menschen wie die Völker und Staaten in Frieden und Segen zu führen, und sie selbst sind es, die mit freiem Willen wählen und oft die schlechtesten und blutigsten Wege suchen, und die Fäden, die in ihre Hände gelegt wurden, also verwirren, daß sie endlich nur noch durch das Schwert den Knoten zu lösen wissen. Gott ist nicht gesonnen, all das Böse, welches er in seiner Weltenregierung zuläßt, als seine eigene That auf sich zu nehmen, und

von der sittlichen Schuld und Verantwortung diejenigen loszusprechen, welche des Krieges Fackel schwingen und mit eiserner Zuchtruthe die Völker geiseln. Wir aber sollen vorsichtig umgehen mit dem Worte „nothwendig" und uns wohl hüten, diejenigen als die gottgesandten Helfer und Heilande zu preisen, die nicht mit seinen Waffen kämpfen. Denn wir haben nicht den türkischen Glauben, daß alles, was geschieht, nicht anders habe kommen können, daß alles, was die Menschen in Ehrgeiz und Leidenschaft beginnen, von Gott verhängt sei, und sie nichts als die willenlosen Werkzeuge in seinem Dienst; wir glauben nicht an dies dunkle, alle freie Sittlichkeit und Zurechnung der Menschen zerstörende Verhängniß, wir glauben vielmehr an die lichte, heilige Vorsehung Gottes, welche das Gute und nur das Gute will und schafft, und endlich zum Siege führt. Aber mitten hindurch durch alle die Irrthümer und Leidenschaften, alle die langen Umwege und den zähen Widerstand, alles sittliche Elend und allen Jammer, welchen die Menschen selbst über ihre Häupter heraufbeschwören, und in welchem sie so oft untergehen.

Es ist eine böse Zeit, nicht deshalb allein, weil wir durch viel Jammer und Zerstörung, durch Noth und Tod, durch Trümmerhaufen und Leichenfelder hindurchschreiten sollen in eine neue und bessere, auch deshalb, weil die sittlichen Kräfte, mit denen die Gegenwart ausgerüstet ist, so erschlafft sind, die Wahrheit verdunkelt, das Recht gebeugt und der Glaube verloren. Und ich meine hier nicht den Glauben im gemeinen und niedrigen Sinne des Wortes, die sogenannte Rechtgläubigkeit und Kirchlichkeit, sondern im rechten und höchsten Sinne: den Glauben an die unsichtbare Welt, ihre Macht, ihre Güter, ihre Waffen, den Glauben an das Reich der Wahrheit, an den Sieg des Rechtes, an die Gewalt der Liebe. Er ist leider im Verschwin-

den begriffen. Wir sehen es ja allerorten, wie diese geistigen Mächte nicht mehr herrschen, sondern an ihrer Stelle die äußerlichen und mechanischen; wie alles auf die Spitze der Bajonnete gestellt ist, wie die Gewalt überall verehrt und angebetet wird, wie Ueberzeugungstreue und Mannesmuth so selten geworden und der knechtische Sinn dem Sieger, er sei auch wer er sei, zujauchzt und der vollendeten Thatsache seine Huldigungen bringt.

Oft schon, ihr wißt es, habe ich euch, als vor der eigentlichen Schossünde der Zeit, vor dem Dienst der Materie gewarnt, und darunter vor allem die Sucht nach dem Sinnengenuß und Sinnenerwerb gemeint. Und doch ist dies nicht die höchste Spitze der Sündhaftigkeit, vielmehr zeigt sich die sittliche Verderbniß am erschreckendsten in einer andern Erscheinung des Materialismus, das ist in der Anbetung der äußern Macht. „Macht geht über Recht", — das ist die grauenvolle, wie mit ansteckender Gewalt sich verbreitende Losung des Tages, welche durch alle Schichten der Gesellschaft ertönt, das ist die Lehre, welche unter allen Bildungsklassen zahlreiche, gelehrige Schüler findet! Auf allen Gassen, in allen Gesellschaften und Gesprächen wird dies neueste Evangelium der Macht verkündet, wir hören die Lehre ungescheut aussprechen, daß in dem Verkehr der Staaten untereinander, in Krieg und Frieden, alle sittlichen Maßstäbe nichts gelten und als kleinliche Empfindsamkeit beiseitezuschieben seien, daß hier alle Mittel, die zum Ziele führen und die sonst im bürgerlichen Leben für niederträchtige gelten, erlaubt seien; daß hier allein der Erfolg entscheide und der Sieger triumphire.

So tritt denn in dieser bösen und erwartungsvollen Zeit ernster als je an einen jeden von uns die Frage heran, wie er zu ihr sich zu stellen, wie er mit gutem Gewissen und Bewahrung seines eigenen bessern Selbst durch sie sich hindurchkämpfen

solle. „Schicket euch in die Zeit“, ruft uns der Apostel Paulus zu. Was heißt das? Doch wol nicht: Nehmet leidend und widerstandslos alles auf euch, was sie bringt, lasset ihre Wellen über euere Häupter hinwegschlagen, beuget euch vor den Gewaltthätigen und dienet ihnen, ertraget das Unrecht und die Lüge, ohne euere Stimme zu erheben, stimmet mit ein in die Abgötterei des Tages, werdet Sklaven, — nur erhaltet euer Leben — denn es ist eine böse Zeit? Gewiß nicht. Ein so feiges sich Schicken und Bücken hat der Apostel nicht gelehrt. Er, der uns nicht allein ein Vorbild gegeben im Leiden, sondern auch im Kämpfen! Der uns gelehrt, daß wir Krieger seien, die auf ihrem Posten ausharren sollen, und uns im Epheser-Briefe, im sechsten Kapitel, jene herrliche Beschreibung von der Waffenrüstung des Christen gegeben.

Sie beginnt mit den Worten: „Denn wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit Fürsten und Gewaltigen, nämlich mit den Herren der Welt.“ Und sie fährt fort: „So ergreifet denn den Harnisch Gottes, — so stehet nun, umgürtet euere Lenden mit Wahrheit und angezogen mit dem Krebs der Gerechtigkeit.“ Und sie weiset uns endlich hin auf „den Schild des Glaubens, den Helm des Heils und das Schwert des Geistes“. „Schicket euch in die Zeit“, das heißt: wandelt vorsichtig, aber seid muthig und stark. Nehmet die Zeit wie sie ist, träumet und schwärmet nicht, sondern seid nüchternen Sinnes und klaren Auges; denn die Wirklichkeit läßt sich nicht übersehen oder überfliegen, sie will vielmehr erkannt und erwogen sein; sie ist die Werthsumme, mit der wir rechnen, der Stoff, den wir formen und dem wir die sittlichen Gedanken, welche unsere Seele erfüllen, einbilden sollen. „Schicket euch in die Zeit“, das heißt: nehmet die Zeit wie sie ist, aber macht euch nicht zu ihrem Knecht, sondern zu ihrem Herrn. Wendet,

wie der ewige Gott selbst dies thut, das Böse zum Guten, verwandelt die böse Zeit in die gute.

Und das ist das erste Wort, welches ich euch in dieser bösen Zeit zurufe, das Paulinische: „Seid umgürtet mit Wahrheit und angezogen mit Gerechtigkeit.“ Es ist nicht leicht, in diesem, den Lügen- und Schwindelgeist entfesselnden Kriegsgetümmel, in dieser Aufregung und Erhitzung der Gemüther, da niemand außerhalb des Kampfplatzes als ein unparteiischer Zuschauer stehen kann und darf, vielmehr ein jeder seine Stellung zu nehmen und zu behaupten hat, wahr und gerecht zu sein auch gegen den Feind. Wir alle reden uns nur zu leicht hinein in die Parteileidenschaft und Uebertreibung, und erkennen kein Recht mehr an, als das eigene, und verkleinern und verlästern den Gegner, und schüren immer mehr die unheimlichen Flammen, sodaß wir blind sind gegen uns selbst, hart und ungerecht gegen andere. Und doch — ist es nicht gerade in diesem Kriege dringender als in jedem andern geboten, das Auge nicht zu trüben durch Leidenschaft, die Seele nicht zu vergiften durch Haß und Rachedurst, vielmehr das Gefühl rein und stark zu bewahren, daß wir Brüder sind, und daß dieser Krieg der schrecklichste ist, der je geführt wurde, über den hinweg wir die Hand des Friedens reichen, so weit hinausgestreckt, als nur das innerste Gewissen, das Wohl unsers Landes und die Bewahrung der heiligen Güter, welche bedroht sind, es gestatten mögen.

Die Würfel sind gefallen, zurück kann niemand mehr, entschlossen und fest müssen wir alle hindurch und hoch die Fahne halten, der wir folgen, und wir alle erkennen es freudig an, daß die Stellung, welche unser Landesfürst genommen, die einzig mögliche, die einzig rechte ist; daß — wenn doch einmal zwischen deutschen Staaten gekämpft werden soll, —

wir nur an der Seite des großen, in seinem innersten Wesen deutschen, in seinem besten Wesen protestantischen Staates kämpfen dürfen, und daß die Erhaltung und Stärkung deutschen Wesens, die Wahrung und Fortbildung protestantischer Freiheit für uns die höchsten Güter sind, die uns auch viel Widerwärtiges und Ungerechtes vergessen lassen, und immer wieder unsern Blick von dem Preußen, wie es ist, auf das Preußen, wie es sein soll, auf das in seinem Innersten wiedergeborene Preußen, den starken Hort Deutschlands, den Schirm der protestantischen Kirche, hinwenden.

Und doch — wir ersehnen schon den Frieden jetzt, da die letzten Entscheidungen noch nicht gefallen, wir hören immer wieder eine innere Stimme uns zurufen: „nur rasch hindurch", wie durch die letzte bange Stunde, und wir vermögen wol zu kämpfen, aber nicht zu hassen. Das „liebet euere Feinde", das uns sonst so göttlich groß und fast unausführbar für den schwachen Sterblichen erschien, jetzt tritt es uns so menschlich nahe, als ob es gar nicht anders sein könnte, deshalb, weil sich des Feindes Angesicht immer wieder in das des Bruders verwandelt, deshalb, weil das drohend gezückte Schwert nur widerwillig niedersinkt!

Und die Gerechtigkeit, mit der wir angethan sein sollen wie mit einem Harnisch, mitten in des Krieges Flamme, lehrt sie uns nicht, edle Menschlichkeit üben, menschenfreundliche Hülfe und Theilnahme beweisen auch dem Feinde? Auf die Frage des Schriftgelehrten: Wer ist mein Nächster? antwortet der Herr mit jenem wunderbar schönen Gleichniß vom barmherzigen Samariter. Der Sinn desselben ist: Der ist dein Nächster, der deine Hülfe am meisten bedarf, der ist es, welcher verwundet im Staube liegt. So sei es auch unter uns! Der ist unser Nächster, welcher verwundet im Staube liegt, welchem

Volksstamme er auch angehöre, in welcher Reihe er auch gekämpft. Auf dem Schlachtfelde stehe der Feind dem Feinde mit scharfem Schwerte gegenüber, Tod und Verderben bringend; die aber, welche heimgetragen werden aus dem Getümmel in unsere Spitäler oder Häuser, sollen als Brüder nebeneinanderliegen, gleicher Pflege und Erquickung, gleichen Trostes und gleicher Hülfe theilhaftig, und niemand unterscheide mehr den Freund und den Feind, denn sie alle sind unsere Nächsten, und wir, die wir hinter den Streitenden stehen, sind dazu berufen, die Wunden zu heilen, welche sie geschlagen, des Krieges Unmenschlichkeiten durch menschlichen Sinn zu mildern, seine Greuel durch Thaten der Liebe zu versöhnen.

Und das zweite Wort, welches ich euch in dieser bösen Zeit zurufe, ist wieder ein Paulinisches: „Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal.“ Die Hoffnung verlieret nicht, den Mannesmuth laßt nimmer sinken! Dieser Muth und hoffnungsreiche Blick durch die Greuel der Zerstörung hindurch in eine neue, helle, lebensvolle Zukunft unsers Vaterlandes verlasse uns nimmer! Das ist Christentugend und Christenpflicht. Unser Glaube ist Hoffnung. Jammer und Verzagtheit und Kleinmuth ziemen uns nicht. Dessen sollen wir immer gewiß sein, daran uns halten mit unverbrüchlicher Zuversicht, daß, wenn auch viel Elend über uns alle ausgeschüttet wird, — und wehe denen, durch welche dies Elend gekommen, — der Allmächtige, der die Geschicke lenkt, uns wieder hindurchführt mit starkem Arm; daß er überall das Böse bezwingt, und sich selbst zerstören läßt, und an seinen Siegeswagen kettet, und in den Dienst seiner großen, wunderbaren Haushaltung nimmt. Diese Hoffnung sollen wir in keinem Augenblicke sinken lassen, daß unser deutsches, zerstückeltes, ohnmächtiges und verachtetes Vaterland aus dieser Bluttaufe wie

neugeboren hervorgeht, daß aus diesen Trümmern ein neuer festerer Bau sich erhebt, daß unser Volk einst ein mächtiges, einiges, kampfgestähltes, unter den Völkern Europas hochgeachtetes sein wird, und daß dieser Sturmwind, welcher die Wellen unsers engen Lebens peitscht und über manche Hoffnungssaaten unsers kleinen Ackerlandes zerstörend hinfährt, auch viel verderbliche und giftige Dünste, die wir bis dahin einathmeten, hinwegfegt, und die Luft unsers öffentlichen Lebens reinigt, und alle die kleinen und uns selbst so kleinlich machenden Gehege niederreißt, alle die morschen und verfaulten Stützen der Gewalthaber zerbricht, und dem sinnlosen Wahn ein Ende macht, als ob die Völker nur dazu daseien, den selbstsüchtigen Gelüsten ihrer Fürsten zu dienen, nur dazu da, ihr Blut zu verspritzen für die Feigen. Wir hoffen, daß er uns alle noch hindurchführen wird durch die Wüste in das gelobte und ersehnte Land; daß er uns alle noch schauen lassen wird das gestärkte und verjüngte Deutschland im Sonnenglanze der Freiheit, und wir hoffen auch, daß die einige Macht, welche aus diesem Kriege siegreich hervorgehen wird, eine wirklich deutsche sei, daß der Friede, welcher geschlossen wird, auch wahrhaften Frieden und Freiheit uns bringe, und nicht der Anfang einer schlimmern Gewaltherrschaft werde, nicht des Säbels Regiment fortführe unter den Bürgern des eigenen Landes.

Wir geben diese Hoffnung für uns selbst und die nächste auch uns noch mitbeschiedene Zukunft nicht auf; — aber, wir getrösten uns auch, daß, wenn unser kurzes Leben unbeglückt und betrogen um der Hoffnung Ernte vorübergehen sollte, wenn nicht ein goldenes, sondern ein eisernes Zeitalter kommen wird für das jetztlebende Geschlecht, daß wir doch mitgekämpft haben für eine fernere Zeit und für unsers Vaterlandes höchste Ziele; ein jeder mit den Waffen, mit denen er

ausgerüstet wurde von dem allmächtigen Kriegsherrn der Welt, ein jeder auf der Stelle, die ihm zugewiesen wurde, sei es mit eisernen Waffen oder mit geistigen, sei es mit dem Wort oder mit der That, in offener Feldschlacht oder in des Hauses Verborgenheit, sei es durch Kämpfen oder durch Entsagen, durch Helfen oder Tragen. Denn ein jeder kämpft mit, der sich selbst einsetzt, sein Leben und seine Kraft, und stehen wir auch nur in zweiter Reihe, hinter den waffenfähigen Männern, wir geben doch was wir haben, unsere Hülfe, unsern Besitz, unsere aufopfernde Liebe und Treue.

Und sind wir also fröhlich in Hoffnung, nach oben blickend und in die weite Zukunft hinaus mit ihrem goldenen Saum, dann sind wir auch „geduldig in Trübsal". Viel Trübsale werden noch kommen und nur des Anfangs kleinsten Theil haben wir erfahren, die Opfer an Hab und Gut, die Verarmung Zahlloser, welche bis dahin in Wohlstand lebten, die Zerstörung der Felder, den Stillstand der Geschäfte, ganzer Gegenden und Länder Verzehrung. Und nun ist auch in diesen letzten Tagen, aus nächster Nähe, des Krieges donnernde Stimme ertönt! Nun ist auch der Blut lechzende Tod in unsere Mitte getreten, der wilde Schnitter, der die dichten Reihen niedermäht! Wir sahen sie ja mit eigenen Augen, die bleichen Verwundeten, die so fröhlich ausgezogen, todesmatt und gesenkten Hauptes heimkehren, und unsere Krankenhäuser sind erfüllt von ihren Schmerzen und Seufzern! Wir sahen sie auch, und mit ganz andern Empfindungen, mit gehobenem Gefühl, in unsere Stadt einziehen, die tapfern Söhne unsers Landes, die gegen die übermächtige Zahl so unverzagt und ungestüm vorgedrungen, die, je mehr ihre Reihen gelichtet, desto fester sich zusammengeschlossen und die erste Bluttaufe dieses Krieges

empfangen haben.*) Wohl blickt das Vaterland mit gerechtem Stolz auf diese Söhne, und eine jede Mutter auf den, welchen sie geboren, und dem es gegeben war, mit Leib und Leben einzustehen für das Heimatsland; aber wie viele blicken auch thränenden Auges auf die Opfer, die gefallen, welche ihr Auge vergeblich unter den frohen Reihen suchte und deren Leben noch mit dem Tode ringt oder schon dahingesunken ist!

Und welch ein Wort des Trostes vermögen wir ihnen zuzurufen? Daß dieser Tod der herrlichste und begehrenswertheste ist! Der ehrliche, muthige Soldatentod. Daß dieses Bett das weichste und schönste ist, das Bett der Ehre. Daß dies Andenken unvergeßlich sein wird für alle, welche den blutigen Tag mit seinen bangen Stunden erlebt. Daß das Bild der Gefallenen mit Lorber bekränzt bleibt. Und an diesen Trost schließt sich die Mahnung: „Geduldig in Trübsal.“ Wir alle, die wir noch verschont geblieben in unsern theuersten Gütern, wissen es nicht, welche Opfer wir noch zu bringen haben, welche Trübsale uns noch aufgespart blieben. So laßt uns denn fester uns gürten und unser Herz stählen mit Geduld! Laßt uns still tragen und uns schicken, und gerne opfern, was wir haben, und dessen gedenken, daß so böse Zeiten wie diese nur überwunden werden durch einmüthige Kraft, dadurch, daß ein jeder sich selbst und sein eigen Leid vergißt, und es untergehen läßt in dem großen Ganzen, und sich fester zusammenschließt mit den Kampfgenossen, und die trübe Gegenwart mit allen Sorgen und Schmerzen einsetzt für die lichte Zukunft unsers Vaterlandes. Gott erhalte, Gott einige, Gott segne unser deutsches Vaterland! Amen.

*) Am 27. Juni.

II.

Predigten über Worte Christi.

13.

Die Weihe des Unglücks.

Unser christlicher Glaube, darin stimmen alle, sonst so weit auseinandergehenden und so heftig miteinander streitenden Parteien der Gegenwart überein, ist eng und unauflöslich an den Stifter der Kirche, an die Person Christi geknüpft. Wenn wir von einem Kern des Christenthums reden, den wir von der umhüllenden Schale unterscheiden, von einem echten und ursprünglichen Glauben, an welchen sich erst später die künstliche und fremdartige Kirchenlehre angesetzt, von dem einfachen noch heute die Herzen rührenden Evangelium, so verstehen wir darunter das Christenthum Christi, die Klarheit und Freiheit seines Geistes, die Fülle und Zuversicht seines Glaubens, die Kraft seiner aufopfernden Liebe, die in ihm selbst beschlossen war und aus seinem Innern, wie aus tiefverborgenen Quellen mit ursprünglicher Gewalt hervorbrach, um sich den Menschen zu offenbaren in Wort und That, im Leben und im Sterben.

Es ist ein schwerer, oft unerhellter Weg, auf den die 18 Jahrhunderte manches Hinderniß geworfen und manche Dunkelheit haben hinabsinken lassen, der — von der Kirche

und ihren Satzungen, von dem Bibelwort und seinem widerspruchsvollen Buchstaben zurück zu Christo selbst, zu dem lebendigen, dem wirklich geschichtlichen Christus, also daß wir all die verhüllenden Leichentücher, all den leeren Wunderprunk, der um seine Schultern gelegt wurde, hinwegthun, um ihn selbst zu schauen, wie er war, mit dem Auge des Geistes tief in das Herz hinein. Wir alle, die wir uns aus innerstem Gewissen Christen nennen und Christen bleiben wollen, haben oft dies ungestillte Verlangen empfunden, zum Quell der Wahrheit hindurchzudringen von der Sage zur Geschichte, ihn zu schauen, wie er vor den Jüngern wandelte und lehrte, sein lebendiges Wort zu vernehmen, in sein Innerstes einzudringen und den großen entscheidenden Kampf mit der in Sünde und Elend verlorenen untergehenden Welt noch einmal mit ihm durchzukämpfen.

Und dies Verlangen fordert Befriedigung — nicht Beschwichtigung. Befriedigung durch volle, nichts zurückhaltende Wahrheit. Und wir, die wir von der Kanzel herab Christum und sein Evangelium, des Evangeliums Wahrheit predigen sollen, sind auch unserer Gemeinde die volle, aufrichtige Wahrheit schuldig. Dies Verlangen fordert Befriedigung mehr als je in unserer Zeit. Es ist nicht recht und soll nicht sein, es ist aber auch nicht möglich und kann nicht sein, das was die Wissenschaft in ernster Arbeit errungen, der Gemeinde zu verheimlichen und vorzuenthalten, und nur immer ängstlich darüber zu wachen, daß in diese Kirchenmauern nichts hereindringe von dem Forschungsgeist der Gegenwart, daß der frische Hauch, welcher die weite Welt durchweht, die dumpfe Luft dieser enggeschlossenen Räume nicht erfülle.

Es ist nicht möglich, sage ich, also die freie Erkenntniß, die Lebensluft des Geistes zu bannen, und es ist darum thöricht und unheilvoll, über die Kirche einen Kampf heraufzubeschwören,

den sie nicht bestehen kann, wenn sie selbst nicht vorher die Waffenrüstung der Wahrheit angethan hat.

Das Verlangen, den wirklichen, geschichtlichen Christus zu schauen, nicht eine übermenschliche und zerfließende Nebelgestalt, ein Leben Jesu, in sich klar, einig, zusammenhängend, eine menschliche Gestalt mit lebensvollen Zügen, erwachsen auf dem Boden der Geschichte, sich bei aller Hoheit und Herrlichkeit doch natürlich entwickelnd, strebend, kämpfend und siegend im Unterliegen, — dies Verlangen geht durch unsere Zeit mit unabweisbarer Gewalt; aus ihm sind wie aus innerer Nothwendigkeit und mit der Kraft der Elemente, gleichzeitig, unabhängig voneinander, eine ganze Reihe von Werken ans Licht gebrochen. Und wenn sie auch lange von der im stillen arbeitenden Wissenschaft vorbereitet waren, sie wollen doch nicht in ihren engen Kreisen bleiben; sie treten vielmehr heraus in das Leben, sie wenden sich an das Volk, sie reden seine Sprache, und sie haben, so einseitig und trostlos auch manche von ihnen sein mögen, eine Bewegung der Geister hervorgerufen, die nicht eher zur Ruhe kommt, als bis die Frage: „was denket ihr von Christo?“ eine ernste und offene Antwort gefunden hat. Wohlan denn, wir wollen diese Antwort versuchen. Wir wollen, soweit wir es in diesen uns eng gezogenen Schranken vermögen, euch, wie es die Pflicht unsers Amtes ist, Führer sein auf dem dunkeln Wege. Wir wollen in einer Reihe von Predigten mit allem Ernst, der in so heiligen Dingen nöthig, mit aller Zurückhaltung dessen, was noch zweifelhaft, nur eine Vermuthung und oberflächliche Tagesweisheit ist, euch zu Christo führen, und in das Innerste dieses geweihten Lebens schauen lassen; wir wollen die gewaltigen und unvergänglichen Worte Christi selbst, die unzweifelhaft echten, wie er sie zu seinen Jüngern, zum Volke, zu den Pharisäern in Kampf und Frieden gesprochen, also aneinander-

reihen, daß ein volles und warmes Lebensbild vor euern Augen steht, daß ihr sprechen möget: Welch ein Mensch!

Text: Luk. 6, 20—24.

Und er hob seine Augen auf über seine Jünger, und sprach: Selig seid ihr Armen, denn das Reich Gottes ist euer. Selig seid ihr, die ihr hier hungert; denn ihr sollt satt werden. Selig seid ihr, die ihr hier weinet, denn ihr werdet lachen. Selig seid ihr, so euch die Menschen hassen, und euch absondern, und schelten euch, und verwerfen euern Namen als einen boshaftigen, um des Menschen Sohnes willen. Freuet euch alsdann und hüpfet; denn siehe, euer Lohn ist groß im Himmel. Desgleichen thaten ihre Väter den Propheten auch. Aber dagegen, wehe euch Reichen, denn ihr habt euern Trost dahin.

Ihr fragt mich, warum ich gerade mit diesen Worten des Herrn beginne. Sie bilden den Anfang der sogenannten Bergrede, die erste Einweihung des Neuen Bundes, die erste große Gegenüberstellung von Gesetz und Evangelium, die außerdem von allen uns überlieferten Reden des Herrn am unzweifelhaftesten den Stempel der Echtheit an sich trägt. Wir folgen hier nicht dem Evangelisten Matthäus, welcher uns in drei Kapiteln, vom fünften bis zum achten, eine längere und nur lose aneinandergereihte Rede gibt, in welcher er, wie er es liebt, verschiedenartige und bei verschiedenen Veranlassungen gehaltene Aussprüche Christi zu einer größern Sammlung zusammenstellt. Wir folgen dem Evangelisten Lukas, der freilich in viel kürzerer Form, aber auch viel engerm Zusammenhange uns diese Rede aufbewahrt hat.

Und wir beginnen mit den Seligpreisungen. Warum nicht mit einem andern großen, das Ganze des Christenthums kühn ergreifenden Wort? Wie mit jenem: „Trachtet am ersten

nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch alles andere auch zufallen"? Oder mit jener tiefsinnigen und doch so einfachen Zusammenfassung des ganzen Gesetzes: „Du sollst Gott über alle Dinge lieben und deinen Nächsten als dich selbst"? Oder mit seinem hohen, alles Sinnliche emporziehenden und vergeistigenden Wort: „Gott ist ein Geist und die ihn anbeten, sollen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten"? Oder endlich mit einem Ausspruch des Herrn über sich selbst: „Ich und der Vater sind Eins, und niemand kennt den Vater, denn der Sohn, und wem es der Sohn will offenbaren"? Warum beginnen wir mit diesen Seligpreisungen? Darum, weil wir hier Christo am tiefsten in die Seele schauen. In seinen milden, menschenfreundlichen Sinn. Weil diese Tiefe des Erbarmens das Eigenste seines Wesens ist. Weil er hier, vor das Volk und seine Jünger zum ersten mal hintretend, seinen Beruf, die gerade ihm gewordene göttliche Sendung, am klarsten und ergreifendsten bezeichnet hat. Weil hier der Unterschied zwischen dem Alten und dem Neuen Bunde für alle Zeiten hingezeichnet. Es ist das Evangelium, welches er verkündet. Es ist Trost und Friede und Seligkeit, die er der Menschheit gebracht. Es sind die Unglücklichen, an welche er sich wendet, die Armen, die er selig preist. Alle die, welche arm sind im weitesten Sinne des Worts. Arm an Gütern, an Speise, an Freuden, an Freunden. Es sind die Traurigen und Verlassenen. Es sind alle die, welche entbehren und verlangen. Sie werden nicht allein getröstet, sondern auch selig gepriesen. Ja! sie sind die vorzugsweise Berufenen. Es ist das in der That ein ganz neuer und dem Judenthum fremder Gedanke: Die Unglücklichen sind die Seligen. Es ist das ein ganz neues Bild: Die Armen, die Verlassenen, die Verworfenen sammeln sich um den Messias. Das Alte Testa-

ment hält fest an der Forderung: Frömmigkeit wird hier auf Erden schon belohnt. Der Gerechte ist auch der Glückliche, der mit irdischen Gütern von seinem Gott reichlich gesegnet wird. Frömmigkeit und Wohlsein können nimmer voneinander weichen. Also war es ja schon bei den Erzvätern Abraham, Isaak und Jakob, die in der Fülle des Reichthums prangten, also soll es sich bewähren bei allen, welche den heiligen Willen Jehovah's, wie er in seinem Gesetze beschlossen ist, erfüllen.

Wie ganz anders lautet das erste einladende Wort Christi! Er ruft in sein Reich nicht die Gerechten, die Glücklichen, die Weisen, er wendet sich an die arme, entblößte, hungernde, weinende Menschheit. Sein erster Ruf ist: Selig sind die Unglücklichen alle. Oh! laßt uns ernstlich nachdenken dieser Einladung des Evangeliums: „Die Unglücklichen sind die Seligen."

Das heißt zuerst: Glück und Seligkeit, die so oft miteinander verwechselt und so gern miteinander verbunden werden, fallen weit auseinander. Es gibt viel äußeres Glück, das im tiefsten Innern unselig macht, und wieder viel schweres und niederbeugendes Unglück, das uns alle Wonne der Seligkeit schmecken läßt. Dieser Gedanke liegt uns jetzt wol nicht mehr so fern, ja er ist zu einem allbekannten und alltäglichen geworden. Aber durch Christum ist er zuerst in seiner ganzen Kühnheit und Gewißheit in die Welt getreten! Glück, Wohlstand, sinnliches Behagen, Gesundheit, Kinderreichthum, langes Leben; wie lange hat die Menschheit das alles für das Höchste und Wünschenswertheste, für das Ziel des Lebens und Strebens gehalten und ist dem nachgeeilt rastlos und mit dem heißesten Verlangen. Und welchen Trost hatte sie für die, welche dies Ziel nicht erreichten, über welche die Sonne des Glücks nimmer ihre Strahlen sandte? Sie

hatte höchstens das mitleidige Wort, ein feindliches Schicksal hat es dir also bestimmt, trage, entsage. Welchen andern Trost hat Christus! Er, der Herr des Lebens, der Sieger über den Tod und seine Schrecken! Er, der hindurchgedrungen durch diesen oberflächlichen Schein der Sinnenwelt, durch das betrügerische und erlogene Glück, durch all diesen leeren Prunk, in das unsichtbare Reich des Geistes! Der mit der ganzen Kraft seiner Liebe den ewigen Vater umfaßt und umklammert hielt, in ihm ruhte, auf ihn vertrauete, in ihm Friede und volles Genüge hatte. Er wußte es: Seligkeit ist etwas ganz anderes als Glück. Glück ist das, was von außen kommt, Seligkeit, was von innen in die Seele dringt. Sie ist unentreißbar, denn sie stammt aus Gott und seiner Liebe. Sie ist eine herrliche, fröhliche Gewißheit. Ein Wohlklang der Seele. Sie gleicht dem stillen und tiefen See, dessen spiegelhelle Fluten von keinem Windeshauche berührt werden. Er wußte es: diese Seligkeit ist von dem gütigen Gott gerade den Armen, den Weinenden in das Herz gelegt für so vieles, das sie sonst entbehren, für so viele Sorgen, die sie sonst tragen sollen. Durch alle Entsagungen, durch Hunger und Blöße, durch Verachtung und Vereinsamung hindurch weiß der liebende Vater den Weg zu finden zu den Seelen der Unglücklichen und die Hungernden zu speisen mit neuer Hoffnung, die Entblößten zu bedecken mit seinem mächtigen Schutz, den Weinenden die Thränen zu trocknen. Und daß er dies wußte, daß er so ganz frei geworden von der Macht der Außenwelt und ihrem Reiz, daß er so tief eingedrungen in die Geheimnisse der Seele, bis dahin, wo Gott selbst in ihr wohnt, das machte ihn zum Erlöser, zum Tröster der Menschheit. Er konnte trösten, weil er selbst hindurchgedrungen zur Quelle des Trostes. Er konnte das Wort sprechen: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach

seiner Gerechtigkeit", weil er in diesem Reiche lebte mit seinem Geiste, weil er gekommen es auf Erden zu pflanzen. Glück und Seligkeit fallen weit auseinander, „selig die Unglücklichen" — dieser Gedanke ist, seit Christus ihn zuerst den Armen zugerufen, fast zu einer Alltagsweisheit geworden, der niemand mehr im Ernste widerspricht. Aber es ist leichter ihn für andere mit dem Verstande zu begreifen, als ihn selbst durch das Leben zu bewähren. Selig seid ihr Armen, selig ihr die ihr hungert, trauert und weinet, die ihr gehaßt und verfolgt werdet! Wie schwer ist es für die, welche nun wirklich von Armuth erdrückt werden, die den nagenden Hunger in ihren Gliedern erfahren, die weinen über den Verlust der Liebsten, die verlassen und einsam dastehen, wie schwer sich dies „selig" zu eigen zu machen! Ja! ihr alle bezeugt es mir, die ihr, wenn auch nicht die Armuth im strengsten Sinne, doch des Lebens Druck je empfunden habt, die ihr entsagen mußtet, wo andere fröhlich genossen, die ihr auf dem Krankenbett hinsiechtet, während andere frohlockten in Jugendlust, die ihr verloren, was euer Auge nie wiedersieht, die ihr die Thränen kennt, welche nicht aufhören zu fließen, und wenn sie auch vor den Menschen und dem Lichte des Tages sich verbergen, doch fortrinnen in der stillen Nacht. Ihr bezeugt es mir, es ist nicht leicht dies „selig" sich zu eigen zu machen. Und doch können und sollen wir zu dieser Seligkeit hindurchdringen, wie Christus selbst es gethan. Wir können und sollen uns zu Gott hindurchringen, zur Ergebung in seinen heiligen Willen, zum Vertrauen auf seine Welten ordnende Weisheit, dann haben wir Frieden und Genüge, dann werden wir selig und still.

Selig sind die Unglücklichen, — das heißt nicht allein auch sie können selig werden, denn die Seligkeit ist nicht an des Glückes Güter gebunden, das heißt noch viel mehr: die Unglück-

lichen sind vorzugsweise und vor allen andern zur Seligkeit, zum Reiche Gottes berufen. Wie aber mögen wir uns einen solchen Vorzug erklären? Und worin besteht er? Heißt dies etwa nur: Sie, die hier arm sind, sollen dort reich werden. Die hier hungern, dort genießen? Die hier weinen, dort frohlocken? Ist dies etwa nur eine Anweisung auf das Jenseits, ein Trost für die Armen, daß die ausgleichende Gerechtigkeit Gottes sie in jenem Leben für das entschädigen werde, was sie hier so schmerzlich entbehrten? Es könnte so scheinen. Und es gibt manche, welche dem Christenthum dies zum Vorwurf machen, daß es keinen wirklichen Trost gebe und Hülfe bringe, sondern immer nur Anweisungen auf den Himmel ausstelle, immer nur leere Versprechungen einer einstigen Vergeltung ertheile, statt in der Gegenwart durch die That und die Wahrheit den Unglücklichen beizustehen. Aber ist dieser Vorwurf ein gerechter? Nimmermehr! wenigstens nicht in Christi Sinn. Heißt es doch: Selig seid ihr Armen, nicht: selig werdet ihr einst. Heißt es doch: Denn das Reich Gottes ist euer, nicht: ihr werdet einst in das Reich Gottes kommen. Und ist doch dies Reich Gottes nach Christi eigener Lehre nicht ein zukünftiges, sondern ein gegenwärtiges, welches auf Erden gegründet wird, und das erste Gebot dieses Reiches die thätige Liebe, die hülfreiche Gemeinschaft der Menschen untereinander. Aber wie ist denn diese Bevorzugung zu erklären? Warum sind die Armen vor andern geladen, warum ergeht an sie der erste Ruf? Darum vielleicht, weil die Armen immer zugleich die Guten, die Reichen aber die Schlechten sind? Das wäre ja eine große und schreiende Unwahrheit. Denn das wissen wir alle sehr wohl, daß die Armuth ihre eigenen großen Gefahren und Gebrechen, ihre Versuchungen, sittlichen Zerrüttungen und Laster hat, ganz ebenso wie der Reichthum die seinen, und daß

die Güter dieser Welt *an sich* weder gut noch schlecht sind, den Menschen weder herabziehen noch erhöhen, daß vielmehr alles auf den Gebrauch dieser Güter, auf den *Sinn*, in dem sie genossen werden, auf die heiligen Zwecke, in deren Dienst sie gestellt werden, ankommt. Und doch hat man Christo auch diesen Vorwurf gemacht, wie namentlich der neueste französische Bearbeiter des Lebens Jesu, er habe, ein Volksmann jener Zeit, in schwärmerischer Einseitigkeit sich darum nur an die Armen gewandt und Gütergemeinschaft unter den Seinen eingeführt, weil er die Armuth und die Besitzlosigkeit für das Herrlichste, den Reichthum dagegen für sündlich und verderblich gehalten habe. Wie wenig sind doch diese leichtfertigen und immer nur von den neuesten Zeitvorstellungen erfüllten Ankläger eingedrungen in die Seele Christi, in diese freie gottbewegte Seele, vor welcher nichts Aeußerliches einen Werth oder einen Unwerth hatte! Wie wenig haben sie ihn erkannt, der überall auf das Innerste der Gesinnung drang, und in diesem Sinne jenes Wort sprach: Nichts, was in den Mund der Menschen eingeht, verunreinigt ihn, sondern nur das, was von ihm ausgeht; das wir mit Recht so ergänzen können: Nichts was dem Menschen äußerlich angehört, was das Schicksal ihm gegeben, verunreigt oder weihet ihn, erhebt oder erniedrigt ihn, sondern nur das, was ihm innerlich angehört, was seiner Seele Eigenthum geworden. Und wenn man von den Gegnern erinnert wird an jenes Wort: „Wehe euch Reichen, denn ihr habt euern Trost dahin", und an jenes andere: „Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher ins Himmelreich komme"; so sind das starke, aber doch nur einseitig klingende Aeußerungen gegen die *Gefahren* des Reichthums, gegen die namentlich *damals* weit verbreitete *Unempfänglichkeit* und geistige Stumpfheit der Reichen. Und worin besteht der Vorzug der Armen?

Oh! sagen wir doch nicht allein der Armen — es sind ja die Unglücklichen alle, die Hungernden, die Weinenden, die Verfolgten. Darin: daß sie empfänglich sind für das Reich Gottes, daß sie noch Auge und Sehnsucht haben für die Güter der innern Welt, daß ihre Seele noch nicht müde und satt geworden, daß sie noch hungern und verlangen! Wir können mit vollem Rechte sagen: das ist der Vorzug der Unglücklichen, die so vieles nicht haben oder vieles verloren haben, und darin zeigt sich die ausgleichende Gerechtigkeit Gottes, die nicht erst auf das Jenseits uns warten läßt, daß diese sich eine empfängliche aufgeschlossene Seele bewahrt. Das ist der himmlische Segen, welchen Gott selbst auf die Trübsale gelegt hat, daß er durch sie die Herzen erweicht und die verschlossenen Augen aufthut und den leichten Sinn ernst macht und alles nach innen wendet und die Seelen ablöst von den festen Klammern der irdischen Dinge und in sie hinein seine heilige Liebe, seinen unvergänglichen Trost und seinen stillen Frieden sendet. Also hat Gott selbst das Unglück geweiht!

Das haben gewiß viele von uns schon erfahren. Und wir alle können es erfahren, wenn wir das Unglück, das uns Gott gesandt, auch wahrhaft in das Innerste aufnehmen. Wenn wir nicht mit stumpfem und leichtfertigem Sinn, auch nicht mit elendem Jammergeschrei, oder mit Bitterkeit und Trotz, gleich unreifen Knaben des Schicksals Streiche empfangen. Wenn wir fest und ungebeugt und hoffnungsreich dastehen gegenüber der Außenwelt und allem, was uns von außen kommen kann, aber reich und geöffnet mit allen Organen der Seele aufhorchen der tröstenden und erziehenden Stimme Gottes, die wir durch die Donner seiner Züchtigungen hindurch vernehmen. Wenn wir einkehren von all diesen vorüberziehenden Traumbildern der Außenwelt, die wir Glück oder Unglück nennen, in das tiefste

Innere, von all diesen Vergänglichkeiten in das, was unvergänglich bleibt, in das Leben des Geistes, in das Reich Gottes, wie Christus es nennt. Das haben gewiß viele unter uns erfahren, die heute sprechen können: Jene Stunden der Betrübniß trugen selbst bei dem ersten überwältigenden Schmerz schon die Keime des Friedens, der nahenden Seligkeit in sich! Sie waren *geweihte* Stunden. In ihnen haben wir die Hand unsers Gottes fester ergriffen und seinem Walten uns vertrauensvoll ergeben! In diesen Stunden, da das theuerste Leben, an dem unsere Seele hing, uns entrissen, haben wir es empfunden, wie neue Quellen der Liebe aufstiegen; damals, da alles wankte, ist uns das Herz *fest* geworden! Wir alle *konnten* es erfahren. Denn wir alle sind ja *Arme* und *Unglückliche*, und es kommt nur darauf an, daß wir dies *wissen* und uns selbst als arm und unglücklich fühlen. So ist es denn nicht eine äußerlich erkennbare Klasse von Menschen, die hier bevorzugt und selig gepriesen wird, es sind vielmehr alle, die durch das Unglück ergriffen und abgelöst werden von ihrem herben, selbstsüchtigen Sinn, die durch das Unglück zu Gott geführt werden. Und fragt ihr mich, ob diejenigen, deren Schwelle nie vom Unglück betreten wurde, die in nie wankendem Wohlstande mit immer heiterm Sinn und ungeschwächter Kraft bis ans Ende durch das Leben gingen, ob sie ausgeschlossen seien von dem Reiche Gottes; so antworte ich euch: ihr irrt, wenn ihr meint, daß es solche gibt, die das Weh der Endlichkeit nie empfunden, die den ewigen Ordnungen Gottes enthoben sind, welche lauten: Ein Jeglicher soll seine Last tragen. Nein! die also sprechen, kennen das Menschenherz nicht, das schwache und verzagte. Und sie möchte ich an unsern großen Dichter erinnern, der ja recht als ein Bild vollendeten Glückes, ungetrübter Heiterkeit und

schönen Wohlklangs der Seele vor uns steht und gepriesen wird, und der doch jenes Lied gesungen:

Wer nie sein Brot mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Er hat ja, da die Sonne seines Lebens sich neigte, das sehnsüchtige, tiefergreifende Wort gesprochen: „Friede, Friede, komm, ach komm in meine Brust.“

Ja! wir alle, so verschieden auch das Bild unsers äußern Glückes dastehen mag vor den Augen der Menschen, sind Arme und Unglückliche, tragen Wunden im Herzen, kämpfen schwere und unaussprechliche Kämpfe, uns allen wird des Unglücks Segen wie ein befruchtender Regen auf den Acker des Lebens gesandt. Oh! daß wir ihn nur recht tief und verlangend in die Seele aufnehmen, daß wir die Tage des Unglücks und der innern Kämpfe wie heilige Festtage in der Erinnerung bewahren, daß wir selbst ernst werden, wenn der Ernst des Lebens an uns herantritt; daß wir uns inniger zusammenschließen in treuer Liebesgemeinschaft, wenn ein theueres Leben aus dieser Gemeinschaft hinweggerissen wurde. Daß wir, je mehr die Zeit uns raubt, je fester uns anschließen an das, was für die Ewigkeit bewahrt bleibt. Dann gehören auch wir zu denen, die der Herr zu Anfang seiner evangelischen Predigt selig gepriesen und zu sich geladen; dann sammeln wir uns um ihn, der in der unergründlichen Tiefe seines Erbarmens zur Menschheit gesprochen: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, denn ich will euch erquicken. Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir, so werdet ihr Ruhe finden für euere Seelen!“ Amen.

14.

Das neue Gebot.

Text: Luk. 6, 27—36.

Aber ich sage euch, die ihr zuhöret: Liebet euere Feinde; thut denen wohl, die euch hassen. Segnet die, so euch verfluchen; bittet für die, so euch beleidigen. Und wer dich schlägt auf einen Backen, dem biete den andern auch dar; und wer dir den Mantel nimmt, dem wehre nicht auch den Rock. Wer dich bittet, dem gib; und wer dir das deine nimmt, da fordere es nicht wieder. Und wie ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, also thut ihnen gleich auch ihr. Und so ihr liebet, die euch lieben, was Danks habt ihr davon? Denn die Sünder lieben auch ihre Liebhaber. Und wenn ihr euern Wohlthätern wohlthut, was Danks habt ihr davon? Denn die Sünder thun dasselbige auch. Und wenn ihr leihet, von denen ihr hoffet zu nehmen, was Danks habt ihr davon? Denn die Sünder leihen den Sündern auch, auf daß sie gleiches wiedernehmen. Doch aber liebet eure Feinde; thut wohl und leihet, daß ihr nichts dafür hoffet; so wird euer Lohn groß sein, und werdet Kinder des Allerhöchsten sein. Denn er ist gütig über die Undankbaren und Boshaftigen. Darum seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist.

Sogleich an die Seligpreisungen des Herrn, in denen er den Kreis der zum Reiche Gottes Berufenen umschreibt, schließt sich das neue Gebot dieses Reichs, das Eine, in dem

alle andern beschlossen sind. Christus ist ja der Gesetzgeber des Neuen Bundes, der verklärte Moses. Schon Moses hatte ein Reich Gottes auf Erden gegründet für das jüdische Volk, umschlossen von einem dichten und hohen Zaun, eingehegt durch die Dornen seines Gesetzes. Es ist wieder das Reich Gottes, aber in einem viel höhern, freiern, geistig verklärten Sinne, welches Christus ausgebaut hat, zubereitet für die ganze Menschheit, regiert von Einem Gebot, an welchem die ganze sittliche Weltordnung hängt. Wie unendlich groß ist der Unterschied zwischen den beiden Gesetzgebern, dem Alten und dem Neuen Bunde! Viel strenger und schwerer erscheint dort alles, und doch wird nimmer das Geforderte erreicht! Alles wird nur äußerlich geboten und darum auch nur äußerlich erfüllt. Die züchtigende Ruthe des Gesetzgebers wird drohend über die Ungehorsamen geschwungen, der straffe Zaum der Gebote angelegt den wilden Begierden, aber das Innerste der Menschenseele wird nicht getroffen und zu freiem Wollen emporgehoben, nur gezüchtigt, nicht gezogen. All die vielen und äußerlichen Gebote und Verbote, all das kleinliche Satzungs- und Ceremonienwesen, vermag nichts, weil es nicht gegründet ist in dem Einen, in dem Gebot des Herzens, weil es nicht seinen Widerhall gefunden in der Stimme des Gewissens. Und wieder: dies Eine vermag alles und macht alles andere überflüssig, weil es aus dem Innersten stammt und im Bunde mit allen höchsten und freiesten Kräften der Seele steht.

Und dies eine Gebot ist das der Liebe!

Aber — kannte denn der Alte Bund dies Gebot nicht? Ist es nicht so alt wie die Welt? Hat Christus nicht selbst das ganze Mosaische Gesetz zurückgeführt auf die zwei Forderungen: „Du sollst Gott über alle Dinge lieben und

deinen Nächsten wie dich selbst?" Ja wohl! Aber er hat es auch damit über sich selbst hinausgehoben. Er hat mit Recht gesagt: „Ein neu Gebot gebe ich euch", denn er hat das uralte Gebot der Menschheit erst in seiner vollen Kraft und Weisheit offenbart und in den Mittelpunkt des Lebens gestellt. Darum hat er nicht nur einzelnen unter den Juden, vielmehr dem ganzen Volke und seinem Gesetz den Vorwurf gemacht, daß die Liebe selbst hier noch nicht Liebe, daß sie vielmehr verborgene und überdeckte Selbstsucht sei. Ist er es doch gewesen, der die Liebe in ihrer ganzen Tiefe und Selbstlosigkeit und allumfassenden Gewalt, nicht allein gelehrt, sondern persönlich vor die Augen der Menschheit hingestellt hat. Das, was ihr Liebe nennt, so spricht er zu den Männern des Alten Bundes, ist es wahrlich nicht. Ihr kennt sie noch nicht. Euere Liebe ist nichts als Klugheit und Berechnung, als der Reiz der Sinne oder die Macht der Gewöhnung, als ein Gebot des Nutzens oder ein Instinct des Bluts. Ihr befindet euch selbst am besten dabei, wenn ihr die liebt und mit denen zusammenhaltet, welche euch wohlthun, euere nächsten Angehörigen und Blutsverwandten, euere guten Freunde, euere Stammes- und Parteigenossen. „So ihr liebt, die euch lieben, was Danks habt ihr davon? Denn die Sünder lieben auch ihre Liebhaber. Und wenn ihr euern Wohlthätern wohlthut, was Danks habt ihr davon? Denn die Sünder thun dasselbige auch. Und wenn ihr leihet, von denen ihr hoffet zu nehmen, was Danks habt ihr davon? Denn die Sünder leihen den Sündern auch, auf daß sie gleiches wiedernehmen." Es ist dies eine bis in die Tiefe der Seele schneidende Wahrheit. Welche nicht allein die Juden jener Zeit, auch unendlich viele Christen unserer Tage trifft. Die reine, die selbstlose Liebe, wie Christus sie der Welt offen-

bart hat, ist auch bei ihnen nicht zu finden. Und das, was sie Liebe nennen und worin sie sich selbstgefällig spiegeln, hat es auch etwas von jenem edlern Metall in sich, es gleicht doch nicht dem lautern Gold, ist vielmehr durchschossen von so viel gemeinem Gestein, daß es eines glühenden Feuers bedarf, um es von diesen fremdartigen Beimischungen zu reinigen. Ihr nennt das Liebe, die Gemeinschaft der Ehegatten untereinander, die nichts als ein bald verfliegender Sinnenreiz oder eine freundliche Gewöhnung ist, durch welche das Leben anmuthiger, geselliger und behaglicher wird. Aber — kennt ihr denn die Liebe, die sich selbst ganz und gar und mit Freuden opfert und die schweren Lasten abnimmt und die Sorgen still mitträgt und die Fehler zudeckt und ohne Aufhören an der eigenen Seele arbeitet, wie an der des geliebten Wesens und überall hilft und tröstet und versöhnt? Ihr nennt das Liebe, die Zärtlichkeit der Aeltern gegen ihre Kinder, — und wie vieles ist doch nichts als eine Regung des Blutes, als eine nur wenig erweiterte Selbstliebe, ein angenehmer Zeitvertreib oder ein eitles Prahlen! Aber, — kennt ihr denn auch die Liebe, die von der Wahrheit begleitet ist auf allen ihren Wegen und von dem Ernst und der Zucht, die in solcher Wahrheit wohnen, die nicht die Fehler und Schwächen des Kindes mitliebt und pflegt, vielmehr sich selbst zur Strafe zwingt, so schwer es ihr auch ankommen möge? Die Liebe, durch welche die Aeltern selbst bessere Menschen werden, schon um ihrer Kinder willen, um ihnen als ein Vorbild zu leuchten in allem Guten, um das heilige Wächteramt, diese höchste und verantwortlichste Erdenpflicht, die ihnen anvertraut wurde, zu wahren bei Tag und bei Nacht? Ihr nennt das Liebe, das Zusammenhalten der alten Freunde, die durch die Gleichheit der Lebensanschauungen und Aufgaben, der Arbeiten

und Genüsse miteinander verbunden sind. Aber — wie vieles in dieser Freundschaft ist nichts als das eigene Wohlsein, welches ihr in solcher Gemeinschaft der Gleichen empfindet, nichts als die Befriedigung eines geselligen Triebes, oder das Gefühl der Sicherheit und Kraft, welches jedem einzelnen durch die Zustimmung und thätige Beihülfe der Genossen erwächst. Gilt nicht auch hier jenes Wort so vollkommen: „Was habt ihr Danks davon? Lieben nicht auch die Sünder ihre Liebhaber und Genossen?" Halten nicht auch die schlechtesten und verrufensten Gesellen, die von der bürgerlichen Gesellschaft Ausgestoßenen, die Genossen der Unehrlichkeit und Schande, zusammen und stehen füreinander ein und freuen sich in guten Tagen miteinander und kämpfen in bösen nebeneinander und sterben miteinander?

Und weil unsere Liebe so unrein ist, so fest eingeschlossen in das harte Gestein der Selbstsucht, des Eigennutzes und der Genußsucht, die nun einmal nicht anders als in der Gemeinschaft der Gleichartigen befriedigt werden kann, deshalb ist sie auch so eng, nur einen so kleinen Theil der Menschheit umfassend, die welche wir Freunde und Verwandte nennen, dagegen abgewandt in Gleichgültigkeit, Mistrauen und Kälte von allen, die diesem Kreise nicht angehören. „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst", auf diese hohe Forderung einzugehen widerstrebt wol so manchem und er erwidert darauf, gleich jenem Schriftgelehrten: „Wer ist mein Nächster?" Die Antwort aber, welche der Herr in jenem wunderbar schönen Gleichniß vom barmherzigen Samariter gegeben, lautet: Ein jeder, der des Menschen Antlitz trägt, ein jeder, der deiner Liebe und Hülfe bedarf. Und sei es auch der Fremdeste, er ist der Nächste. Und das ist denn auch der Sinn dieses neuen Ge-

botes, des Grundgesetzes im Reiche Gottes. Des Christen Liebe unterscheidet sich dadurch von aller nur natürlichen und darum selbstsüchtigen, 1) daß sie ein Abbild der göttlichen Güte ist, 2) daß sie die ganze Menschheit umfaßt, niemanden ausgenommen, 3) daß sie sich selbst vergißt und das Eigene freudig hingibt.

Sie ist ein Abbild der großen, grenzenlosen Güte Gottes! Es ist ein erhabenes Wort, das in das Innerste der Seele Christi schauen läßt, jenes Schlußwort unsers Textes: „So wird euer Lohn groß sein und werdet Kinder des Allerhöchsten sein, denn er ist gütig über die Undankbaren und Boshaftigen.“ Oder, wie es im Evangelium des Matthäus noch deutlicher ausgesprochen ist: „Auf daß ihr Kinder seid euers Vaters im Himmel. Denn er läßt seine Sonne aufgehen über die Bösen und über die Guten und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte.“

Ist es nicht Christo so durchaus eigen, überall hinaufzusteigen von der Erde in den Himmel, sich zu erheben vom Menschen zu Gott, an die göttliche Natur des Menschen, dies verdunkelte und doch noch leuchtende Ebenbild, anzuknüpfen, ihn zu erinnern, daß er ein Kind Gottes sei und darum Gott ähnlich werden solle? Also auch hier. Er steigt empor von der schwachen, engen, verdunkelten Liebe der Menschen zu der grenzenlosen, immer gleichen Güte Gottes, die, wie der reine Aether, über der Erde Dünsten schwebt, wie die erwärmende Sonne über aller Häupter scheint, wie der befruchtende Regen auch auf der Ungerechten Acker niederströmt. Also soll auch unsere Liebe sein! So rein, so uneigennützig, so alles erwärmend, so ganz ohne Ansehen der Person. Es wird uns hier wieder recht klar, wie eng in allen Religionen die sittlichen Vorstellungen des Menschen mit dem Bilde zusammenhängen, welches sie sich von

ihrem Gotte machen. Was der Mensch von seinem Gotte denkt und hofft, das ist sein höchster Gedanke, das ist das Ziel seines eigenen Lebens. Und wie der Gott, welcher durch Christum der Welt offenbart wurde, ein anderer war als der jüdische Jehovah, nicht der Gott eines einzelnen Volkes, des vor allen andern bevorzugten und zur Herrschaft über alle berufenen, sondern der Herr und Erretter der ganzen Menschheit, nicht der drohende und strafende Richter, sondern der gütige, langmüthige Vater, dessen Liebe keine Grenzen hat in Zeit und Raum; also soll auch die Liebe des Menschen eine ganz andere werden, eine solche, die keine Grenzen hat, weder in der Abstammung der Völker, noch in der Gesinnung der Seelen, die alle umfaßt, alle Stämme und Völker und Bildungsstufen, Gute und Böse, Freunde und Feinde, Verwandte und Fremde. Es ist dies ein gewaltiger Schritt, den Christus über das Alte Testament hinausgethan. Hier wohnt ja noch der Geist der Engherzigkeit, der Rache und des Hasses. Hier ist ja noch Gott selbst der Gott eines Volkes, der Beschützer des Vorrechts und der Bevorzugung. Hier stehen ja die Heiden noch ausgeschlossen vor den Thoren der Gnade, die allein sich dem auserwählten Volk öffnen. Hier gebietet ja Jehovah selbst den Kindern Israels, da sie über den Jordan ziehen, alle umwohnenden Völkerschaften zu vertreiben oder gar auszurotten. Hier ist ja der Same Abraham's gleich einem adelichen, bevorzugten Geschlecht, mit allen Ansprüchen und Vorurtheilen solcher Geschlechter, und ihm gegenüber sind alle die andern Völker die von Gott verlassenen und vernachlässigten, zur Unterwerfung bestimmt. Und dieser Geist der Bevorzugung und Unduldsamkeit gegen andere Völker, der in Jehovah selbst seinen Schutzherrn gefunden, welch böse Früchte hat er getragen auch für die Gemeinschaft der Juden untereinander, wie völlig verdunkelt

hat er die reine Flamme der Liebe! Ist es doch, als ob im Alten Testament die Rachsucht förmlich geweiht und die Wiedervergeltung feierlich gepredigt werde! Sind doch die Feinde der Frommen immer zugleich die Feinde Gottes, deren Untergang in zahlreichen Psalmen, die den Namen des königlichen Sängers an der Stirn tragen, mit heißer Inbrunst erfleht und immer wieder erfleht wird! Also soll es nicht unter uns sein! Der Geist der Bevorzugung, der Ausschließung und Feindschaft soll ausgelöscht werden durch die Liebe, die der Sonne der göttlichen Gnade gleich über allen scheint.

Aber, — so hat wol mancher schon gefragt, ist das nicht zu viel, ein unerreichbares Ideal: „Liebet euere Feinde, thut wohl denen, die euch hassen, segnet die, so euch fluchen, bittet für die, so euch beleidigen“? Kann denn das schwache Menschenherz wirklich solche Feindesliebe üben? Die Fremden, die Unglücklichen alle mit unserer theilnehmenden und helfenden Liebe umfassen, das vermögen wir wohl und darin wollen wir gerne mit Christo hinausgehen über jene enge Nächstenliebe der Freunde und Stammesgenossen; aber die Feinde, die wir ja eben darum hassen, weil sie hassenswerth sind, böse und hinterlistige Menschen, die uns unendlich viel Schmerzen bereitet haben, sie lieben, hieße das nicht das Böse selbst lieben und würde solche Tugend nicht zur Schwäche werden? Und — so fügen sie wol hinzu — wir sollen auch hassen können, denn wer nicht die Kraft des Hasses hat, in dem ist auch nicht das Feuer der Liebe. Das klingt wol schön und männlich, und viele sonst edle und kräftige Naturen sprechen also, ja! alle Parteimänner, die ganz aufgehen in den Kampf der Partei und die heftige Leidenschaft des Augenblicks, suchen mit solcher Rede ihr eigenes Gewissen zu beschwichtigen und ihren glühenden Eifer zu rechtfertigen. Und doch sind sie nicht rechte Christen und stehen mit

ihrem leidenschaftlichen Wahrheitseifer weit, weit zurück hinter dem hohen Vorbilde des Herrn. Sie kennen die große, grenzenlose Liebe Gottes nicht. Und wissen nichts von jenem Wort: „Wahrheit üben in Liebe." Und wenn sie auch jenen wichtigen Unterschied wol kennen zwischen dem Haß gegen die Person und dem gegen die Sache, vergessen sie ihn doch immer wieder in jedem einzelnen Falle, da sie von der Leidenschaft des Augenblicks fortgerissen werden, und alles, was sie an Schlechtem und Verkehrtem um sich her verfolgen und bekämpfen, das übertragen sie sammt ihrem Haß auch auf diejenigen, welche sie als die Träger und Beförderer dieser Schlechtigkeit ansehen. Oh! Wenn sie doch Ernst machen wollten mit jener Unterscheidung! Wenn sie doch überall daran festhalten wollten, daß es über diesem Treiben der Parteien ein Gebiet edler Menschlichkeit und gerechter, menschlicher Anerkennung gibt, daß sich über all diesem Streit ein Reich des Friedens auferbauen, und die Feindschaft, welche hier die streitenden Brüder auf Augenblicke auseinanderreißt, doch immer wieder ihr Ende nehmen und ihre Versöhnung finden soll!

Und wie machen wir es möglich, jenes Wort: „liebet euere Feinde", zu erfüllen?

Das Erste und Nothwendigste ist, daß wir uns von der blinden und übertreibenden Leidenschaft reinigen, unsern Haß und Feindschaft ernstlich prüfen, daß wir lernen: gerecht sein. Gerechtigkeit ist der erste Schritt zur Liebe. Durch sie löst sich die Zerr- und Wahngestalt, die wir uns von unserm Gegner gemacht nnd die doch nur ein Gebilde unserer krankhaft erregten Phantasie ist, auf und es treten die echten, menschlichen Züge wieder hervor. Durch sie lernen wir, daß wir, mochten wir auch in manchen und wichtigen Punkten recht haben, doch in Vielem irrten und übertrieben, daß wir namentlich in der Form

so oft fehlten und nicht mit der rechten, schonenden Art, mit dem Verstande der Liebe die Schwächen der Nebenmenschen beurtheilten und zum Guten zu leiten wußten. Durch sie lernen wir, das Böse, das uns zugefügt wurde, wenn auch nicht entschuldigen, so doch nachsichtiger beurtheilen, weil wir es nicht auf eine bewußte, böse Absicht, sondern zum größten Theil auf Irrthum, Unverstand und Leidenschaft zurückführen müssen. Ja! Wie oft können auch wir beten: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun.“ Wie viel des Bösen wird aus Unverstand und Vorurtheil, das früh schon angewöhnt und anerzogen wurde, wie viel aus dem dunkeln Drange der Leidenschaft, die im besten Rechte zu sein glaubt, gethan! Ist es doch oft also, daß diejenigen, welche Böses thun, nicht allein die volle Verantwortlichkeit für ihre Handlungen zu tragen haben, sie vielmehr theilen mit vielen andern, Aeltern, Erziehern und Genossen, und daß sie oft viel mehr zu beklagen sind als anzufeinden und zu verdammen. Solche Gerechtigkeit ist der erste Schritt zur Liebe. Ist nur der feindliche Sinn erst gebrochen, durch eine milde, nachsichtige Beurtheilung, dann wird er auch bald völlig überwunden durch die Liebe. Haben wir nur erst die tiefverschlungenen Fäden des Guten und des Bösen in der Menschenseele erkannt, dann lernen wir auch das Gute, mag es auch tief verborgen liegen wie ein Schatz unter Schutt und Trümmern, auffinden und diese unvertilgbaren Züge des göttlichen Ebenbildes in das helle Licht des Tages stellen.

„Liebet euere Feinde!“ Ja! wir vermögen es! Laßt uns nur hindurchdringen bis zu dem Besten im Menschen, dem unzerstörbar Guten, seiner göttlichen Signatur! Laßt uns alles, was uns persönlich verletzt und gereizt und unsern Blick getrübt hat, vergessen über dem Einen, über der armen Menschenseele, die umhüllt ist von Dunkelheit, mit Irrthum ringt und

nach Frieden und Freiheit verlangt. Die krank und unglücklich ist und unsers Samariterdienstes wohl bedarf.

„Liebet euere Feinde“, — heißt das aber nichts anderes als: habet Mitleid mit ihnen, und ist die Liebe nichts anderes als ein gnädig herabschauendes und herablassendes Mitleid? Wohl gibt es ein solches Mitleid, das begleitet ist von kalter Ueberhebung und hochmüthiger Herablassung. Aber das wahre Mitleid ist doch ein anderes und voll warmer und demüthiger Liebe. Es ist die Liebe zu dem schwachen Menschen, die der eigenen Schwäche wohl bewußt. Und es ist immer zugleich ein Mitfühlen und Mithelfen, ein liebevolles Emporziehen des Gesunkenen. Und so ist es ein Ausfluß der nicht müde werdenden Liebe, die auch den erbitterten Feind endlich besiegt und ihm die Waffen des Hasses aus den Händen nimmt.

„Liebet euere Feinde!“ Ja! Wir vermögen es. Dies Gebot übersteigt nicht das Maß menschlicher Kraft. In Christo selbst ist dies Wort zur That und Wahrheit geworden! Sein ganzes Leben war nichts als eine Bestätigung dieses Worts, als eine Erfüllung dieses Gebots. Er hat nie geschwankt oder gefehlt in solcher Liebe, uns vielmehr ein so vollkommen reines und verklärtes Bild derselben vor die Seele gemalt bis zu seinem letzten schweren Gange, bis zu seinem Gebet am Kreuz, und jene Forderung so fest besiegelt durch Leben und Tod, daß er uns zurufen kann: Folget mir nach!

Und nun zum Schlusse: Diese grenzenlose, alle, auch die Feinde mitumfassende Liebe vergißt sich selbst, gibt das Eigene freudig hin. Gehört das nicht mit zum innersten Wesen der Liebe, die Kraft und Lust der Aufopferung, das selbstentäußernde Dulden? Und doch hat die Forderung, welche Christus in unserm Texte gestellt hat, wol manchen einen Anstoß gegeben und ist sogar von Feinden des Christenthums zu einem Gegenstande

wohlfeilen Spottes gemacht. Und liegt nicht dem oberflächlichen Sinne der Spott so nahe, wenn Christus sagt: „Und wer dich schlägt auf den einen Backen, dem biete den andern auch dar, und wer dir den Mantel nimmt, dem wehre nicht auch den Rock.“ Erfüllen wir denn dies Gebot im buchstäblichen Sinne, oder streben wir auch nur danach es zu erfüllen? Und ist es denn wirklich Pflicht des Christen, das Eigenthum, das von frevelhafter Hand bedroht wird, willig preiszugeben, oder jeden Uebermuth ohne Widerstand ruhig zu ertragen? Ist denn das Recht nicht auch ein Heiligthum, das wir ehren und schützen sollen, und wie wir es andern gegenüber nicht verletzen dürfen, so auch da aufrecht zu halten haben, wo es in unserer eigenen Person angetastet wird? Sollen wir es denn den Räubern und Ungerechten, und allen denen, welche übermüthig ihre Gewalt misbrauchen, so leicht machen und förmlich das Unrecht pflegen und großziehen? Gewiß nicht! Das kann der Sinn der Worte Christi nicht sein. Und in Wahrheit bedeuten sie auch nichts anderes, wenn wir nur den kühnen, bildlichen und übertreibenden Ausdruck, wie er der Sprache des Morgenlandes eigen und wie er uns auch in andern Worten Christi entgegentritt, mit erwägen und in unsere Sprache übersetzen, als: „Die wahre Liebe ist gern bereit zu opfern, zu dulden und nachzugeben, denn Geben ist seliger als Nehmen, Unrecht leiden besser als Unrecht thun.“ Also sollen wir überall, wo es sich um das Mein und Dein handelt, um Güter oder um Rechte, die wir in Anspruch nehmen und um die wir streiten, gern bereit sein, den Streit zu schlichten, zu geben und nachzugeben, sanftmüthig selbst das Unrecht zu ertragen, da wo wir durch solche Nachgiebigkeit die Herzen der Feinde bezwingen und also viel mehr gewinnen, als wir verlieren. Auf diese Gesinnung der Sanftmuth und Friedfertigkeit,

auf diese Bereitschaft, das Eigene gern zum Opfer zu bringen, kommt es allein an. Nicht aber auf eine bedingungslose Nachgiebigkeit, durch welche die Macht des Bösen gestärkt und der Uebermuth der Gewaltthätigen gepflegt wird. Vielmehr ist es oft eine ernste Pflicht des Christen, männlichen Widerstand zu leisten dem Bedrücker und in solchem Widerstande gegen die Gewaltigen und Gewaltthätigen die Fahne des Rechts hoch zu tragen. Und das ist überall der Fall, wo es sich nicht um unsern eigenen Vortheil handelt, sondern um das Wohl und die sittlichen und rechtlichen Grundlagen des großen Ganzen, dem wir angehören, wo wir nicht in unserm eigenen Namen, sondern in dem des Rechts dastehen, das unsern Händen anvertraut wurde und das wir nimmer preisgeben dürfen; wo wir es mit der frechen Gewalt zu thun haben, die durch unsere Nachgiebigkeit nicht gebessert und bekehrt, sondern erhöht und befestigt wird.

Da sollen wir nicht nachgeben, sondern mit aller Kraft widerstehen, nicht dulden, sondern kämpfen und das blanke Schwert des Rechts und der Wahrheit muthig schwingen.

Und nun blicken wir noch einmal zurück. Ein neues Gebot ist es, das Christus uns gegeben. Es ist das höchste, nach dem wir zu ringen haben und an dem die wahren Jünger des Herrn einst erkannt werden. Aber, — wir haben ja auch nur dies Eine. In ihm sind alle andern beschlossen und erfüllt. In ihm alle Lasten des Gesetzes und seines Buchstabens abgenommen, alle Scrupel und Vorwürfe des Gewissens getilgt. Denn die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung! Amen.

15.

Christliche Humanität.

Text: Luk. 6, 36—42.

Darum seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist. Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet. Verdammet nicht, so werdet ihr auch nicht verdammet. Vergebet, so wird euch vergeben. Gebet, so wird euch gegeben. Ein voll, gedrückt, gerüttelt und überflüssig Maß wird man in euern Schos geben; denn eben mit dem Maß, da ihr mit messet, wird man euch wieder messen. Und er sagte ihnen ein Gleichniß: Mag auch ein Blinder einem Blinden den Weg weisen? Werden sie nicht alle beide in die Grube fallen? Der Jünger ist nicht über seinen Meister; wenn der Jünger ist wie sein Meister, so ist er vollkommen. Was siehest du aber einen Splitter in deines Bruders Auge, und des Balkens in deinem Auge wirst du nicht gewahr? Oder wie kannst du sagen zu deinem Bruder: Halte stille, Bruder, ich will den Splitter aus deinem Auge ziehen; und du siehest selbst nicht den Balken in deinem Auge? Du Heuchler, ziehe zuvor den Balken aus deinem Auge, und besiehe dann, daß du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehest.

Das Eine Gebot der Liebe, von welchem wir in der letzten Stunde unsers andächtigen Zusammenseins geredet, umfaßt in sich das ganze neue Gesetz des Christenthums; die Eine

Tugend der Liebe hat in ihrem Gefolge alle andern, gibt unserm Thun seinen köstlichsten Schmuck und wahren Werth.

Alles, was wir gut nennen im höchsten Sinne des Wortes, ist es nur wenn und soweit es ein Ausfluß der Liebe ist, aus welcher wie aus dem verborgenen Urquell alle Ströme des Guten fließen, in welche wie in den weiten Länder umspannenden Ocean alle Wasser des Lebens, alle Flüsse und Bäche, die das Erdreich befruchten, wieder zurückeilen. Und diese unsere Liebe wieder quillt aus der Ewigkeit, aus dem Herzen Gottes, ist unendlich wie er. Wie die ewige Liebe Gottes nicht müde wird zu vergeben, zu segnen, Leben zu schaffen und zu erhalten und in Strömen herniederrauscht, gleich dem Gewitterregen auf die junge Saat, also soll auch unsere Liebe nicht müde werden und nicht aufhören zu segnen und wohlzuthun. Welche aber sind die ersten und reinsten Ausflüsse, die nächsten und unzertrennlichen Begleiterinnen der Liebe? Wisset, wenn im Neuen Testament und namentlich von Christo selbst die Liebe genannt wird, so ist zumeist und vor allem die erbarmende Liebe, die Barmherzigkeit gemeint! Das ist die Liebe zu den Schuldigen und Schuldnern, zu den Nichtsbesitzenden und Bettlern, zu den Schwachen und Fehlenden. Das ist die Liebe, die gerne vergibt und gibt und duldet. Auf welche die, welche sie empfangen, kein Recht haben; durch welche die Schuld, die gebüßt werden soll, freiwillig vergeben, und die gute Gabe aus Gnaden gegeben wird.

Barmherzigkeit, — oh! bedarf es denn noch auf christlichen Kanzeln einer besondern Predigt über sie? Ist nicht das ganze Evangelium Barmherzigkeit und Predigt von ihr? Steht sie nicht geschrieben auf allen Blättern des Neuen Testaments? Ist sie nicht das erste und letzte Wort, das ausgegangen aus dem Munde des Herrn? Das unterscheidende

Kennzeichen der Kirche Christi, sein eigenstes Erbe, das Eigenthümlichste seines milden und langmüthigen Geistes?

Barmherzigkeit, Milde, Sanftmuth, Friedfertigkeit, Duldsamkeit, — das sind die holden Schwestern der Liebe, die fröhlichen, freudespendenden Begleiterinnen, die nicht von ihrer Seite weichen!

Wir haben ein eigenes Wort, das freilich nicht unserer Sprache entstammt, aber doch volles Bürgerrecht bei uns erworben hat und all diese freundlichen Begleiterinnen der Liebe als das einende Band umschlingt, — das heißt: Humanität.

Menschlichkeit, Menschenfreundlichkeit, herzliche menschliche Theilnahme an allem Leid und Unvermögen der schwachen Brüder, das ist der Sinn dieses Wortes. Ganz in diesem Sinne hat Christus sich des Menschen Sohn genannt und konnte jenen Ausspruch des alten Weisen im höchsten Sinne auf sich anwenden: „Ich bin ein Mensch und achte nichts Menschliches mir fremd.“ Er konnte fortfahren: Ich kenne das schwache Menschenherz, seine Versuchungen, Kämpfe und Niederlagen, ich habe sie alle mit durchgekämpft und nehme liebevollen Antheil an allen.

„Humanität“, wie oft ist dies Wort schon entweiht, wie oft in einem dem Christenthum feindlichen Sinne gebraucht! Gibt es doch recht viele, welche sich rühmen die echt menschliche, die humane Bildung sich zugeeignet zu haben, die aber meinen, sie habe ihren Grund in vielseitiger Erfahrung und Kenntniß der Welt und des Lebens, in Wissenschaft und Kunst, in der Kenntniß der Alten Welt, der Griechen und Römer und ihrer unvergänglichen Geistesschätze, und sie sei am allerwenigsten in der christlichen Kirche zu finden, welche zu einer Stätte der Unduldsamkeit geworden und zu allen Zeiten die Ungläubigen unter dem Namen der Ketzer, der Feinde Gottes von sich aus-

gestoßen und verfolge und selbst noch mit bürgerlichen Makeln bedrohe. Sie haben darin ja leider recht, daß da wo es den Glauben gilt, oder ich sage richtiger die Glaubenslehre, die Glaubensbekenntnisse der Kirche, welche so viele für Glauben halten, die amtlichen Vertreter des Christenthums, die Geistlichen, und außerdem die Allergläubigsten keine Duldsamkeit mehr kennen; daß da das Richten und Verdammen seinen ungehemmten Lauf nimmt, die Liebe, die sonst so hochgepriesene, ihr Ende hat, und alle menschlichen Rücksichten schweigen, alles um der Seelen Seligkeit willen und zur Verherrlichung des großen Gottes und seiner Offenbarung. Und doch gehört das alles nicht mit zum Christenthum, zu dem Reiche Gottes, wie es in voller Klarheit vor Christi Seele stand. Doch ist das alles nichts als Entartung und Beschmuzung, als Herabsinken von der Geisteshöhe, auf welche der Stifter selbst es gestellt, als engherziger Kastensinn und unduldsames Pfaffenthum. Es ist nichts als ein ungetilgter Ueberrest des alten hartherzigen jüdischen Wesens, das, als ob es gar nicht zu überwältigen wäre, lange, lange bis auf unsere Zeit fortwirkt, alles mit Gehässigkeit und Engherzigkeit durchsäuernd. Und doch ist es unumstößlich wahr, daß es einen menschlich schönen und echten Kern des Christenthums gibt, daß dieser milde, menschenfreundliche Sinn sein bestes Wesen und die innerste Herzensmeinung Christi selbst ist, welche bestehen wird wenn alles andere, Lehren und Satzungen, Gebräuche und Formen, wie sie jetzt noch gelten, längst untergegangen sind in der Zeiten Verwesung, und diese Tempel und ihre Priester mit ihnen hingesunken. Doch ist es unumstößlich wahr, das die echte Humanität nirgends so rein zu finden ist und so tief begründet im Herzen und Willen als in der christlichen Religion. Ihr, die ihr humane Bildung

preist und bewundert und mit Recht voll hoher Verehrung zu unsern Geistesfürsten, unsern Dichtern und Denkern emporschaut, habt ihr nicht öfter schon die Bemerkung gemacht, daß mit solcher Bildung nicht immer verbunden war ein milder Sinn, ein warmes Herz, echt menschliche Theilnahme und Duldung; daß vielmehr Hochmuth und absprechende Härte und liebloses Verdammen gar oft mit bevorzugter Bildung sich paarten? Wir aber, wenn wir die christliche Humanität preisen, meinen die Humanität des Herzens und von ihr wollen wir heute reden. Zuerst laßt uns ein Bild der schlechten Wirklichkeit vor euch entwerfen, eine Darstellung der harten und lieblosen Gesinnungen, wie sie leider nur zu oft noch in unserer Mitte gefunden werden, sodann aber die hohe Forderung Christi diesem dunkeln Bilde entgegenhalten. Und dann sprechen zu uns selbst: So soll es nicht sein, so aber soll es sein!

„Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet, verdammet nicht, so werdet ihr nicht verdammet. Vergebet, so wird euch vergeben", — ist diese Forderung wirklich Leben und Wahrheit unter uns geworden? Oder gilt noch heute jene vorwurfsvolle Frage: „Was siehest du aber den Splitter in deines Bruders Auge und des Balkens in deinem Auge wirst du nicht gewahr? Oder — wie kannst du sagen zu deinem Bruder: Halt stille Bruder, ich will den Splitter aus deinem Auge ziehen, und du siehest selbst nicht den Balken in deinem Auge? Du Heuchler, zeuch zuvor den Balken aus deinem Auge und siehe dann zu, daß du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehest?" Wir müssen es eingestehen, diese Splitterrichterei herrscht auch unter uns noch als eine böse und weitverbreitete Krankheit, ja! die Lust am Richten und Verdammen ist, so mag es scheinen, eine unbezwingliche und liegt so tief in der Menschennatur, daß sie immer wiederkehrt in allen Kreisen und

zu allen Zeiten. Es ist noch immer so: scharfsichtig sind wir für die Fehler anderer, blind gegen uns selbst. Strenge sind wir in dem Gericht, welches wir über unsere Nebenmenschen halten, mild und schwach gegen uns selbst. Und ist das etwa nur ein Fehler unsers Auges, eine mangelhafte Einrichtung unsers geistigen Sehvermögens? Nein! es ist ein Fehler unsers Herzens, denn Auge, Verstand und Urtheilskraft werden durch Herz und Willen mitbestimmt. Wir sehen so schlecht, es fehlt uns das rechte Maß, das Kleine erscheint uns groß und das Große klein, das Dunkle hell und das Lichte schwarz, deshalb weil wir mit unserm Herzen sehen, das unser Augennerv ist, weil unsere Misgunst den tiefen Schatten wirft und unser selbstsüchtiger Sinn die hellen Farben aufträgt.

„Erkenne dich selbst", das ist ein großes Wort und schwer in seiner Erfüllung; es heißt nicht weniger als: sei ernst und strenge gegen dich selbst. Fahren wir aber weiter fort: Sei strenge gegen dich selbst und milde gegen deine Nebenmenschen, so wird uns wol sogleich eingewandt: Nein! das ist zu viel; das ist mehr als was der Herr selbst fordert: „Was ihr wollt, das euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen auch." Das ist mehr, als mit gleichem Maß messen. Und doch ist es nicht mehr und nicht zu viel und bedeutet im Grunde nichts anderes als: „sei gerecht". Denn, so du streng bist gegen dich selbst und deine eigenen Fehler mit klarem Auge erkennst und sie bei dem rechten Namen nennst, sorge nicht, die Milde und Verzeihung, die du dir selbst angedeihen läßt und vom ewigen Gott erflehst, folget bald nach, sie stellt sich ganz von selbst ein; und so du milde bist gegen die Schwächen deines Bruders und gerne auch das Gute anerkennst, das vieles zudecket, sorge nicht, die Gerechtigkeit wird nicht fehlen, denn scharf ist das Auge und die Zunge genug für das Unrecht um dich her!

Wie anders aber ist es in Wirklichkeit! Wir sind scharfsichtig für die Fehler anderer und blind gegen uns selbst. Wir sehen den Splitter in des Bruders Auge. Und warum sollten wir ihn nicht sehen? Ist denn diese Scharfsichtigkeit ein Fehler, und sollen wir wünschen schwächere Augen zu haben und vieles zu übersehen, nur um christliche Milde walten zu lassen ohne Maß? So ist es nicht gemeint! Die Scharfsichtigkeit, die hier getadelt wird, leidet nicht allein an dem Gebrechen, daß sie sobald in Blindheit sich verkehrt, wenn wir uns selbst ins Auge fassen, sie ist auch deshalb so ungesunder und schlechter Art, weil sie so vieles sieht, was gar nicht da ist, und alles schärft und zuspitzt, was in ihren Gesichtskreis kommt und dadurch die Züge des menschlichen Bildes entstellt und verzerrt. Ihr wißt es wohl, was ich meine, wenn ich von dieser kalten, lieblosen Scharfsichtigkeit und Scharfzüngigkeit rede. Sie spiegelt das Bild der Wirklichkeit nicht rein ab, so treu sie es auch wiederzugeben scheint, deshalb weil es keine Wahrheit gibt ohne Liebe. Weil die Liebe allein das Verständniß eröffnet und die Herzen erschließt und die scheinbaren Widersprüche auflöst und die tiefverborgene Güte mit in die große Schuldrechnung aufnimmt, und also dem „Soll" das „Haben" entgegenstellt. Nein! Es ist nicht wahr, was die scharfen Zungen reden, und ob auch das Gift der Lüge noch so fein wäre und so flüchtig, daß es nicht aufgewiesen werden könnte durch die Wissenschaft und gezeigt: Hier ist es. Und sind auch die einzelnen Züge dieselben, die Schatten fallen doch dunkler, die Furchen sind tiefer gezogen, die guten Farben erblaßt, die bösen stärker aufgetragen. Wir wissen ja alle, wie es bei solchen lieblosen Gerichten, welche täglich über Ehre und guten Namen der Nebenmenschen gehalten werden, in großen und kleinen Gesellschaften zugeht. Da suchen wir, wie der Käufer an der Waare, ob wir

nicht eine schlechte Stelle finden können an dem Leben des Bruders, und kehren es um und betrachten es von allen Seiten, und wenn wir einen Fehler gefunden, werfen wir die Waare hin und sprechen: die ist schlecht und nicht zu gebrauchen. Da fügen wir der Wahrheit nur eine kleine boshafte Bemerkung, nur eine unscheinbare Uebertreibung und Verdächtigung hinzu und alsbald ist alles verzerrt und vergiftet. Da vergessen und übergehen wir nur Eins, aber gerade das Wichtigste, das was zur Entschuldigung dienen kann, und uns zum Mitleid für die menschliche Schwäche aufruft, und finden das Betragen so unverantwortlich, so entsetzlich! Da hören wir auf alles und nehmen es gläubig an ohne eigenes Urtheil und bewahren es in unserm Gedächtniß und tragen es geschäftig weiter und flüstern es jedem zu, der es hören will, — alles, was einen Makel auf unsere Nebenmenschen wirft und ihn recht klein macht und von der Höhe der Achtung herabstürzt, die er mühsam erklommen! Und warum glauben wir all das elende Gerede, da wir doch sonst nicht so leichtgläubig sind? Warum sind unsere Ohren so scharf für diese bösen Gerüchte, unser Gedächtniß so treu für das, was uns zugeflüstert wird; warum weisen wir nicht die Ohrenbläser und Geberdenspäher sogleich und mit Verachtung über unsere Schwelle? Darum, — weil wir selbst unsere Freude daran haben, weil wir uns selbst so groß und herrlich und rein erscheinen, wenn neben uns der Bruder recht klein gemacht und in die Tiefe des Schmuzes herabgezogen wird! Und endlich noch Eins, das Schlimmste von allem: da, wo wir an dem äußern Leben der Nebenmenschen kein Stäubchen des Unrechts finden können, suchen wir weiter und steigen hinab in das Innere und verdächtigen die Gesinnungen und Gründe des Handelns. Da werden wir so scharfsichtig und sehen den kleinsten Splitter und wissen jeden Blick und jedes hin-

geworfene Wort zu deuten, und dringen so tief bis in das Gewissen, als ob das Seelenleben durchsichtig daläge vor unserm Auge und wir die Herzenskündiger wären und berufen das Gericht zu halten und das Schuldig zu sprechen.

Aber dient diese Scharfsichtigkeit denn wirklich allein der Bosheit? Macht sie uns nicht auch bereit zu helfen und den Splitter aus dem Auge des Bruders zu ziehen? Heißt es nicht in unserm Texte: „Wie kannst du sagen zu deinem Bruder, ich will den Splitter aus deinem Auge ziehen?" Es ist das ein tiefer Blick in das Herz hinein. Wie wunderbar ist es geartet und wie tief liegen die Wurzeln des Bösen, daß selbst die Lust zu helfen und zu heilen durch Hochmuth und Ueberhebung vergiftet ist? Daß wir darum so scharf sehen und so streng urtheilen, um uns sagen zu können, du bist doch gerechter als dieser, um uns daran freuen zu können, daß wir über all diesen Schwächen stehen und berufen sind sie zu heilen? Und diesen geistlichen Hochmuth hat Christus besonders im Auge, wenn er sich gegen die Splitterrichter wendet. Er denkt an die hochmüthigen, heuchlerischen Pharisäer. Sie sind die blinden Führer der Blinden! Blind gegen sich selbst. Sie sehen nicht den Balken in ihrem eigenen Auge. Den schweren Balken der Lieblosigkeit und des Stolzes. Das ist der Balken verglichen mit all den kleinen Splittern menschlicher Schwächen und Leidenschaften, das ist die häßlichste und dunkelste Sünde von allen! Und ist dieser geistliche Hochmuth, dies Mäkeln und Meistern und Aburtheilen und Verdammen, ausgestorben mit jenen Pharisäern? Nein! dies Geschlecht stirbt nicht! Sie leben fort und treten uns überall entgegen in den Gesellschaften, in den Schulen, in den Kirchen, unter den Meistern in Israel, den Hochangesehenen und Würdenträgern, den Stützen und Rettern des Staates und der Kirche. Dies Ge-

schlecht der Pharisäer stirbt nicht. Schlimmer aber als aller andere Hochmuth, als aller weltliche Tugendstolz ist der Glaubenshochmuth, blinder als alle sonst gegen sich selbst, unduldsamer als alle sonst gegen andere sind die, welche auf ihren Glauben stolz sind und allein den rechten zu haben meinen. Und wie jene Pharisäer zu des Herrn Zeit ihn anklagten, daß er die Gesetze des Sabbats übertrete, mit Zöllnern und Heiden zu Tische sitze, und all die Satzungen über reine und unreine Speisen nicht achte; also klagen die Pharisäer unserer Zeit alle die an, welche sich im Innern befreit von den alten Satzungen und von dem Sklavendienst des Buchstabens und möchten überall die Splitter des Unglaubens und der Irrlehren herausziehen und sprechen: „Halt stille Bruder, daß ich dir helfe, denn wenn du auch sonst ein redlicher Mensch sein magst, mit deinem Glauben steht es nicht recht und du kannst also auch nicht selig werden.“ Aber auch zu ihnen spricht der Herr: „Du Heuchler, zeuch zuvor den Balken aus deinem Auge, den Balken des Hochmuths, der hinter deinem Bekehrungseifer verborgen liegt.“

Und welche ist denn solcher Splitterrichterei gegenüber die wahre christliche Humanität? „Richtet nicht, so werdet ihr nicht gerichtet. Verdammet nicht, so werdet ihr nicht verdammet, vergebet, so wird euch vergeben.“ Was heißt das? Wir sollen überhaupt nicht richten? Nicht die Sünde Sünde nennen, ihr vielmehr ein gefälliges Kleid umhängen und einen freundlichen, wohlklingenden Namen geben? Wir sollen den schmuzigen Geiz löbliche Sparsamkeit nennen, und diejenigen, welche in Völlerei und Unzucht untergehen, als liebenswürdige Gesellschafter preisen, und so überall das Schlechte beschönigen, das Ungerade Gerade heißen, und wie es im Sprichwort heißt: Leben und leben lassen? Oh nein! So ist es nicht gemeint. So schlaffe, menschengefällige, feige Sittlichkeit predigt Christus

nicht. Aber wir dürfen nur da richten, wo wir richten sollen, wo es unsers Amtes und die uns zugewiesene heilige Pflicht ist. Richten und züchtigen als Lehrer die Jugend, die uns anbefohlen, als Aeltern die Kinder, die uns an das Herz gelegt, als Freunde die Freunde, die abirrten vom Wege, als Seelsorger die, welche vertrauensvoll uns das Herz ausschütten und in allen diesen schweren Lebenslagen, die Gebote Gottes in ihrem ganzen Ernste und ihrer unverletzlichen Heiligkeit aufrichten für das Gewissen der Menschen! Wir dürfen und sollen also richten, da wo wir die Nächsten sind, wo unser Urtheil angerufen wird, an unserm Wort des Lebens Entscheidung hängt, nicht aber da, wo wir uns unberufen einmischen und hineindrängen in ein uns fern stehendes Leben, vor dessen Verletzung wir scheu zurücktreten sollen, wie vor fremdem Eigenthum.

Und auch da, wo wir ein Recht und eine Pflicht haben zu richten, soll dies Gericht nur die Handlungen treffen, die vollkommen klar und offenkundig vor uns liegen, nimmer die Gesinnungen. Denn der letzte Grund dieser Gesinnungen ist und bleibt uns ein unergründlicher, in diese Gewissenstiefe dringt niemandes Auge, außer das des allsehenden Gottes. Darum greifet nicht Gott in das Amt. Das Gewissen gehört ihm allein. Und endlich: Verdammet nicht. Das heißt: richtet nicht zum Tode. Sprecht nicht: das ist ein verlorener Mensch. Mit ihm habe ich nichts mehr zu schaffen. Er ist nicht zu bessern. Solch' Todesurtheil spricht ja Gott selbst nicht. Er gibt niemand verloren. Er zerbricht nicht das zerstoßene Rohr und löscht nicht aus den glimmenden Docht.

Und wie soll denn unser Gericht lauten? Ich fasse alles zusammen in dem Einen: Seid barmherzig, wie euer himmlischer Vater barmherzig ist. Barmherzig in Wort und

in That. Im Vergeben und im Geben. Die erbarmende Liebe begleite jedes Wort, mildere jedes Urtheil, bereichere jede Gabe und mache uns bereit die Lippen zu öffnen zum Trost und die Hand zur Hülfe!

Seid barmherzig gegen euere Schuldner, sei es in Geld und Gut, in Unterlassungen oder Vergehungen, nehmt von ihnen die Last, die sie niederdrückt, geht nicht mit ihnen ins Gericht, vergebt ihnen, was sie euch Böses gethan. Gedenket der göttlichen Barmherzigkeit, wieviel tausend Pfund euch von dem Herrn der Welten erlassen werden, und wie wenige Groschen euer Bruder euch schuldet. Gedenket jenes Wortes im Vaterunser, das ihr so oft gebetet: „Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern.“ Seid barmherzig gegen die Schwachen. Urtheilt milde über sie. Von denen, welchen wenig gegeben ist, wird auch wenig gefordert. Vielleicht geben sie in ihrer Schwachheit mehr als ihr, die Starken. Deckt ihre Blößen zu, tragt sie wenn ihre Füße wanken, hört nicht auf zu glauben an das Gute, was in ihnen lebt, und hebt sie also mit euch empor und lehrt sie sich selbst achten, da ihr sie achtet. Seid barmherzig gegen die, welche nichts haben und viel bedürfen an äußern und an geistigen Gütern, die Bittenden alle. Nennt sie nicht Bettler. Laßt sie nicht fühlen, daß euere Gabe eine Gnade ist. Ihr bittet ja um so vieles täglich, und euer ganzes Leben ist zusammengefügt aus Gnade. Gebt einem jeden von ihnen, was er bedarf, sei es Geld und Gut, sei es Kraft und Zeit, sei es Rath und thätige Hülfe, und gebt mit all diesen Gaben zugleich das Beste, was ihr habt, erquickt sie mit euerer Liebe! Seid barmherzig gegen die Irrenden. Duldet gerne die Andersdenkenden und Glaubenden! Seid ihr denn vor dem Irrthum bewahrt, ist euch denn die reine Wahrheit zum ausschließlichen Eigenthum

anvertraut; oder sind wir alle nur Strebende, die durch die Dunkelheit hindurch die gebrochenen Strahlen des ewigen Lichtes schauen, zu welchem jeder auf seinem eigenen Wege dringt und das sich niemand enthüllt, der nicht redlich gekämpft!

Seid barmherzig, wie euer Vater im Himmel barmherzig ist; vergebet, so wird euch vergeben, gebet, so wird euch gegeben, und mit dem Maß, mit welchem ihr messet, wird euch gemessen! Amen.

16.

Die Frucht des Lebens.

Text: Luk. 6, 43—49.

Denn es ist kein guter Baum, der faule Frucht trage; und kein fauler Baum, der gute Frucht trage. Ein jeglicher Baum wird an seiner eigenen Frucht erkannt. Denn man lieset nicht Feigen von den Dornen, auch so lieset man nicht Trauben von den Hecken. Ein guter Mensch bringet Gutes hervor aus dem guten Schatz seines Herzens; und ein boshaftiger Mensch bringet Böses hervor aus dem bösen Schatz seines Herzens. Denn weß das Herz voll ist, deß gehet der Mund über. Was heißt ihr mich aber Herr Herr, und thut nicht, was ich euch sage? Wer zu mir kommt und höret meine Rede, und thut sie, den will ich euch zeigen, wem er gleich ist. Er ist gleich einem Menschen, der ein Haus bauete, und grub tief, und legte den Grund auf den Fels. Da aber Gewässer kam, da riß der Strom zum Hause zu und mochte es nicht bewegen, denn es war auf den Fels gegründet. Wer aber höret, und nicht thut, der ist gleich einem Menschen, der ein Haus bauete auf die Erde ohne Grund; und der Strom riß zu ihm zu, und es fiel bald, und das Haus gewann einen großen Riß.

Wir stehen hier am Ende der Bergpredigt, nach der Ueberlieferung des Lukas. Mächtig und erschütternd klingen ihre Schlußworte in unser Ohr: „Wer aber höret und nicht thut, der

ist gleich einem Menschen, der ein Haus bauete auf die Erde ohne Grund, und der Strom riß zu ihm zu und es fiel bald, und das Haus gewann einen großen Riß!" Es ist hier die Summe des Christenthums zusammengedrängt in kurzem, gewaltigem Wort. Die erbarmende Liebe Gottes, welche die Unglücklichen zur Seligkeit beruft, die Liebe der Menschen untereinander, die vergebende und duldende, — diese doppelte Liebe, die von Gott ausgeht und die Herzen der Menschen ergreift, ihr Leben durchströmt, ihr Thun regelt, ihre Gemeinschaft befestigt, ihre Leiden überwindet und den Tod selbst mit seinen Schrecken besiegt, — dies thätige Christenthum ist des Lebens reife Frucht!

Anschaulich und bilderreich ist auch hier, wie sonst, die Rede Christi. Zwei Bilder sind es, die aneinandergereiht werden und in denen der Gedanke des tiefbegründeten und thaterfüllten Christenthums seinen Ausdruck findet. Zuerst ist der Baum ein Bild unsers Lebens, mit Wurzeln, Blättern, Blüten und Frucht, und der wahrhaftige Christ gleicht einem weitschattenden, tiefgewurzelten guten Baum, der nicht grünet und blühet allein, sondern edle und erquickende Frucht bringt. Sodann aber gleicht dies Leben einem Hause, dessen Grund tief gegraben, das auf einen Felsen erbaut wurde und dessen Festigkeit sich im Sturm und Regen der Schicksale bewährt, das nicht wankt in seinen Grundlagen, nicht erzittert in seinem schützenden Dach. Und diese beiden Bilder, wenn sie auch nicht ganz dasselbe sagen wollen, vielmehr von verschiedenen Seiten die Eine Wahrheit beleuchten, gehören doch wieder zusammen und ergänzen einander.

An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, — das ist ja der ausgesprochene Grundgedanke jenes ersten Bildes. „Denn es ist kein guter, Baum, der faule Frucht trage, und kein fauler

Baum, der gute Frucht trage." Auf die Frucht kommt es an, nicht auf die Blätter und Blüten. Die Frucht des Lebens aber ist die That. Ihr sollt nicht Hörer allein, sondern Thäter meines Wortes sein. Ihr sollt nicht allein Herr, Herr sagen, sondern den Willen meines Vaters im Himmel thun. Freilich erscheint es auf den ersten Anblick so, als ob die Vergleichung mit dem festgegründeten Hause etwas ganz anderes sage. Auf den sichern tiefgegrabenen Grund, auf den Felsen, der das Haus trägt, kommt alles an, das ist ja unzweifelhaft der Sinn dieser Vergleichung. Also dort ist es die gute und erquickende Frucht, hier der tiefe Grund des Lebens, dort die Vollendung, hier der Anfang, welcher besonders gepriesen, dem der höchste Werth zuerkannt wird. Und doch ist dieser Unterschied nur ein scheinbarer. Denn, merket wohl, es heißt: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen." Das will sagen: Das Erkennungszeichen, die Bewährung des Guten ist die That. Nicht aber der Grund des Guten ist die That. Der letzte Grund ist überall der Schatz des Herzens, wie es ausdrücklich heißt: „Ein guter Mensch bringt Gutes hervor aus dem guten Schatz seines Herzens, und ein böser bringt Böses hervor aus dem bösen Schatz seines Herzens." Der Baum ist das erste, er bringt die gute Frucht hervor, nicht die Frucht den Baum, und der gute Baum kann nur gute Frucht bringen, der böse nur böse, denn man liest nicht Feigen von den Dornen und nicht Trauben von den Hecken. Also auch nach diesem Ausspruch kommt es vor allem auf den Baum an, auf seine Art und Güte, d. h. auf das innerste Wesen des Menschen, auf Gesinnung und Charakter. Die Frucht aber ist nur die Bewährung und Erfüllung dessen, was im Innern aus des Baumes Säften erwächst. Also: der gute Baum und die gute Frucht, die Gesinnung und die That, diese beiden gehören unzertrennlich

zusammen, und geben erst in ihrer Vereinigung ein Bild des wahren Christen. Und ist das nicht auch der Sinn jenes andern Gleichnisses? Wie Wurzel und Frucht nothwendig zusammengehören, und wie man nicht einem Baum die Wurzel abschneiden und dennoch Früchte ernten kann, also auch der Grund und der Aufbau des Hauses, der Felsengrund und die starken Pfeiler. Und des Lebens Tüchtigkeit und Echtheit bewährt sich im Sturm und Regen der Schicksale, im Sturm der Leidenschaften und in den Wassern der Trübsale. Wenn sie an das Haus schlagen und an des Lebens Glück rütteln, da zeigt es sich, daß es nicht auf des Hauses schöne Gestalt, nicht auf die prunkenden Verzierungen seiner Außenwände, nicht auf die weithin glänzenden Thürme und Zinnen ankommt, sondern auf den Felsengrund, in den es gegraben, auf die starken Pfeiler, die es tragen.

So laßt uns denn das Wesen des lebendigen Christenthums näher betrachten. Es ist die unzertrennliche Einheit von Gesinnung und That. Es wurzelt in der Gesinnung, es bewährt sich in der That.

Oft wol schon, meine Freunde, habe ich das thätige Christenthum vor euch gepriesen und namentlich im Vergleich mit einer todten, lieblosen, thatenarmen Rechtgläubigkeit hoch erhoben. Und, wie ich glaube, mit vollstem Recht. Denn es thut das noth und besonders in unserer Zeit, da wir an einer krankhaften und überspannten und doch wieder so todten Rechtgläubigkeit leiden, die immer bereit ist zu bekennen, aber nur mit dem Wort, nicht mit der That, nur mit der Anklage, nicht mit der Liebe, nur mit der Lehre, nicht mit dem Leben. Da gilt es immer und immer wieder zu erinnern an Christi eigenen, unablässig auf die That dringenden Sinn, an seine unvergänglichen, nicht miszuverstehenden Aussprüche: „Daran soll man erkennen, daß ihr meine Jünger seid, daß ihr

euch untereinander liebhabt.“ „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“ Wenn der Menschensohn einst in seiner Herrlichkeit kommt, wird er sprechen: „Kommt her zu mir ihr Gesegneten und ererbet das Reich, denn ich bin hungerig gewesen und ihr habt mich gespeiset. Ich bin durstig gewesen und ihr habt mich geheilet. Ich bin ein Gast gewesen und ihr habt mich beherbergt. Ich bin nackend gewesen und ihr habt mich gekleidet. Ich bin krank gewesen und ihr habt mich besucht. Ich bin gefangen gewesen und ihr seid zu mir gekommen. Und wenn sie fragen, wann haben wir dich hungerig gesehen, oder durstig, oder bei uns beherbergt, oder nackend und krank und gefangen, dann wird er antworten: Wahrlich, was ihr Einem unter diesen meinen geringsten Brüdern gethan, das habt ihr mir gethan.“ Nicht also auf das Herr, Herr sagen, nicht auf die Wiederholung der Bekenntnißschriften der Kirche, nicht auf die schönen Worte und Empfindungen und Liebeserklärungen und öffentlich abgelegten Zeugnisse kommt es an, sondern auf die einfache That der helfenden Liebe, gegen die Geringsten unserer Mitmenschen, in welchen wir Christum selbst lieben.

Aber, — so unwiderleglich klar dies auch ist, würden wir doch irren, wenn wir dies thätige Christenthum in Feindschaft setzen wollten mit dem wahren und lebendigen Glauben. Wenn wir sprechen wollten: Nicht auf den Glauben der Menschen kommt es an, sondern allein auf sein rechtschaffenes Leben. Denn der Glaube im wahren Sinn ist nichts anderes als die eigenste Ueberzeugung, die innerste Gesinnung des Menschen, die der That vorangeht und aus welcher sie emporwächst zur reifen Frucht. Glauben und Leben gehören zusammen wie Wurzel und Frucht. Glaube ist der Felsengrund, der nicht wankende, der das ganze Gebäude unsers Erdenlebens trägt. Ihr wißt es ja, wie Christus selbst überall zurückgeht bis auf das Innerste

der Gesinnung und wie er gar keine Sittlichkeit anerkennt als die, welche hier ihren Ursprung genommen. Das ist die Bedeutung seines Wortes: Das Reich Gottes kommt nicht mit äußern Geberden. Es kommt nicht mit äußern Werken, so herrlich und heldenmüthig sie auch erscheinen mögen, nicht mit Almosen oder Fasten und Kasteiungen, nicht mit äußern Gebräuchen, mit Tempel- oder Kirchenbesuch, mit Gebeten und Gesängen, es kommt aus dem Innersten, es wohnet im Herzen. Das will auch jenes große und unumstößliche Wort des Paulus sagen: „Alles, was nicht aus dem Glauben kommt, ist Sünde." Alles, was nicht von innen nach außen geht, nicht von warmer Liebe getragen, von reinem Eifer erfüllt, aus voller Ueberzeugung geredet, von lebendiger Begeisterung angehaucht ist, was ein rein Aeußerliches bleibt, das ist nicht allein unfruchtbar und todt, — das ist auch Sünde. Denn es ist Heuchelei und Schein. Es will etwas sein und ist es doch nicht. Es ist eine schlechte Nachahmung und Erniedrigung des Guten. Es ist nur ein todtes Werk, nicht eine lebendige That! Werke und Thaten! Welch ein Unterschied besteht zwischen diesen beiden! Die Werke sind losgelöst von dem Stamm der Gesinnung, nicht erwachsen aus dem innersten Mark des Lebens und seiner Erfahrung und werden darum mit Recht todte und schlechte genannt. Solche sind die Gesetzeswerke der Juden, vor denen schon Paulus warnt, solche die sogenannten guten Werke der katholischen Kirche, solche alle die Handlungen, welche nur aus äußerlicher Gewöhnung und Anbequemung, aus Furcht vor Strafe, oder um des guten Scheins und Namens willen gethan werden. Die Thaten aber sind die Früchte des Lebens. Sie sind aus des Baumes Säften erwachsen. Sie sind aus den Gesinnungen gereift. Sie sind an der Sonne der Erfahrungen groß geworden. Sie haben ihren festen Halt in dem

Charakter, dem starken Stamme, dessen Mark bis in die Zweige und Aeste hinabgeht. Sie sind die Früchte des Lebens, d. h. nicht ein prangender Schmuck, sondern eine erquickende und nährende Speise für viele. Sie schaffen neues Leben, sie wecken ein sicheres Streben, sie gründen eine Gemeinschaft der Bessern, sie sind die zündenden Vorbilder für viele, sie wuchern fort und fort von Geschlecht zu Geschlecht. Aber, — ist es denn wahr, daß diese lebendigen Thaten überall aus dem Glauben stammen und stammen müssen, und daß alles, was nicht aus dem Glauben kommt, Sünde ist? Oh! ich nehme ja, wie schon gesagt, das Wort Glauben nicht, und auch der Apostel Paulus thut es nimmer, in dem niedrigen Sinne, in welchem es wol oft gebraucht wird, sodaß es nichts anderes ist, als ein äußerliches Annehmen und Fürwahrhalten dessen, was als geschehen berichtet wird in den heiligen Urkunden, oder dessen, was als eine bestimmte Formel und Fassung von Glaubenssätzen hingestellt wurde durch die Kirche. Das alles ist ja nur die Außenseite des Glaubens, nur die vergängliche Erscheinung, die erstarrte Form, der todte Buchstabe. Der Glaube selbst aber ist ein tiefes und inneres Ergriffensein des Herzens aus Gott durch Christum und sein Evangelium. Und er ist wieder ein Ergreifen Gottes und seiner Gnade durch das vertrauende, hingebende Menschenherz. Er ist das Herz des Menschen. Und somit heißt das Wort: „Auf den Glauben kommt es an" — nichts anderes als auf den Schatz des Herzens kommt es an. Auf die volle und reine Hingebung unserer Seele an Gott, auf den heiligen Geist des Guten, der aus ihm ausströmt und Wohnung macht, auf die aufopfernde Liebe und Treue, von der wir getrieben werden, auf die ernste Ueberwindung unserer Selbst, in der wir nicht nachlassen und ohne welche wir nichts Gutes schaffen können.

Und somit enthält der Gedanke, das lebendige Christenthum wurzelt in der Gesinnung, eine sehr ernste und hohe Forderung. Es ist wahrlich nicht alles gut, was im gemeinen Leben so genannt wird. Nicht alles was äußerlich als ehrbar erscheint. Nicht alles was aus einer natürlichen Gutmüthigkeit stammt. Nein! wir sollen tiefer graben bis auf den Felsengrund! Wie dichtes Unkraut steht hier noch unter dem Weizen! Zum Guten gehört ein ernster Wille, ein bewußter sittlicher Kampf und Selbstüberwindung, Umkehr und Erneuerung. Eine Geburt aus dem Geiste, welche der aus den Sinnen folgt. Das ist die Bedeutung jenes tiefsinnigen Wortes: „Es sei denn, daß du von neuem geboren werdest, kannst du nicht in das Reich Gottes kommen.“ Nur in diesem Sinne ist an unserer Stelle von dem guten Baume die Rede; es ist der Baum, welcher in das gute Land des Geistes gepflanzt, es ist das Reis, das durch den Geist Christi veredelt wurde!

Das lebendige Christenthum wurzelt in der Gesinnung — aber es bewährt und erfüllt sich erst durch die That. Ist denn aber, so fragen wir, die That noch besonders nöthig? Folgt sie nicht von selbst? Oh nein! So ganz von selbst folgt sie nicht. Es ist noch ein weiter und schwerer, oft dunkler Weg von der Gesinnung zur That. Der gute Baum, wenn er edler Art ist und in ein fruchtreiches Land gesetzt, bringt freilich nie eine gemeine Frucht hervor, der Feigenbaum nicht Dornen, der Weinstock nicht Disteln, aber er trägt doch oft nur Blätter und Blüten. Er setzt keine Lebensfrucht an. Dazu gehört des Gärtners fleißige Hand, der das Land umackert und pflegt, der die verdorrten Aeste und üppigen Reben abschneidet. Es ist noch ein langer und mühsamer Weg von der Gesinnung zur That. Nicht auf die schöne und edle Gesinnung allein kommt es an. Sie verkümmert und verweichlicht so oft, und so

schönselig und zart sie auch sein mag — bringt sie doch keine starken und reinen Thaten hervor. Ja! jenem Ausspruch des Paulus, daß der Glaube selig mache, steht der andere des Jakobus mit vollem Rechte gegenüber, da er spricht: „Wer aber hindurchschaut in das vollkommene Gesetz der Freiheit und darin beharrt und ist nicht ein vergeßlicher Hörer, sondern Thäter, derselbige wird selig sein durch die That." Selig im vollsten, höchsten Sinne des Wortes macht allein die aus dem Glauben geborene That! Erst im thätigen Christenthum haben wir die volle Freudigkeit des Guten; erst wenn wir sehen und schmecken, daß ein neues Leben aufblühet an der Stelle, wo wir stehen, daß Menschenseelen emporgezogen und gerettet und erquickt werden durch uns, daß unter unsern Händen eine Welt des Guten geschaffen wird, fühlen wir die Seligkeit solchen Schaffens, wissen wir, daß wir von Gott zu Mitarbeiter, zu Trägern seines Geistes erkoren! Ja! thätiges Christenthum, wie viel fordert es und wie sehr unterscheidet es sich zuerst von dem leeren Namenchristenthum der Unzähligen, welche nur durch Geburt und Taufe zu Christen wurden. Wie sehr aber auch von dem Bekenntnißchristenthum derer, die so eifrig und streng sind in der Lehre, so viel von Gläubigen und Ungläubigen reden, die so gern sich öffentlich hinstellen, um zu zeugen von dem Herrn und ihn zu bekennen. Wie sehr von dem weichlichen Empfindungschristenthum derer, welche in heiligen Gefühlen schwelgen, deren Frömmigkeit in Rührungen und Thränen, in Gebeten und Erbauungen besteht, die aber nicht die Kraft und den Muth haben zur harten, mühseligen, aufopfernden That. Gleichen sie doch den Blättern, die abgeschüttelt werden im Herbst, den Blüten, die hingestreut werden vom Winde! Sind doch alle die schönen Worte, die zarten Empfindungen, die geistreichen Gedanken nichts werth ohne die Frucht

der That! Gilt doch ihnen allen das Wort: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!“ Was heißt das? Zuerst: „An ihrem eigenen Leben, an der reinen und ernsten Sitte.“ Wir fragen mit Recht, wie steht es bei solchen Christen mit ihrem Leben? Gleicht es auch ihren Worten? Ueberwinden sie sich selbst? Leben sie friedevoll in ihrem Hause? Sind sie freundlich und gütig gegen jedermann? Sind sie ernsten und gefaßten Sinnes in Glück und Unglück? Halten sie ihre Lippen rein von Lüge, ihre Hände von Habsucht und Betrug? Oder ist der häusliche Friede zerrüttet? Sind sie roh und hart gegen Frau und Kind, gegen Untergebene und Gesinde? Wissen sie überall, obgleich sie so viel von dem Himmel reden und nur an ihn zu denken scheinen, doch begehrlich hinüberzuschielen nach diesen irdischen Gütern und Ehren? Reden sie Böses über ihre Nebenmenschen, wenn auch unter mitleidigem Achselzucken und Bedauern? Führen sie viel erbauliche Reden in ihrem Munde und tragen doch viel Lieblosigkeit in ihrem Herzen? Haben sie für die Bedrängten so viel Mitgefühl und Thränen und so wenig Hülfe?

An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, das heißt ferner: An ihrer Wirksamkeit in der Welt und deren Nachwirkungen. Wer einen dieser Geringsten aufnimmt, sagt der Herr, der nimmt mich auf. Wer die Armen tröstet, der tröstet mich. Wer den Dürstenden einen Trunk Wassers reicht, der erquicket mich. Also wirke du in deinem Kreise tröstend, stärkend, erquickend mit der Lebensfrucht, die du trägst. Sei es im kleinen oder im großen, in der Nähe oder in weiter Ferne. Ein jeder mit der Gabe, die ihm gegeben, an der Stelle, wohin er gestellt wurde. Es kommt nicht auf den Umfang an, auf die weiten, glänzenden Bahnen, die dein Leben beschreibt. Also wirke in deiner Familie unter deinen Kindern, in dem ganzen Kreise deiner An-

gehörigen und Freunde. Sei ihnen allen ein treuer zuverlässiger Freund, ein Berather, ein stärkendes und erhebendes Vorbild! Also wirke in deinem Beruf, mit gewissenhafter Pflichterfüllung, mit strenger Rechtlichkeit und Wahrhaftigkeit; unter deinen Berufsgenossen, deinen Vorgesetzten und Untergebenen! Sei mild und vergebend gegen die Schwachen, stark und unerschrocken gegen die Uebermüthigen. Also wirke in der Stadt, der du angehörst, in dem Lande, das du dein Vaterland nennst, stelle die eigene Kraft gern in den Dienst der öffentlichen Wohlfahrt; entziehe dich der beschwerlichen Pflichten keiner. Wisse, der rechte thätige Christ soll von diesem sogenannten weltlichen Leben nicht sich zurückziehen, sondern überall seine Frucht bringen. Er soll nicht schwächere, kürzere und minder belaubte Zweige über das Leben ausbreiten als ein anderer thätiger Mensch, nein! längere, dichtere und vollere, sein ganzes Leben soll ein tiefgewurzelter, auf starkem Stamm ruhender, weithin schattender und mit Früchten beladener Baum sein, der gepflanzt ist an den Wasserbächen und edle, nährende, erquickende Frucht trägt.

Und solche Wirksamkeit bleibt, sie wirkt nach, wenn wir längst dahingegangen. Das ist die Bedeutung jenes Wortes: Und seine Werke folgen ihm nach. Da, wo ein guter Mensch gestanden, zieht sich ein Kreis des Guten, wie ein grünender Acker um ihn her. Es wird anders als ehemals. Sein Wirken gleicht nicht der Furche, die ein Schiff im Meere zieht, sondern der fruchtbaren Saatfurche, in die der Keim des neuen Lebens gepflanzt wurde. Es ergeht ihm nicht wie den eiteln Schwätzern, den Phrasenmachern und Volksschmeichlern, die abgehauen und ins Feuer geworfen werden, deren Andenken bald verweht mit dem Winde der Zeit, mit dem Schaum ihrer Wellen! Nein! es gehet Segen aus auf viele, wenn auch still und unbemerkt, auf alle, denen der Dahingeschiedene ein Anhalt

und Vorbild und Führer war! Und wie die untergehende Sonne noch im Abendroth die Strahlen ihres Lichtes zurückläßt, so die dahinscheidende Christenseele. Ist doch die Ruhe und der Frieden seines Sterbens noch eine Predigt von Friede und Himmelreich. Gott stärke uns alle zu einem solchen Leben und verleihe uns ein solches Sterben! Amen.

17.

Das Salz und das Licht.

Text: Matth. 5, 13—16.

Ihrse id das Salz der Erde. Wo nun das Salz dumm wird, womit soll man salzen? Es ist zu nichts hinfort nütze, denn daß man es hinausschütte und lasse es die Leute zertreten. Ihr seid das Licht der Welt. Es mag die Stadt, die auf einem Berge liegt, nicht verborgen sein. Man zündet auch nicht ein Licht an, und setzt es unter einen Scheffel; sondern auf einen Leuchter, so leuchtet es denen allen, die im Hause sind. Also lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie euere guten Werke sehen, und euern Vater im Himmel preisen.

Auf die Seligpreisungen der Bergpredigt folgt beim Evangelisten Matthäus die Prophezeiung des harten, blutigen Kampfes zwischen den Jüngern des Herrn und den Kindern der Welt. „Selig sind", so heißt es am Schlusse der Rede, „die, welche um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden, denn das Himmelreich ist ihr." „Selig seid ihr", — so spricht der Herr, zu dem nächsten Jüngerkreise sich wendend, — „wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen und reden

allerlei Uebels wider euch, so sie daran lügen." Aber diesem gewaltigen, von Schmach und Verfolgung begleiteten Ringen mit einer feindlichen Welt entspricht auch wieder der hohe Beruf und die herrliche Geistesbegabung, welche den Jüngern des Herrn zuerkannt wird. „Ihr seid das Salz der Erde", „ihr seid das Licht der Welt", ruft er ihnen zu. Mit diesem Salze soll alles durchsalzen werden, dies Licht soll hineinscheinen in alle Finsterniß!

Wir fragen zuerst: Was will dieses Wort?

Sodann: Wem gilt es?

Was will dieses Wort? Es enthält eine köstliche Verheißung, eine Gabe gegeben den Auserwählten des Herrn. Es enthält aber auch eine hohe Forderung, eine Aufgabe, gestellt allen, die von ihm in die Welt gesandt werden.

„Ihr seid das Salz der Erde, ihr seid das Licht der Welt", — welch eine Gabe, welch ein Beruf! Gibt es einen höhern? „Ihr seid das Salz der Erde", das heißt: Ihr seid es, die der Verwesung des Todes entgegenwirken sollen, berufen der Fäulniß zu wehren, das Leben zu erhalten. Ihr seid es, die, dem Salze gleich, des Geistes Speise durchdringen sollt mit Würze, mit belebender und stärkender Kraft, daß das, was sonst schal und ungenießbar wäre, zur Nahrung der Seele werde, was sonst geschmacklos wäre, lieblich werde, ein Brot des Lebens.

„Ihr seid das Salz der Erde", das heißt: Euer Wort sei scharf und schneidig wie das Salz, ein Geistesschwert, hineindringend in die Seelen, trennend Sinne und Gedanken. Euer Wort strafe die Lüge, schärfe die Gewissen, reinige die Geistesluft, zertheile die giftigen Dünste der Verwesung ringsumher! Das heißt aber auch: Euer Wort wecke und erhelle das Leben und alles was des Lebens werth ist, durchdringe mit

Geist, was von den Sinnen ausgegangen, erhebe zum Ewigen, was aus der Zeit geboren, lege auch in das Kleinste tiefen, geheimnißvollen Sinn; es sei ferne von dem schalen, urtheilslosen Geschwätz des Tages, und alles was leer und abgestanden ist werde mit dem Salz euers Geistes durchdrungen und erfüllt mit neubelebender Kraft.

„Ihr seid das Salz der Erde", das heißt: In den Zeiten einer verwehenden Bildung, wenn die alten Formen und Vorstellungen, Sitten und Gebräuche zu Grabe getragen werden und die Furchtsamen jammern und die Abergläubigen schreien über Zerstörung des Heiligsten, — da sollt ihr die Träger und Offenbarer der ewigen und immer neu sich gebärenden Wahrheit sein und das befreiende und erlösende Wort aussprechen, das wol in vieler Seele schlummerte, aber noch nicht Gestalt und Ausdruck gewonnen hatte.

Und: „Ihr seid das Licht der Welt!" Wie nahe gehören die beiden zusammen? Das Salz der Erde, das Licht der Welt! So scharf und belebend das Wort des Geistes, so hell und weitleuchtend ist es zugleich. Dies Licht soll hineinleuchten in alle Finsterniß, in die dunkeln Falten des Herzens, in die unerschlossenen Tiefen des Gewissens, in den Aberglauben der rohen Menge, wie in die oberflächliche Weisheit der vornehmen Welt, soll die Lüge von der Wahrheit scheiden und das Sein von dem hohlen Schein und alle die verworrenen Vorstellungen, mit denen falsche und halbe Bildung unsern Geist verdunkelt, wie der Sonnenstrahl die Nebel, zertheilen. Dies Licht, welches aus dem ewigen Lichte Gottes strömt, soll hineindringen aus dem Mittelpunkt unsers Herzens in das bewegte, kampfesreiche Leben und ihm überall Maß und Ziel geben, soll alle Wissenschaften mit dem Gedanken des Ewigen erfüllen und sie auf den unendlichen Geist hin richten, an dem sie alle hängen.

„Ihr seid das Salz der Erde, ihr seid das Licht der Welt“, das heißt: der Geist, welcher euch erfüllen soll, ist der heilige Geist, ein Geist unvergänglichen Lebens, lichter, immer neu sich verklärender Wahrheit. Er wohnt nicht in dem, was alt und abgestanden ist und in Tod und Fäulniß übergehen will, und liebt nicht die Dunkelheiten und zieht sich nicht zurück in das alte Gemäuer der Vergangenheit und verbirgt sich nicht vor der fortschreitenden Wissenschaft, er schreitet vielmehr überall muthig voran, treibt zum Forschen und Prüfen, erneuert die Wissenschaften, erzieht die Völker und führt edle Sitte und schöne, menschliche Bildung in seinem Gefolge.

Das ist es, was der Herr seinen Jüngern verheißen hat, die Mitgift ihres Lebens, die Kraft auf ihrem Wege!

Und die Forderung, welche er an diese Verheißung knüpft, die Aufgabe, welche an diese Gaben gestellt wird? Sie ist ausgesprochen in dem Wort: „Wo nun das Salz dumm wird, womit soll man salzen?“ Und in dem andern: „Es mag die Stadt, die auf einem Berge liegt, nicht verborgen sein. Man zündet auch nicht ein Licht an und setzt es unter einen Scheffel, sondern auf einen Leuchter, so leuchtet es allen, die im Hause sind. Also lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie euere guten Werke sehen und euern Vater im Himmel preisen.“ Ist es nicht also? Wo das Salz dumm wird, womit soll man salzen? Da wo es fade geworden und Schärfe und Geschmack verloren, ist es ja zu nichts nütze, als daß es weggeworfen werde zum Schutt für die Heerstraße und zertreten unter den Rädern der Weltgeschichte. Wie aber wahren wir uns, daß unser Salz nicht dumm werde, daß wir dem Lichte gleichen, das auf hohen Leuchter gestellt wurde? Also — daß wir uns selbst reinigen von dem falschen Beisalz, denn das reine Salz kann nicht verderben. Daß wir die Kraft, die in uns

gelegt, entwickeln, sie wecken durch Arbeit, stählen durch Kampf. Und, — daß wir uns nicht scheuen, mit unsern Ueberzeugungen in die freieste Oeffentlichkeit zu treten, daß unsere Stimme laut erschalle, unser Licht weithin leuchte.

Wir mögen uns wol wundern, gerade aus dem Munde Christi dies Wort von dem „leuchten lassen" zu vernehmen. Lag ihm doch nichts so fern als das eitle sich Hervordrängen und Geltendmachen, als das Streben nach Schein und Glanz, nach Anerkennung und Ruhm. Hat er doch das Wort zu seinen Jüngern gesprochen: „die Ersten sollen die Letzten sein", und ist er doch selbst in Demuth und Unscheinbarkeit und Selbsterniedrigung durch die Welt gegangen, er, der nicht gekommen zu herrschen, sondern zu dienen. Aber bedenket, daß das Leuchten etwas ganz anderes ist als das Glänzen, daß hier nicht von der Eitelkeit des Scheinens die Rede ist, sondern von dem Muth des Seins, nicht von dem Hervordrängen der Persönlichkeit, sondern von dem Hervortreten im Dienst des Evangeliums. Das, was Christus von seinen Jüngern fordert und selbst ihnen, das Panier seines Reiches vorantragend, bringt, ist nahe verwandt mit jenem Wort: „Ich bin nicht gekommen zu bringen den Frieden, sondern das Schwert." Es ist das Schwert des Geistes, das auch sie führen sollen. Es ist der Muth der Wahrheit, den er von allen verlangt. Es ist das Licht der Oeffentlichkeit, das niemand scheuen soll. Sie sollen hervortreten. Heraus aus sich selbst, hervor auf den Kampfplatz der Welt, hinauf auf die lichten Höhen. Nicht verschließen sollen sie die Wahrheit in den stillen Schrein, sondern sie von den Dächern predigen, unter alle Völker wandern, vor die Mächtigen hintreten und Strafe und Verfolgung und Spott freudig auf sich nehmen. Sie sollen das Licht auf hohen Leuchter stellen, wie der Herr selbst es gethan, da er von dem stillen

Galiläa nach dem priesterstolzen Jerusalem kam und in die Mitte seiner Feinde trat, da er all dem aufgehäuften Tempelprunk und Tempeldienst, all der todten Gesetzlichkeit der Pharisäer mit ihrer hochmüthigen Demuth, all dem geistlosen, kleinlichen Buchstabenwesen der Priester und Schriftgelehrten, die flammenden Zornesworte, die „Schlangen und Otterngezüchte" entgegenwarf, und alle die Ungeweihten, die Käufer und Verkäufer, aus dem Heiligthum seines himmlischen Vaters mit des Geistes gewundenen Geiseln hinaustrieb. So sollt auch ihr in allen äußern Dingen und da wo es nur die eigene Ehre gilt, still euch unterordnen und demüthig zurücktreten und unscheinbar wirken, da aber, wo um des Glaubens Heiligthümer gekämpft wird, muthig vorantreten und laut zeugen und hinaufsteigen auf der Wahrheit Zinnen. Da ist kein Ansehen der Person. Da gilt nicht Amt noch äußerer Beruf. Von Gott berufen sind alle, die von seinem Geiste ergriffen und seiner Wahrheit gewiß geworden. Und da soll Wort und That, unser ganzes Leben, wie ein scharfes, würzendes Salz, wie ein weithin strahlendes Licht sein. Wir sollen Lust haben an solchem Kampfe, nicht Friede rufen, wo kein Friede ist, nicht furchtsam vermitteln und aneinanderflicken und die großen, klaffenden Gegensätze der Zeit überbrücken mit schwachem, bald einstürzendem Gebälk, nicht Schwarz und Weiß vermischen zu einem trübseligen Grau; vielmehr überall das schärfste, treffendste, hellste Wort zum Ausdruck unserer Rede machen und mit kühnem Schnitt hineinschneiden in die immer weiter greifende Fäulniß, und wie der ewige Gott selbst am Anfange der Dinge gethan, das Licht scheiden von der Finsterniß. Auch hier ist Christus uns vorangegangen. Die kennen ihn nicht, welche die kühne, herausfordernde, wie mit Geistesblitz erhellende Art seiner Rede nicht

kennen. Sein Wort war mit dem Salz des Geistes durchsalzen. Er schied die Welten voneinander. Das Reich der Lüge und der Wahrheit theilte sich vor dem Hauche seines Mundes. „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, so wird euch alles andere auch zufallen", so beginnt er. „Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Geberden, es ist in euch", so fährt er fort. Und so dringt er überall in das Innerste, fordert das Höchste, enthüllt den leeren, heuchlerischen Schein, straft den lieblosen Sinn und stürzt vom Throne, was sich in stolzer Selbstgerechtigkeit erhoben hat. Ihr seht wol, wie nahe das alles zusammengehört: das belebende Salz, das schneidende Schwert, das brennende Feuer, das leuchtende Licht. Scharf, schneidend und bis in das Innerste dringend sind sie alle, aber auch stärkend, heilend, Licht und Leben gebend. Und so ist es namentlich mit dem Salz. Es wird mit Recht so eng verbunden mit dem Licht. Es gibt wol viel Salz, das scharf und würzig erscheint, und ist doch faul und dumm geworden. Viel bittere, verklagende und verketzernde Rede, die doch ungesalzen ist. Und das diene euch zum Zeichen des rechten Salzes, daß das scharfgewürzte Wort auch zugleich das erleuchtete und erleuchtende sei. Ihr sollt euer Licht nicht unter den Scheffel stellen, sondern auf hohen Leuchter. Das heißt: nicht unter den Scheffel des beschränkten, geistlosen Buchstabens, der todten, überlieferten Formel, sondern auf den Leuchter der freiesten und umfassendsten Wissenschaft, der edelsten und reichsten Menschenbildung, des reinsten, gewissenhaftesten Lebens. Ja! Nicht die hohe Lebens- und Amtsstellung allein, Macht und Einfluß auf viele Abhängige und Untergebene, ein großer, weithin sichtbarer Kreis des Wirkens ist dieser hohe Leuchter, auf den unser Licht gestellt werden soll. Das ist wol auch schön und herrlich und des Erstrebens werth, und diejenigen, denen

solches verliehen, daß sie für ihre Gaben die rechte Stelle gefunden, in der sie voll auswirken können, sollen dafür dem gütigen Gott dankbar sein ihr Leben lang. Aber das Höchste ist es doch nicht. Und der rechte Leuchter für die Wahrheit ist die ernste, gewissenhafte, unerschrockene Wissenschaft. Erst auf diesen Leuchter gestellt strahlt ihr Licht weit und dringt von oben her hinab bis in die dunkeln Thäler der Armen, bis in die fernen Schluchten der Unwissenheit, von den Sitzen der Gelehrsamkeit, den Akademien und Universitäten, bis in die kleinsten Dorfschulen hinab. Und doch ist noch ein anderes noth. Denn zwei Arme sind es, die dieser Leuchter ausbreitet. Das ist: die Wissenschaft und das Leben. Und der Herr selbst legt offenbar auf das letztere den höchsten Werth. Heißt es doch: „Auf daß sie euere guten Werke sehen und euern Vater im Himmel preisen.“ Der glänzendste Schild der Wahrheit, die vollste Bewährung, ist das Leben. Die ergreifendste Predigt ist nicht die des Wortes, sondern der That. Wir bekehren, wenn auch nicht plötzlich und gewaltsam, doch still und allmählich durch unsern Wandel. Durch ihn entwaffnen wir unsere Feinde und bringen ihre Anklagen zum Schweigen. War das nicht auch die still, aber unwiderstehlich wirkende Macht Christi auf Erden, durch die Jahrtausende hindurch, vor der die Verfolger verstummten und die feindlichen Reiche niedersanken? War nicht das Kreuz auf Golgatha der hohe Leuchter, auf den sein Licht gestellt wurde, das noch heute scheint vom Aufgang bis zum Niedergang? Und sollte es denn anders bei seinen Jüngern sein? Wie viele, die ihm nachgefolgt auf der blutigen Bahn! Der Scheiterhaufen, der Kampfplatz der wilden Thiere, des Henkers Block, war der hohe Leuchter ihres Lichts! Und selbst in unsern Tagen noch, ist auch das Ende der Jünger

Christi nicht mehr ein blutiges wie in den Zeiten der Verfolgung, das Bekenntniß soll doch ein Bekenntniß der That sein, sich bewähren im Kämpfen und Leiden, im Leben und Sterben.

Aber, wem gilt des Herrn hohe Forderung? Gewiß uns allen ohne Ausnahme. Allen, welche seine Jünger sein wollen. Die nicht auf seinen Namen nur, die mit seinem Geiste getauft sind. Wir wollen und dürfen niemand ausschließen, der sich nicht selbst ausschließt, niemand das Recht misgönnen, auf hohem Berge zu leuchten, der die Pflicht anerkennt, die Höhen zu erklimmen. Wir kennen ja des Apostels Petrus herrliches Wort: „Ihr aber seid das auserwählte Geschlecht, das königliche Priesterthum, das heilige Volk.“ Ihr alle. Das Priesterthum gehört dem ganzen Volk. Und dennoch, wer möchte es verkennen, in einem besondern und engern Sinne ist das Wort Christi zu dem nächsten Jüngerkreise, zu den Aposteln gesprochen, und die Pflicht, so weit sie auch gesteckt ist, sammt der mit ihr verbundenen Gabe, gilt doch zunächst und vorzugsweise den Aposteln und denen, welche gleich ihnen zur Verkündigung des Evangeliums ausgesandt werden in die Welt. Es gilt ganz besonders und nachdrücklich dem Amte der Predigt. Und wie gewaltig und erhebend, aber auch wie niederschlagend und tiefbeschämend klingt dies Wort an unser Ohr! Klingt es nicht wie ein Richterspruch des ewigen Gottes, der unzählige getroffen, wie eine Weissagung, die sich immer von neuem erfüllt an den falschen Priestern? Und blicken wir um uns, soweit der Name Christi verkündet wird, unter den Bekennern der griechischen, der römisch-katholischen und der evangelischen Kirche, und schauen tiefer hinein in das Geistesleben und die Geistesarbeit des Standes, der zu so Hohem berufen,

— Leben zu wecken und Licht zu senden — so müssen wir beschämt und erschüttert eingestehen: die Geistlichen sind nicht immer die Geistigen, die, welche voranschreiten mit der leuchtenden Fackel, sondern nur zu oft die, welche das Licht auslöschen, soweit sie es vermögen; nicht die, welche die Kirche stützen und neu auferbauen aus den Lebenskräften der Gegenwart und auch ihren Widersachern noch Achtung abgewinnen durch die Macht der in ihnen lebenden, persönlichen Wahrheit, sondern nur zu oft die, welche ihr die Gemüther mehr und mehr entfremden und den Geist des Widerspruchs gegen sie wach rufen und den weitverbreiteten Wahn bestätigen, als sei die Kirche nichts mehr nütze im Leben, nur noch eine Ruine aus vergangenen Zeiten, nur noch durch die Macht der Gewohnheit und den Aberglauben der Menge gehalten, in Wahrheit eine Stätte der Geistlosigkeit und der Gedankenlosigkeit. Es ist das wol ein hartes Wort und eine schwere Anklage gegen einen ganzen Stand! Aber soviel auch in den Urtheilen der Menge über die Vertreter der Kirche Verkennung und Uebertreibung sein mag, soviel Schuld an diesem Verfall unsers kirchlichen Lebens auch die rohe, sinnlich gerichtete Menge tragen mag, das Eine bleibt unumstößlich wahr, daß der größere Theil der Schuld diejenigen trifft, die dazu berufen wurden, die Erde zu durchsalzen und die Welt zu erleuchten, und deren Salz dumm, deren Licht dunkel geworden. Ist es doch zu allen Zeiten so gewesen! Nur dann ist die Kirche so tief gesunken und so völlig den Gemüthern entfremdet, wenn der geistliche Stand von der Höhe herabgesunken, zu der er berufen war.

Und bestätigt sich das nicht auch heute? Blickt doch einmal hin auf den Mittelpunkt der katholischen Welt! Ist denn in jenem jammernden und des Jammerns werthen Machwerk, welches der römische Papst von allen Bischofsstühlen und Kanzeln

verkündigen läßt und in welchem als achtzigfache Ketzerei verdammt wird alles, was seit Jahrhunderten aus dem Geiste tieferer Wissenschaft geboren, alles, was die festeste Grundlage unserer Sitte und Bildung, unsers Zusammenseins in Familie und Staat geworden; ist denn in jenem finstern, geistesverlassenen Rundschreiben nur etwas von jenem Salz und jenem Lichte übriggeblieben, welches der Herr von seinen Jüngern fordert? Und das Salz, das übriggeblieben, ist es noch zu etwas anderm nütze, als „daß man es hinausschütte und lasse es die Leute zertreten"? Und dennoch, dieser Anblick ist noch nicht der traurigste. Diese katholische Kirche, ein Ueberbleibsel aus der Welt des Mittelalters, hereinragend aus ihrem Halbdunkel in die lichte Welt der neuen Zeit, hat ja sich selbst bei dem Beginn der großen reformatorischen Berechnung in Widerspruch gesetzt mit dem freien Geiste der Wissenschaft und der muthigen, fortschreitenden Wahrheit und sich selbst unter das Joch einer fertigen, untrüglichen Ueberlieferung gegeben, welche einem todten Schatze gleich von der Priesterschaft bewahrt wird. Anders aber sollte es in der protestantischen Kirche sein, in welcher die Wahrheit nicht in eine feste Formel gegossen, nicht an die Aussprüche irrender Menschen gebunden ist, sondern in sich eine unendlich reiche, immer neu fortschreitende Entwickelung trägt und allein unter der Macht des Geistes steht, der in alle Wahrheit führt. Und doch könnte es scheinen, als ob dieser Geist unsere Kirche verlassen habe. Ist es nicht das Gefühl tiefster Beschämung und Erniedrigung, das ein jeder, der diese evangelische Kirche liebt und ihr mit ganzem Herzen angehört, ergreifen muß, wenn er jene salzlosen und lichtlosen Proteste liest, die so ganz würdig sind der katholischen Bullen und Verdammungen, so ganz in Einer Linie stehen mit den Machtsprüchen des Oberpriesters in Rom und nur in dem Einen

von ihnen abweichen, daß sie von einzelnen, ganz unberufenen und unbefähigten, aber sehr verdammungssüchtigen Pfäfflein, nicht aber von der eingesetzten und geordneten Macht der Kirche erhoben wurden.*) Oder, ist denn in all jenen Anklägern und Ketzerrichtern, welche, allerorten, vom Süden aus sich erhebend und im Norden lautesten Widerhall findend, aufstehen und mit lärmendem Feuerruf schreien wider einen einzelnen Mann und ein allein dem Urtheil der Wissenschaft angehörendes Werk, um ihn herauszuschreien aus seinem Amte und alle gleich ihm auf den Wegen freier Forschung Wandelnden einzuschüchtern für alle Zukunft; ist denn in allen diesen für die Urheber so ganz gefahrlosen, so sehr den alten Bekenntnissen der Blutzeugen unähnlichen Zeugnissen nur ein Funke des Lichtes, nur ein Körnlein des Salzes, das Christus von seinen Jüngern fordert, nur etwas von evangelischem Geist und evangelischer Freiheit?

Oh! Es ist wol schwer und schwerer als je, heute jene Forderung des Herrn zu erfüllen, zu einer Zeit, da das Licht soviel andere Wege der Mittheilung und Ausstrahlung gefunden und mit tausendfachem Glanze hineinströmt in die Welt durch bis dahin unbekannte Kanäle, die nicht von den Trägern des geistlichen Standes geleitet werden! So fordert denn nicht zu viel! Aber das Eine mögt ihr mit Recht fordern, daß diejenigen, welchen das Amt der Erleuchtung anvertraut wurde, auch selbst durchleuchtet seien von dem göttlichen Geist, welcher ein Geist der Liebe und der Duldung ist, und ihn bewähren in ihrem Leben und Wirken. Euch aber, ihr Brüder, bitten

*) Diese Predigt wurde zur Zeit des päpstlichen Syllabus und der Schenkel-Proteste gehalten.

wir, tretet alle mit ein in diesen Kreis! Reicht uns die Hände! Seid unsere Gehülfen! Wir vermögen ja nichts, wenn wir nicht durch euer Vertrauen, durch euere mithelfende Kraft gestärkt werden. Wir gehören euch ja an, nicht als die Herren euers Glaubens, sondern als die Gehülfen euerer Freude! Amen.

18.

Des Gesetzes Erfüllung.

Text: Matth. 5, 17.

Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen bin, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen. Ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen.

Die ebenverlesenen Worte sind so mächtig und folgenreich, daß sie uns nicht nur in das innerste Wesen Christi selbst und seine Stellung zur Vergangenheit seines Volkes hineinschauen lassen, sondern uns auch einen Blick eröffnen, weit hinaus in alle Zeiten und Entwickelungen der christlichen Kirche.

Erfüllen oder Auflösen, Erhalten oder Zerstören, das ist die Frage! Und Christus spricht sich mit vollster Entschiedenheit für das Erfüllen und Erhalten aus. Es ist hier zunächst freilich der Blick auf die jüdische Welt beschränkt. Auf das Gesetz und die Propheten! Aber dann erweitert der Herr selbst die Betrachtung und spricht: „Ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen." Wie mancherlei zweifelnde Gedanken regen sich hier sogleich in unserer Seele? Wie verschiedenartige Einwendungen bestürmen uns? Wie viele Worte aus

Christi eigenem Munde steigen vor uns auf, die ihn anzuklagen und in Widerspruch mit sich selbst zu bringen scheinen!

Wir gedenken seines Wortes: „Ich bin nicht gekommen zu bringen den Frieden, sondern das Schwert", und des andern: „Ich bin gekommen anzuzünden ein Feuer und ich wollte es brennete schon." Wir fragen, ist denn das Schwert nicht zum Auflösen und das Feuer zum Zerstören? Und dann wieder erinnern wir uns jenes scheinbar harten, aber kühnen Wortes an den Jünger, der, ehe er ihm nachfolgte, seinen Vater begraben wollte: „Lasset die Todten ihre Todten begraben!" Das galt doch gewiß nicht von der sterblichen Hülle der Leichname, um die die Lebendigen sich nicht zu kümmern, das galt denen, welche selbst geistig todt und die nur um die Einsargung der Todten sich mühen, es war eine Mahnung: Laßt das Alte und Abgestorbene den Erstorbenen, folget dem neuen Leben! — Und ist nicht derselbe Gedanke, nur noch klarer und unwidersprechlicher, hingestellt in jenem Worte: „Niemand flickt ein altes Kleid mit einem Lappen von neuem Tuch, man fasset auch nicht Most in alte Schläuche"? Heißt das nicht: Kein Flickwerk und Stückwerk des alten und neuen, nicht die alten Formen für den neuen Geist, denn das Christenthum ist ein Neues, ein Ganzes und Einiges! Darum neue Formen für den neuen Gedanken, ein neues Leben für den neuen Geist!

Wir sehen aus dem allen, daß das Alte, was **veraltet** ist, das Abgestorbene, das verweset ist, nicht erhalten werden soll, daß Christus unter dem Erhalten etwas ganz Anderes und Höheres versteht. Ihm ist erhalten soviel als: erfüllen, weiter bilden, vollenden.

Wir fragen zuerst: **Wie hat Christus erfüllt, was vor ihm war?** Sodann: **Wie erfüllt er noch immer, was nach ihm geworden?**

Zunächst ist hier ja nur von dem Gesetz und den Propheten die Rede. Und wie der Herr es meint mit der Erfüllung des Gesetzes, geht vollkommen klar aus den nachfolgenden Versen hervor. Er versteht unter dem Gesetz vornehmlich das Sittengesetz, das auf die zwei Tafeln geschrieben war und im Heiligthum des Herrn aufbewahrt wurde. Von diesen Zehn Geboten ist vor allem die Rede, alle Beispiele, welche der Herr im Folgenden wählt, sind ihnen entnommen. Und so beginnt er denn, die wichtigsten Gebote aufzählend: „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist: Du sollst nicht tödten, du sollst nicht ehebrechen, du sollst keinen falschen Eid schwören", und schließt daran die ernste Mahnung: „Ich aber sage euch", in welcher er die tiefe geistige Bedeutung der vollkommenen Erfüllung der Gebote im Lichte des Evangeliums klar macht. Der Sinn ist also der: Jene Gebote sind nicht abgethan durch das Christenthum, sondern verewigt, das Gesetz ist nicht aufgehoben, sondern aufgerichtet. Es wird von seiner Strenge nichts erlassen, es wird vielmehr verschärft. Und diese Verschärfung besteht darin, daß es sich nicht auf die äußern Handlungen allein richtet, sondern mit seiner Forderung bis auf den Ursprung des Bösen, bis in das Innerste der Gesinnung hinabsteigt. Und wenn es spricht: Du sollst nicht tödten, so gebietet es zugleich: Du sollst nicht zürnen und hassen. Wenn es spricht: Du sollst nicht ehebrechen, so gebietet es zugleich: Du sollst nicht unzüchtig begehren. Wenn es spricht: Du sollst keinen falschen Eid schwören, so heißt das zugleich: Du sollst den Namen deines Gottes nimmer entweihen. Das also ist die Erfüllung des Gesetzes, daß es nicht mit der That allein, sondern mit dem Herzen erfüllt wird. Daß das Herz rein ist und darum auch das Wort und die That, der Mund und die Hand. Daß das Herz voll ist von Gottesliebe und Gottvertrauen! Ihr sehet wol,

es ist das ein gewaltiger Schritt hinaus über die jüdische Werkgerechtigkeit, eine herrliche Verklärung und Vergeistigung des alten Mosaischen Gesetzes; es ist mit Einem Wort die Erhebung der äußern Gesetzlichkeit zur innern Sittlichkeit. Und dennoch ist es nur eine Erfüllung des Gesetzes, denn die welche es äußerlich erfüllen, erfüllen es gar nicht, aus der unreinen Quelle fließt das unreine Wasser, aus den Gedanken und Begierden stammen die Thaten. Seht denn, wie wunderbar das Alte und das Neue hier ineinandergeschlungen! Ein neu Gebot gebe ich euch, spricht der Herr, daß ihr euch untereinander liebhabt. Diese Liebe ist das A und O, das Ein und das All, eines andern bedarf es nicht, all die einzelnen unendlich vielen Gesetzesvorschriften sind in ihr erfüllt. Und wiederum heißt es, und mit so vollem Recht, im ersten Briefe des Johannes: „Brüder, ich schreibe euch nicht ein neu Gebot, sondern das alte, das ihr von Anfang an gehabt.“ Ja! es ist das uralte, das am Anfang der Dinge steht und mit unauslöschlichen Zeichen in unser Gewissen geschrieben wurde, das ewige Gesetz der Menschheit, dessen Schrift wol verdunkelt, aber nicht ausgelöscht wurde, das wol unter den vielen äußerlichen Vorschriften und Gebräuchen der Juden vergraben, aber doch nicht verloren war, das nicht verloren und vergessen werden kann, solange die Menschheit nicht sich selbst verliert und ihren göttlichen Ursprung und Bestimmung vergißt. Und so war denn das neue Gebot, an welchem die Jünger des Herrn erkannt werden sollten, nur die Erfüllung des uralten Gebotes, und diese Erfüllung bestand darin, daß die Liebe in den Mittelpunkt ihres Lebens trat, die Lebensmacht der Menschheit wurde, die Lebensqnelle, die alles erfrischt, die Lebenssonne, die alles erhellt, der Lebensodem, der alles durchzieht.

In einem andern Sinne freilich, als von dem Sittengesetz des

Mose, gilt jenes Wort: „Ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen", von den Propheten und ihren Weissagungen, die durch Christum erfüllt wurden. Vieles von den äußerlichen Vorstellungen und sinnlichen Erwartungen, welche einst mit den Messiashoffnungen der Juden unzertrennlich waren, wie der Sieg über die äußern Feinde, die Aufrichtung eines mächtigen Reiches, die Herrschaft auf dem Throne David's und nach seinem Bilde, ist — das dürfen wir uns nicht verhehlen, nicht erfüllt; die geschichtliche Wirklichkeit war eine andere als die Hoffnung, die Erfüllung eine andere als die Weissagung. Und doch ist die Weissagung in einem höhern Sinne erfüllt, ja mehr als erfüllt! War doch der geschichtlich erschienene Heiland viel herrlicher als der erhoffte, viel geistiger und erhabener, als die Propheten ihn je geschaut! Er war der König der Wahrheit, wie er es vor dem Pilatus bezeugte, ein König viel höherer Art als der gottgeliebte David, als Salomo in aller seiner Weisheit. Er war der Fürst des Friedens, der sanftmüthig und von Herzen demüthig einzog in die Thore der Heiligen Stadt, wie Sacharja ihn gezeichnet. Er war der Knecht Gottes, von dem Jesaias geweissagt: Fürwahr, er trug unsere Krankheit und nahm auf sich unsere Schmerzen. Er erfüllte das Wort des Jeremias: Siehe es wird kommen die Zeit, da ich mit dem Hause Israel einen neuen Bund mache, ich will mein Gesetz in ihr Herz geben und in ihren Sinn schreiben. Durch ihn ist, wie Joel vorausgeschaut: „Der Geist Gottes ausgegossen über alles Fleisch." Das alles ist in ihm und durch ihn erfüllt! Aber es ist doch zugleich vieles abgestreift von dem Goldgrunde des alten Bildes, vom Erdenglanz des jüdischen Messias, vieles hinweggethan, was jene Seher der Vorzeit hoch und heilig hielten, vieles aufgelöst, an welches das Herz des Volkes mit seinen Hoffnungen sich klammerte!

Wie mochte denn der Herr auch auf jene Weissagungen der alten Propheten das Wort anwenden: „Ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen"? Mußte er sich nicht selbst sagen, da er als der Messias vor sein Volk trat: Ich bin ein anderer als der, den die Menge erwartet, ich vermag ihr nicht zu geben, was sie wünscht, und das, was ich ihr bringe, will sie nicht. Ich muß viele Hoffnungen zerstören, denn ich bin nicht allein gekommen zu erfüllen, sondern auch aufzulösen. Und wenn der Herr also im stillen zu sich selbst gesprochen, steht das nicht im Widerspruch mit jenem andern Wort, das er laut vor der Menge geredet? Nimmermehr. Wir wissen ja alle: Ein jeder, der eine alte und ewige Wahrheit verkündet in einer neuen Form, der die Sehnsucht und Weissagung der Vorzeit erfüllt, muß nicht allein zeugen, sondern auch streiten, nicht allein bejahen, sondern auch verneinen, nicht allein schaffen, sondern auch zerstören, nicht allein ein neues Gebäude der Wahrheit aufrichten, sondern auch den Schutt des alten hinwegräumen; er muß, wie es von dem Wiederaufbau des jüdischen Tempels unter Nehemia heißt: „Mit dem Schwert umgürtet sein und bauen." In diesem Sinne ist unser Texteswort zu verstehen. Das heißt soviel als: nur auflösen um zu erfüllen. Er hat aufgelöst und hinweggethan eine ganze untergehende Welt. Aber das war ihm nimmer das Letzte und Höchste. Nur das Mittel, nicht der Zweck. Nur der Weg, nicht das Ziel. Er hat nur aufgelöst, um recht erfüllen zu können. Nur Bahn gebrochen, um freiern Raum zu gewinnen. Nur aufgelöst den todten Buchstaben, damit der in ihm wohnende Geist sich freier entfalte, nur aufgelöst die engen und bindenden Formen, damit das ewige Wesen heller hindurchscheine. Ja, er war, wie alle großen, schaffenden, heilbringenden Menschen, im höchsten Sinne des Wortes, nicht eine zerstörende, sondern eine erhaltende Na-

tur. Denn er wußte wohl, daß alles wahrhaftige Schaffen immer zugleich ein Erhalten ist, ein liebevolles Anknüpfen an die Lebenskeime der Vergangenheit, ein Zurückgehen bis auf den ewigen Grund der Dinge, aus welchem die Wahrheit wie neugeboren hervorsteigt. Trösten, heilen und heiligen, schaffen, bauen und neu beleben, nicht zerstören, war sein Werk! Und so soll es auch bei uns sein. Alle, die die Menschheit weiter zu führen sich berufen glauben, sei es im kleinen oder im großen, an dem Alten zu rütteln und abzubrechen, was die Vorzeit geschaffen, haben nur dann ein Recht und einen göttlichen Auftrag dazu, wenn sie zugleich zu schaffen und zu vollenden wissen, wenn sie dem richtenden Worte das heilende und auferbauende, der zerstörenden That die Leben bringende, Gemeinschaft stiftende zur Seite stellen. Dann erfüllen sie, ähnlich wie Christus es gethan, dann heben sie die ewige Wahrheit, welche das vergangene Geschlecht nur dunkel schaute, empor aus den tiefen Gründen, dann befreien sie den Geist, der gehalten wurde im engen Buchstaben, aus seinem Gefängniß. Dann ist auch ihr Auflösen nicht ein Zerstören, sondern Vollenden, dann heilen sie die Wunden der Menschheit und befreien die Gefangenen und trösten die Trostbedürftigen.

Oh! meine Freunde, wie oft habe ich mir, von Anbeginn meines Wirkens unter euch, bis heute und mit immer lauterer Mahnung das Wort zugerufen: Nicht auflösen, sondern erfüllen! Nicht niederreißen, sondern bauen. Nicht die Wahrheit verhüllen und verschweigen, nicht absichtlich dunkel und zweideutig reden, — oh! ich vermag es überhaupt nicht, und wie vermöchte ich es an dieser Stelle; — aber auch nicht kalt und lieblos zerstören, das, was andern noch ein unverletzliches Heiligthum ist! Nein! Nur auflösen, um zu erfüllen, nur abstreifen das, was abgestorben ist, um dem, was wahrhaftiges Leben hat,

Raum zu geben, zu wachsen, Gestalt zu gewinnen und sich zu vollenden!

Aber, nicht von der Vergangenheit allein gilt dieses Wort: Nicht auflösen, sondern erfüllen. Auch von der Gegenwart, von der ganzen Wirklichkeit um uns her, von allen natürlichen Dingen dieser Welt, von allen sittlichen Lebensordnungen, die nicht aufgelöst werden sollen, sondern erfüllt von dem Geiste Christi, von seiner Liebe, seinem Lichte! So hat denn Christus nicht allein erfüllt, was vor ihm war, er erfüllt noch immer was nach ihm geworden. Der Geist, den er uns hinterlassen, zerstört nicht, sondern baut, löst nicht auf, sondern bindet immer fester mit unauflöslichen Banden. Das, was überall aufgelöst und überwunden werden soll, ist allein die Sünde und der Tod, das Gift der Selbstsucht, des Hasses und Neides, mit dem das Leben durchtränkt ist, der Leidenschaft, die alles entweiht und verbittert und auch das Natürlichste und Einfachste verdirbt und zum Tode führt. Aber, das Christenthum selbst ist nichts Unnatürliches oder Uebernatürliches, es will die Welt nicht zerstören, sondern durchdringen, nicht fliehen, sondern heiligen, es schließt sich liebevoll an alle natürlichen Lebensverhältnisse, geht ein in alle Schranken der Zeit und der Endlichkeit, weihet alle sittlichen Ordnungen der Völker, befestigt alle Verbindungen der Menschen untereinander und erfüllt sie mit seinem stillen, friedevollen Geiste zu dauerndem Bestehen.

Ist es nicht also mit unserm Leben im Hause, mit dem Heiligthum unserer Familie? Wird unsere Liebe nicht dann erst zur rechten, festen, bindenden Treue, wenn sie durch die heilige Liebe Christi geweiht ist? Ist es möglich, wenn wir in dieser Liebe stehen und wachen und kämpfen, daß sich das Band wieder auflöst, das am Altar geschlungen? Oder fühlen wir nicht, wie das Wort immer mehr sich erfüllt: „Die Beiden sollen

hinfort nicht zwei sein, sondern Eins", wie all unser Denken und Wollen, unser Lieben und Hoffen in Eins sich bildet, und wissen wir denn nicht mit unverbrüchlicher Gewißheit, daß diese Gemeinschaft unlösbar ist, daß auch der Tod sie nicht zu scheiden vermag?

Nicht auflösen, sondern erfüllen, das erfahren wir täglich in dem nächsten Kreise derer, die uns anbefohlen, oder denen wir durch Freundschaft verbunden sind. Der Geist Christi ist ein Geist der Treue, des Friedens und der Versöhnung. Das, was wir einmal ergriffen, lassen wir nimmer, was unsern Herzen einmal theuer geworden, gehört mit zu ihm und kann nicht wieder hinweggeweht werden vom Sturm wechselnder Schicksale, oder getrennt durch des Raumes Fernen. Das vielmehr, was sich lösen will, verbinden wir wieder, was absterben will, erfüllen wir mit neuem Leben, und also bleibt reich und voll der grünende Kranz treuer Genossen!

Ist es doch ein wichtiges und unterscheidendes Zeichen der Menschen, ob sie in dem Kreise, dahin Gott sie gestellt, zerstören oder vereinen! Wie viele gibt es, die, ohne es zu wissen und zu wollen, auflösen alles um sich her, zerreißen das Band des Vertrauens, trennen das, was durch Gewöhnung und Aehnlichkeit sich zusammengefügt, welche Neid und Misgunst säen, des Ehrgeizes Leidenschaft aufrufen und Parteiungen heraufbeschwören, die unheilvoll den Frieden eines ganzen Lebens zerstören! Und wieder, gibt es nicht solche, deren ganzes Wirken eine Erfüllung jenes apostolischen Wortes ist: „Seid fleißig zu halten die Einigkeit im Geiste durch das Band des Friedens." Die ein solches Friedensband schlingen, nicht blos um den engsten Kreis der Angehörigen, sondern um alle, die, von ihrem sanften Geiste berührt, mit hineingezogen werden in ihre Lebensgemeinschaft. Die dastehen, wie ein reicher, fruchtbeladener Baum, der

gepflanzet an den Wasserbächen, deren Hand auch das, was abgestorben ist, auf den Acker streut, um ihn von neuem fruchtbar zu machen, und deren stilles menschenfreundliches Wirken nichts ist als säen, pflanzen und bauen? Sie sind die rechten Jünger des Herrn, denn sie machen jenes Wort zur Wahrheit: Nicht auflösen, sondern erfüllen. Ist doch seine Bedeutung ganz ebenso weit und groß, wie die jenes apostolischen: „Alles ist euer.“ Heißt es doch soviel als: Alles, außer der Sünde, alles sinnliche und geistige Leben, Dinge und Menschen, Schicksale und eigene Thaten, Hohes und Niederes, Ewiges und Zeitliches, Leben und Sterben, alles ist euer, alles kann und soll befruchtet werden von euerm Geiste, erfüllt von euerer Liebe, belebt von euerer Kraft, nichts ist zu klein, nichts werth, daß es hinweggeworfen werde, denn das Aeußere ist ein Abbild des Innern, das Sinnliche ein Träger des Geistes! Auch das Kleinste ist ein Stein in dem Bau des großen Reiches, ein Fruchtkeim, welcher der Erfüllung und Vollendung entgegenreift.

Und so hat denn jenes tiefsinnige Wort von Christo: „Er kam, da die Zeit erfüllet war“, nicht allein die Bedeutung, daß er erfüllte, was die ganze Vergangenheit ersehnt und geahnt, auch die, daß er mit seinem Geiste alle nachkommenden Zeiten erfüllt, alle Sehnsucht stillt, alle Herzen tröstet und bei uns bleibt bis an das Ende der Tage! Amen.

19.

Die Unmündigen.

Text: Matth. 11, 20—25.

Da fing er an die Städte zu schelten, in welchen am meisten seiner Thaten geschehen waren, und hatten sich doch nicht gebessert. Wehe dir Chorazin! wehe dir Bethsaida! Wären solche Thaten zu Thrus und Sidon geschehen, als bei euch geschehen sind, sie hätten vor Zeiten im Sack und in der Asche Buße gethan. Doch ich sage euch: Es wird Thro und Sidon erträglicher ergehen am Jüngsten Gericht, denn euch. Und du Kapernaum, die du bist erhoben bis an den Himmel, du wirst bis in die Hölle hinuntergestoßen werden. Denn so zu Sodom die Thaten geschehen wären, die bei dir geschehen sind, sie stände noch heutigentages. Doch ich sage euch: Es wird der Sodomer Land erträglicher ergehen am Jüngsten Gericht, denn dir. Zu derselbigen Zeit antwortete Jesus und sprach: Ich preise dich, Vater und Herr Himmels und der Erde, daß du solches den Weisen und Klugen verborgen hast, und hast es den Unmündigen geoffenbaret.

Welch wunderbarer und rascher Uebergang von der Trauer des Herrn zur Freude, von seinem Weherufe über die Städte Chorazin, Bethsaida und Kapernaum zum Preise des himm-

lischen Vaters, zum Danke für die Offenbarung, welche den Unmündigen geworden!

Sie sind es, die die gesunkene Hoffnung wieder aufrichten. Diese kleine Gemeinde der Kleinen! Dieser glimmende Funke, an dem des Evangeliums Flammen sich entzünden sollen! Den Unmündigen ist es offenbart, den Klugen und Weisen verborgen!

Den Klugen und Weisen! Täuschen wir uns nicht über die Zahl und Bedeutung derer, welche also genannt werden. Es sind nicht die Klugen allein, in jenem niedrigen Sinne des Wortes, die Weltklugen, die Sinnenmenschen, es sind auch die Weisen, das heißt diejenigen, welche nach tieferer Wahrheit forschen, um geistige und göttliche Dinge sich kümmern, die in Wissenschaft und Bildung voranleuchten und auf den Wegen der Erkenntniß die Menge führen. Auch ihnen ist das göttliche Geheimniß verborgen! Auch über sie wird jenes Wehe gerufen! Ihre Weisheit ist zur Thorheit geworden! Also stehen, nach den Worten des Heilandes selbst, göttliche Wahrheit und menschliche Weisheit in offener Feindschaft, in einem großen, fast scheint es, unlösbaren Gegensatze! Ganz ähnlich wie der Apostel Paulus im Korinther-Briefe diesen Gegensatz beschreibt in den Worten: „Wo sind die Klugen? Wo sind die Schriftgelehrten? Wo sind die Weltweisen? Hat nicht Gott die Weisheit dieser Welt zur Thorheit gemacht? Wir aber predigen den gekreuzigten Christum, den Juden ein Aergerniß, den Griechen eine Thorheit!

Wir fühlen es wohl, es ist eine tiefe Wahrheit ausgesprochen in diesen Worten: die Weisheit der Menschen ist zur Thorheit vor Gott geworden, und wir sprechen mit dem Apostel: „ich aber schäme mich des Evangeliums nicht“, und doch möchten wir wieder verbinden, was hier auseinandergerissen,

versöhnen, was hier feindlich gegenübersteht, denn wir vermögen nicht auszuhalten in diesem harten Widerspruche und verlangen nach Frieden zwischen Gott und Menschen, zwischen dem was wahr ist im Himmel und auf Erden.

So laßt uns denn zuerst fragen: welche ist die falsche Weisheit, die eine Thorheit vor Gott, von der wir umkehren, sodann: welche ist die rechte Unmündigkeit, die eine Weisheit vor Gott und mit der wir anfangen sollen, und endlich: welche ist die wahrhaftige Weisheit, die eine Weisheit vor Menschen und vor Gott, und zu der wir emporstreben sollen? Es gilt also für unsere Erkenntniß eine Umkehr, einen neuen Anfang, ein höchstes Ziel.

Die falsche, verkehrte Weisheit ist es, die der Herr wie der Apostel Paulus meint. Wie könnten sie sonst also von ihr reden? Wie die menschliche Vernunft selbst, das Höchste was uns Gott gegeben, das unendliche Streben nach Erkenntniß, das er selbst in unsere Seele gelegt, also richten und verdammen? Nein! das Streben nach Wahrheit und Weisheit, das Forschen und Denken stammt aus Gott; er selbst ist es, der uns fort und fort treibt weiter zu dringen, von einer Klarheit zur andern, der uns sein eigenes Wesen nicht verborgen hat; wie es in jenem Worte ausgesprochen ist: „der Geist erforschet alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit!“ So ist denn die wahrhaftige, menschliche Weisheit, die wir mit diesem Geiste erfassen, nicht eine Thorheit vor Gott; sie ist vielmehr dem tiefsten Grunde und dem höchsten Ziele nach Eins mit der göttlichen Weisheit, wenn auch das Licht von oben nur in einen dunkeln Spiegel fällt, wenn wir auch hier noch nicht schauen von Angesicht zu Angesicht und unser Wissen nur Stückwerk ist, unser Reden nur Lallen.

Die falsche, die entartete Weisheit ist es, die der Herr wie der Apostel Paulus meint und als Thorheit bezeichnet. Es ist vor allem die Weisheit der Juden, der Schriftgelehrten und Gesetzesdeutler! Die über allen todten Satzungen den Sinn für das Leben verloren, die über allem Buchstabenvergöttern den Geist getödtet, die über allen äußern Werken das innerste und heiligste Werk der Liebe versäumt. Die des Herrn Feinde waren von Anbeginn, die ihn als Sabbatsschänder, als Aufrührer, als Gotteslästerer verfolgten bis zum Kreuze. Die Weisheit dieser Schriftgelehrten ist zur Thorheit geworden. Ihre Gesetzeskenntniß ist eitel Unverstand! Ihre prunkenden Werke sind nur ein heuchlerisches Prahlen!

Es ist aber außerdem die Weisheit der Griechen, wie sie der Apostel Paulus vor allem unter den Korinthern, Athenern und Ephesern und ihren Philosophen und Rednerschulen kennen gelernt. Diese glatte, herzlose und charakterlose Weisheit! Diese eitle Redekunst mit ihren glänzenden Formen und ihrem leeren Wesen! Ohne Kraft, ohne Ernst, ohne Glauben, ohne Liebe. Eine Weisheit voll kalten Zweifelns und doch wieder mit dem finstersten Aberglauben im Bunde, voll Unnatur und doch wieder zurücksinkend in die dunkeln Naturgewalten, voll von Genußsucht und doch ohne Freude und ohne Friede!

So war es zu den Zeiten Christi!

Die Weisen in den Schulen Griechenlands vermochten nicht mehr den rollenden Stein der sittlichen Auflösung aufzuhalten, den in Genuß versunkenen Geist aufzurichten, die Sehnsucht zu stillen, das Herz mit Liebe zu erfüllen. Sie vermochten nicht den Tod und das Todesbangen zu überwinden. Das Ende war Zweifel, Jammer, Verzweiflung!

Aber kehren denn diese Verirrungen nicht wieder? Bläht sich diese falsche Weisheit nicht immer noch auf? Schauen wir

nicht die Misgestaltungen jener Tage wieder im Lichte der Gegenwart? Blickt nur um euch her! Die Weisheit der jüdischen Schriftgelehrten und Buchstabenvergötterer, wir erkennen sie wieder inmitten der christlichen Kirche! Auch hier sehen wir die Gesetzesmenschen, die harten, lieblosen Eiferer, die den Buchstaben der Schrift vergöttern und den Geist tödten, die Satzungen auf Satzungen häufen und an dunkle und künstliche Lehren, welche kein lebendiger Mensch der Gegenwart mehr sich aneignen kann, das Heil der Seele knüpfen, und die doch die heilige aus Gott geborene Wahrheit nie erkannt und nie geliebt, an denen das beseligende Kindesevangelium des Herrn vorübergegangen, die bei aller Schriftgelehrsamkeit und Glaubensstrenge doch Thoren geblieben, Blinde, die das Licht der Sonne nicht schauen.

Und wieder blicket um euch und neben euch! Ist nicht auch die Weisheit der Griechen mit ihrem eiteln Redeprunk, mit dem verführerischen Glanz der Sprache, mit all dem kalten Zweifel und der Verachtung gegen die unsichtbare Welt des Geistes wiedererstanden in unsern Tagen? Ja! wir sehen sie einander gegenüberstehen, die, welche den Geist in Buchstaben und Formeln ertödten, und die, welche gar nicht an ihn glauben; die rechtgläubigen, alle tiefere und freie Wissenschaft verdammenden Buchstabenmenschen auf der einen Seite und die Gottes- und Geistesleugner auf der andern, die wie einst die Korinther auch die Unsterblichkeit der Seele bestreiten, die Anbeter der Materie, die kalten und gewissenlosen Weltmenschen, deren Lebensziel noch heute gröberer oder feinerer Genuß ist, deren höchste Weisheit noch heute: „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt.“ Und warum sollten sie auch nach Höherm ringen, warum arbeiten und opfern und entsagen? Haben sie doch ihr bestes Selbst, die unsterbliche Seele, als

einen alten Aberglauben von sich geworfen und sind freiwillig bis auf die Stufe des Thieres herabgestiegen! Sie haben den Glauben an den lebendigen Gott und an seine gerechte und weise Weltregierung hingegeben für ihre oberflächliche Weisheit, und all die Heiligthümer des Lebens, alles was uns tröstet und beseligt und hinweghebt über den eilenden Augenblick und den Sinnenkitzel, das Gefühl der sittlichen Freiheit und Zurechnung, des ewigen und nicht erlöschenden Seins verschleudert und verrathen! Manche von uns haben es an sich selbst erfahren, wie leer und öde, wie kalt und trostlos diese Weisheit! Wir hielten sie für ein königliches Mahl, an deren Tafeln wir schwelgen könnten, und wir hungerten und dürsteten wie die ärmsten Bettler nach dem Lebensbrote, nach einem Trunk frischen Wassers. Und was war es, das uns umkehren ließ von diesen durchlöcherten Brunnen? Es war das unzerstörbare Verlangen nach lebendiger, Leben und Liebe weckender Wahrheit! Es war der Ruf in unserm Innern: Hinweg von den Träbern! Hinweg von diesen leeren Phrasen und todten Formeln! Es war das Gefühl der verlorenen Kindheit und Unschuld! Es war die Sehnsucht nach der ewigen Vaterliebe! Wir begehrten nach solcher Wahrheit, die nicht allein unsern Verstand zu befriedigen, die auch unser Herz zu trösten und unsern Willen zu beleben vermöchte. Die ihren Widerhall fände in unserm tiefsten Gewissen. Die nicht künstlich und verworren, sondern klar wie das Tageslicht und einfach wie ein Kindeswort! Oh! daß wir wieder mit dem Kindesauge sehen könnten, so sprachen wir, und mit dem Kindesgemüthe lieben und vertrauen! Daß das vertrocknete Herz wieder frisch und lebendig schlagen könnte, der satte Geist wieder sich freuen und hoffen lernte!

Wohlan denn, so lasset uns umkehren von diesen Wegen

der falschen Wissenschaft! Umkehren nicht von den Wegen des Erkennens und des Forschens, um uns einem blinden Glauben an den überlieferten Buchstaben zu unterwerfen, oh! wie vermöchten wir das, ohne uns der herrlichsten Güter und Kräfte, die Gott tief in unsern Geist gesenkt, zu berauben, ohne uns selbst zu zerstören im Mark unsers Lebens! Aber umkehren von dem oberflächlichen Schein der Dinge, von der eiteln Tagesweisheit, und einkehren mit ganzem heiligen Ernste in die Tiefen unsers Innern und den Gott der Wahrheit, der hier seine Stätte aufgeschlagen, fragen: was ist Wahrheit? Nicht schimmernde, wechselnde Tagesweisheit, nein! ewige, erquickende, lebensfrische Wahrheit. Was hast du mir mitgegeben, ewiger Vater, für dies harte Leben zum Trost und zum Halt? Worauf soll ich mich stützen und stellen? Was soll mir bleiben, wenn die nagenden Zweifel wie Wogen das schwankende Schifflein überschütten, und mir selbst bis an das Herz hinanschlagen? Die Antwort auf diese Frage ist jener Ausspruch des Herrn: So ihr nicht werdet wie die Kindlein, könnt ihr nicht in das Himmelreich, in das Reich der Wahrheit kommen. Oder wie es in unserm Texte heißt: „Ich preise dich Vater, daß du solches den Weisen und Klugen verborgen hast, und hast es den Unmündigen offenbaret.“

Und was versteht er unter den Unmündigen? Die rechten Kinder, das heißt die Gotteskinder. Diejenigen, welche die Kindesempfänglichkeit, das Kindesvertrauen und die Kindesseligkeit noch in ihrem Herzen tragen und wenn sie auch verloren schien und versunken war, wie einen vergrabenen Schatz wieder ausgraben und aus dem Dunkel hervorziehen an der Sonne Licht. Ja! wir alle sollen und können in diesem Sinne wieder Kinder werden. Aus alten und kalten, aus überklugen und abgestorbenen Menschen, frische, fröhliche, hoffnungsreiche Kinder!

Und vor allem thut noth, der offene, empfängliche Sinn. Die Unmündigen preiset der Herr! Das sind diejenigen, welche nicht viele und schöne Worte machen und sich selbst nur hören und von Weisheit überströmen, sondern zuhören und still aufmerken und lernen und sinnend alle Worte, die aus Gott stammen, im Geiste bewegen. Solche waren die ersten Jünger, Johannes, der an des Herrn Brust lag, die Maria von Bethanien, die zu seinen Füßen saß, und die Mutter Maria. Das gilt auch uns! Nicht selbstgefällige Weisheit plappern, nein! still aufmerken auf jede Offenbarung Gottes in der Natur, wie im Menschenleben, auf jedes Wort, das aus den Tiefen des Geistes geredet wird, woher es auch kommen möge, auf jede Bezeugung der Liebe, die an unser Herz dringt und Gegenliebe weckt. Auf dies stille Aufmerken und treue Bewahren im Gewissen kommt es überall im Leben an. Nicht den vielgewandten Redekünstlern, nein! den anspruchslosen und treuen Gemüthern, nicht den selbstgefälligen Weisen, nein! den demüthig Schweigenden, den Unmündigen ist das Himmelreich, das heißt die Wahrheit, welche allein diesen Namen verdient, verheißen. Aber, außer diesem empfänglichen Kindessinn thut noth: Kindesliebe, Kindesvertrauen. Jede tiefere Wahrheit wird nicht äußerlich erlernt, sondern im Innern erfahren. Sie erschließt sich nur dem, der sich ihr ganz und in Liebe hingibt. Viel Aeußerliches können wir erlernen und wissen ohne sie, mit starkem Gedächtniß, mit scharfem Verstande, alles Einzelne, alles was geschaut und gewogen und berechnet werden kann, aber das Wissen, welches höher steht als alles andere, welches sich über diese kleinen, endlichen Dinge zu Gott erheb t und die Welt selbst im Lichte Gottes, als eine göttliche Ordnung und Offenbarung seiner Liebe schaut, welches allein Kraft, Friede und Seligkeit gibt, kann nur gewonnen werden durch

hingebende Liebe. Und darum ist es so oft den Weisen verborgen und den Einsichtigen verschlossen. Denn das Geheimniß der ewigen Liebe ist nur der Liebe offenbar.

Hat nicht die Geschichte der christlichen Kirche diesen Beweis geführt? Ist es nicht wie ein unbegreifliches Wunder, wie ein Räthsel in der Weltgeschichte, daß Jesus von Nazareth, daß die hülflosen, trauernden Frauen, die unmündigen Fischer von Galiläa die Welt überwunden? Daß alle Weisheit und Kunst der Griechen, wie sie damals aufgehäuft war und fortlebte in zahllosen Schulen und unvergänglichen Denkmälern, daß alle Pracht und Herrschaft des welterobernden Rom, aller Scharfsinn und Schriftgelehrsamkeit des jüdischen Volks untergehen sollte und sich beugen vor dem Nazarener, vor der einfachen Predigt des Kreuzes! Daß das Wort des Paulus vollkommen und buchstäblich erfüllt werden sollte: „Gott hat die Weisheit dieser Welt zur Thorheit gemacht! Wir aber predigen den gekreuzigten Christum, den Juden ein Aergerniß, den Griechen eine Thorheit.“ Wie lösen wir dies Räthsel der Weltgeschichte? Wie begreifen wir den Sieg des blutigen, schmachumwundenen Kreuzes über das Scepter Roms, über die Tempel und Hallen Griechenlands? Wir nehmen nicht Wunder und übernatürliche Offenbarungen, auch nicht die Gottmenschheit Christi zu Hülfe, wir sagen: das Höchste, die alles andere überwindende Weisheit ist das Geheimniß der ewigen Liebe! Der Liebe, von der die ganze Welt erfüllt ist, die jedes Kind begreifen kann, die auch der Blödeste sich zuzueignen vermag und zu der nach langen Umwegen und Verirrungen auch die kunstvollste Weisheit zurückkehren muß. Wie ein tiefer Denker das Wort gesprochen: „Die oberflächliche Weisheit führt ab von Gott, tiefer geschöpft führt sie zurück zu ihm.“

So sprechen wir noch heute: „Wir aber schämen uns des Evangeliums nicht, wir predigen den gekreuzigten Christus, den Juden ein Aergerniß, den Heiden eine Thorheit!“ Wir wollen und vermögen nichts Höheres zu predigen, nichts Höheres zu erkennen, als diese ewige Liebe Gottes, die die Welt erschaffen und geordnet, die sie erhält und trägt, die Vaterliebe, die den verlorenen Sünder zu sich ruft und an sich zieht, und ein Reich der Liebe und Liebesbezeugung gründet unter den Menschen. Und der erste Verkündiger dieser ewigen Liebe, der Herr und das Haupt dieses Reiches, ist der aus dieser Liebe Geborene, dessen ganzes Leben von ihr erfüllt war und der für sie und aus ihr am Kreuze gestorben ist. So ist denn die Predigt vom Kreuze nichts anderes als die Predigt von der unendlichen, sich selbst opfernden, den Tod überwindenden Liebe!

Den Unmündigen ist dies Geheimniß offenbart. Wir begreifen es nun, warum gerade ihnen. Weil dies Liebesevangelium dem Kindesherzen so nahe liegt. Weil diese Wahrheit so einfach, so selbstverständlich ist! Weil die Liebe sich selbst beweist, und gar keines Scharfsinnes, keiner Beredsamkeit, keiner Beweise bedarf. Weil diese Wahrheit, die, als sie zum ersten mal im vollen Lichte der durchbrechenden Sonne wie eine Offenbarung vor die Menschheit trat, einer neuentdeckten Welt glich und als ein neues Gebot hingestellt wurde, doch nichts anderes war als die einige, dem Menschenherzen so nahe und befreundete Wahrheit, als das uralte Gebot der Liebe!

Den Unmündigen ist dies Geheimniß offenbart. Aber ist es denn somit den Weisen verschlossen? Gewiß nicht. Wenn sie nur nach der rechten Weisheit streben. Wenn sie nur auf das Evangelium der Liebe sich gründen. Ich habe es schon

angedeutet, es ist unmöglich und ein beängstigender, trostloser Gedanke, daß alle Weisheit der Menschen, alles Streben und Arbeiten des Erkennens Thorheit vor Gott sei. Alle Wahrheit im Himmel und auf Erden entspringt ja aus Einer Quelle und strömt, wenn auch in vielgetheilten Armen und verschieden nach der Verschiedenheit der Völker und Jahrhunderte, nach dem einen unendlichen Meere der Wahrheit zu. Und steht denn dies einfache Evangelium, welches die Welt überwunden und die Herzen noch immer erfaßt, wirklich im Gegensatz zu der tiefern Wissenschaft der Gegenwart? Ist es so schwer dasselbe in Einklang zu bringen mit den Forderungen der fortschreitenden Zeit? Ich habe diesen Zwiespalt nirgends entdecken können. Ich bin vielmehr der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß die freieste, offenste, gründlichste Wissenschaft, und ohne sie vermögen wir nichts, mit dem echten und innerlichen Glauben im vollsten Einklange steht. Es gibt allerdings einen Glauben, der die freie Forschung zu scheuen hat und ihr ängstlich aus dem Wege geht; aber das ist nicht der christliche, wenn er uns auch in der christlichen Kirche begegnet, es ist vielmehr der jüdische, der Buchstabenglaube der alten und neuen Schriftgelehrten! Es ist nicht der süße Kern des Evangeliums, von dem wir geredet haben, es ist nur die rauhe, jüdische Schale, welche um diesen Kern geschlossen ist. Es ist die Vergötterung der Schrift in allen ihren Einzelheiten und Aeußerlichkeiten; es ist die Wundersucht, die auch vom Judenthum her zu uns herübergekommen, und wie eine Schlingpflanze sich um die Säulen der christlichen Tempel rankt. Es ist jene kleine und engherzige Vorstellung von der Offenbarung des großen Gottes, als ob sie nur auf bestimmte Zeiten und Völker und Personen und Schriften beschränkt sei, während sie doch so weit ist

wie die Welt, und der Geist Gottes wehet, wo er will und nimmer ruht!

Und es gibt ebenso eine Wissenschaft, die mit der Predigt des Kreuzes im Widerspruch steht, aber das ist die wohlfeile, oberflächliche Wissenschaft der Sinne, die nichts anderes kennt, als was mit den Sinnen wahrzunehmen und mit Händen zu greifen ist, und die an der ganzen Geisteswelt, an dieser unendlichen, vielbewegten Welt des Innern wie ein Blinder vorübergeht. Diese Wissenschaft steht, das leugnen wir nicht, im Widerspruch mit dem christlichen Glauben, aber sie steht auch im Widerspruch mit all unserm Denken und Bedürfen, mit dem eigensten Wesen des menschlichen Geistes, mit dem lebendig schlagenden Herzen, dem innersten Gewissen, mit Einem Wort im Widerspruch mit allen geistigen und sittlichen Mächten des Lebens. Wer nicht an den freien, sich selbst bestimmenden, unsterblichen Geist glaubt, wie kann der an die Liebe oder an den aufopfernden Liebestod glauben? Für ihn ist ja auch diese Liebe nur ein heuchlerischer Schein, der die verborgene Selbstsucht bedeckt. Für ihn ist ja die ganze Welt nichts als ein trostloses, ungeheueres Grab, in welches die betrogenen und sich selbst betrügenden Eintagswesen früher oder später hinabsteigen!

Wenden wir uns hinweg von diesem trostlosen Anblick! Von diesen ausgetrockneten Herzen! Zur seligen Weisheit der Kinder Gottes! Sind wir fröhliche, vertrauende **Kinder** geworden, dann werden wir auch starke **Männer**, **Kämpfer** und **Sieger** sein. Dann lernen wir auch mit dieser **innersten Lebens- und Heilswahrheit** alle andere Wahrheit verbinden und um sie als um den ruhenden Mittelpunkt kreisen lassen. Das Christenthum, fassen wir es nur im Geiste Christi selbst, ist so weit und tief, daß es für alle Raum hat und

allen Genüge gibt, es gleicht einem Strome, in welchem der Elefant schwimmt und auch das Lamm noch gehen kann. Es ist für den Blöden wie für den Weisen, für den Unmündigen wie für den Beredten, es ist ja, wie es in unserm Weihnachtsevangelium heißt: die große Freude, die allem Volke widerfahren soll. Amen.

20.

Das rechte Bekenntniß.

Text: Matth. 10, 32—42.

Darum, wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich bekennen or meinem himmlischen Vater. Wer mich aber verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater. Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen sei, Frieden zu senden auf Erden. Ich bin nicht gekommen Frieden zu senden, sondern das Schwert. Denn ich bin gekommen den Menschen zu erregen wider seinen Vater, und die Tochter wider ihre Mutter, und die Schnur wider ihre Schwieger. Und des Menschen Feinde werden seine eigene Hausgenossen sein. Wer Vater oder Mutter mehr liebt, denn mich, der ist meiner nicht werth. Und wer Sohn oder Tochter mehr liebt, denn mich, der ist meiner nicht werth. Und wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und folget mir nach, der ist meiner nicht werth. Wer sein Leben findet, der wird es verlieren; und wer sein Leben verlieret um meinetwillen, der wird es finden. Wer euch aufnimmt, der nimmt mich auf; und wer mich aufnimmt, der nimmt den auf, der mich gesandt hat. Wer einen Propheten aufnimmt in eines Propheten Namen, der wird eines Propheten Lohn empfangen. Wer einen Gerechten aufnimmt in eines Gerechten Namen, der wird eines Gerechten Lohn empfangen. Und wer dieser Geringsten einen nur mit einem Becher kalten Wassers tränket, in eines Jüngers Namen; wahrlich, ich sage euch, es wird ihm nicht unbelohnet bleiben.

Das zehnte Kapitel des Matthäus, dessen Schlußworte wir unserer heutigen Betrachtung zu Grunde legen, enthält die

Rede Christi an seine Jünger sogleich nach ihrer Erwählung, die feierliche Einweihung in ihren apostolischen Beruf. Wurde dies Wort des Herrn an sie gerichtet bei ihrem ersten Predigtgange durch die Städte Israels oder ist es ein prophetischer Blick auf die großen Aufgaben und dunkeln Schicksale, die Verfolgungen, welche nicht diesen Jüngern allein, sondern allen, die zu Trägern des Evangeliums erwählt, bevorstehen? Gewiß gilt dies Wort nicht jenen Jüngern und Zeiten allein, sondern uns allen, und soll uns alle begleiten bei unserm Predigtgange durch die Welt, bei unserm Bekenntniß des Herrn.

Mit wunderbarer Klarheit schaut er in die Jahrhunderte hinein! Alle die Zerstörungen, die Auflösungen der Alten Welt, die Zwietracht im engsten Kreise, im Heiligthum des Hauses, die Verfolgungen von den Mächtigen der Erde, die blutigen Zeugnisse der treuen Bekenner, dies ganze Märtyrerthum der ersten christlichen Kirche steht mit voller Anschaulichkeit vor seiner Seele!

„Siehe, ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe", das ist die erste und mächtigste Empfindung bei der Aussendung der Seinen. Er weiß es wohl, der Jünger ist nicht über dem Meister, was diesem geschieht ist auch ihnen nicht erspart, und wie er selbst gehaßt und verfolgt und zum Tode geführt wird, also sollen auch sie gehaßt und verfolgt und dem Tode überantwortet werden; ein Bruder von dem andern, ein Vater von dem eigenen Kinde, das sich wider ihn empört und ihn anklagt zum Tode.

Und allen diesen Schrecknissen gegenüber hat er das ermuthigende Wort: Fürchtet euch nicht. „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten und die Seele nicht mögen tödten." Und das tröstende: „Sorget nicht. Sorget nicht, wie oder was ihr reden sollt. Denn ihr seid es nicht, die da reden,

sondern euers Vaters Geist ist es, der zu euch und durch euch redet." Und das mahnende: „Bleibet treu im Bekenntniß. Denn wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich bekennen vor meinem himmlischen Vater. Wer mich aber verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater."

Von diesem treuen Bekenntniß will ich heute zu euch reden, und die beiden Fragen beantworten: Was heißt bekennen? Wie bewährt sich dies Bekenntniß?

Bekennen — das ist wol mehr noch als glauben und erkennen, — es setzt ja diese beiden schon voraus. Denn das, was wir geglaubt und erkannt, sollen wir auch laut und öffentlich bekennen vor den Menschen. Und das Bekennen und die Bekenntnisse sind es ja, die vornehmlich in unsern Tagen so hoch gestellt und so besonders betont werden, nach denen sich viele selbst nennen und von andern gepriesen werden als die Bekenntnißtreuen. Sie sind ja nach dem eigenen Urtheil allein die rechten Jünger, die immer Bereiten öffentlich hinzutreten und Zeugniß abzulegen gegen den Unglauben und gegen alle, welche sich erkühnen von den Grundlagen der alten Bekenntnisse auch nur um eines Haares Breite abzuweichen.

Ihr wißt es wohl, diese Bekenntnißmänner sind es nicht, die ich euch als christliche Vorbilder preise. In diesem Sinne habe ich nie das Bekenntniß von euch gefordert, und in diesem hat es auch der Herr selbst nicht gemeint. Wohl hat er Petrum, der auf seine Frage: Wer sagt denn ihr, daß ich sei? antwortete: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes", wegen dieses Bekenntnisses gepriesen und zu ihm gesprochen: „Selig bist du, Simon Jonas, denn Fleisch und Blut hat dir das nicht offenbaret, sondern mein Vater im Himmel, und ich sage dir, daß du bist Petrus und auf diesen Fels will

ich meine Gemeinde bauen und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältige"; aber er hat doch auch wieder das andere Wort gesprochen: „Nicht alle, die da Herr, Herr sagen, werden in das Himmelreich kommen, sondern die, welche den Willen thun meines himmlischen Vaters." So muß es doch wol ein Bekenntniß geben, welches nicht in das Himmelreich führt, und Bekenntnißmänner, zu denen der Herr einst sprechen wird: Weichet alle von mir, ihr Uebelthäter, denn ich habe euch nie erkannt.

Und welches ist denn das rechte Bekenntniß? Merket wohl, es heißt in unserm Texte: Wer mich bekennt vor den Menschen. Es ist das Bekenntniß zu ihm, dem Erlöser. Der die Menschheit erlöst und die verlorenen Kinder zu ihrem ewigen Vater zurückführt, der auch dich, mein Bruder, und mich erlöst mit seiner unendlichen Liebe, der für dich und für mich, für uns alle gezeugt hat von der Wahrheit, die Gott ihm in die Seele gelegt, der für uns den Kelch des Leidens getrunken und in den bittersten schmachvollsten Tod hinabgestiegen ist. Es ist das Bekenntniß zu ihm, unserm Bruder, dem Menschensohn, wie er sich selbst genannt, unserm treuesten Seelenfreund, der unser höchstes und heiligstes Vorbild in allen stillen und schweren Stunden, zu ihm, unserm Heiland und Retter, zu dem wir aufschauen und der zu uns spricht: auch ich habe dich berufen und gesucht, auch für dich habe ich gewacht und gerungen im Garten zu Gethsemane und auf dem Wege nach Golgatha und an des Kreuzes Stamm, auch für dich habe ich den Vater angefleht, daß da, wo ich sei, auch du seiest, daß du bleibest in mir, wie die Rebe am Weinstock. Es ist das Bekenntniß zu ihm als dem einigen Herrn und Meister, das Zeugniß, daß wir uns seines Evangeliums nicht schämen, daß wir ihm angehören mit unserm ganzen Herzen, und trotz aller

Ansprüche der Bildung und Wissenschaft unserer Tage, uns noch heute um ihn scharen und zu ihm sprechen: Herr, du hast Worte des ewigen Lebens. Es ist das Bekenntniß zu ihm, wie es so innig und wahr in jenem Liede ausgesprochen:

Wenn alle untreu werden,
So bleib' ich dir doch treu,
Daß Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgestorben sei.
Für mich umfing dich Leiden,
Sankst du in Todesschmerz,
Drum geb' ich dir mit Freuden,
Auf ewig dieses Herz.

Aber auch auf ihm allein steht dies Bekenntniß. Wer mich bekennt, heißt es in unserm Texte, und kein Wort weiter wird hinzugefügt. So einfach, so natürlich, so praktisch ist dies Bekenntniß! Es enthält nichts anderes als das Zeichen der Liebe, des Vertrauens, der Hingabe an ihn. Nicht harte und unverständliche Lehren über seine göttliche Würde und vorweltliches Dasein, über die himmlische Dreieinigkeit, über Vereinigung zweier grundverschiedener Naturen zu einer Person, wie sie eine spätere Zeit künstlich gebildet, damalige Philosophenweisheit mit dem ursprünglichen und einfachen Evangelium verschmelzend. So herzlich, so kurz ist dies Bekenntniß! Zu ihm, zu seiner Liebe, mit der er uns geliebt! Nicht zu der ganzen Summe von Lehrsätzen, welche die Kirche aufgethürmt, die katholische wie die protestantische in ihren Bekenntnißschriften, welche nicht mehr dem christlichen Leben und seinem Bedürfniß angehören, sondern einer überwuchernden Theologie, welche nicht zum Frieden führen, sondern zum Streit, welche uns nicht selig zu machen

vermögen, wohl aber viel Unseligkeit und Bitterkeit und Unduldsamkeit wie zerstörendes Gift in unsere Herzen träufeln.

„Wer mich bekennt“ — ja, das ist das älteste und unvergängliche Bekenntniß der christlichen Kirche, das über allen Kirchenspaltungen und Confessionen steht! Das ist das Bekenntniß des Petrus, das letzte und höchste, welches er abgelegt, als der Herr ihn fragte und wieder fragte: „Simon Johanna hast du mich lieb?“ nnd er ihm antwortete: „Herr, du weißt alle Dinge, so weißt du auch, daß ich dich liebhabe.“ Das ist das Bekenntniß derer, welche in der ältesten Kirche die Bekenner hießen, das heißt die Blutzeugen, welche feststanden in allen Versuchungen und Verfolgungen, und ihn als ihren Heiland mit Lobgesängen priesen. Von diesen Bekennern spricht er, sie schaut er im Geiste! Und daraus sehen wir deutlich, daß er nicht das Bekenntniß der Lippen, jenes Herr, Herr sagen, sondern allein das des Herzens will. Den Herrn bekennen, d. h. zu ihm stehen, ihn nimmer verleugnen. Das heißt: durch Schmerz und Schmach, durch Gefahr und Tod hindurchgehen mit ihm und für ihn. Zu solchem Bekenntniß gehört ein treues Herz, gehört der ganze Muth der Wahrheit! Oh! wie verschieden sind jene mit Blut getauften Bekenner der ersten Jahrhunderte von unsern Bekenntnißmännern! Sie bekannten ihn, den Herrn, den ewig lebendigen! Diese bekennen eine todte Formel, eine Summe von Lehrsätzen, welche dunkle Jahrhunderte festgestellt, die unserm Geiste und Gemüthe aber seit lange schon unverständlich geworden, und nicht mehr neues Leben zu schaffen vermögen. Jene bekannten mit ihrem warmen Herzen, mit ihrer Liebe! Diese bekennen so oft erfüllt von Lieblosigkeit und Unduldsamkeit gegen ihre Brüder und mit dem Pharisäerblick auf den armen Zöllner, den Ungläubigen, der nicht werth ist, neben

ihnen im Hause des Herrn zu stehen. Jene bekannten unter Schmerzen und Gefahren, unter den Verfolgungen der Mächtigen, der Fürsten dieser Erde; diese bekennen ohne Gefahr und ohne Schmerzen, unter dem Schutze der Mächtigen, ihres Beifalls gewiß, ihres Lohnes und aller Güter, Würden und Auszeichnungen, welche sie über sie auszuschütten vermögen!

Jene Bekenner aber, wie bewähren sie ihr Bekenntniß? Die Antwort ist nicht schwer. Die sich zu ihm bekennen, sollen ihm auch nachfolgen. Das Bekenntniß des Herzens bewährt sich allein durch die That. Ihm treu sein heißt: Für ihn kämpfen, mit ihm leiden, gleich ihm lieben. Und die Sinnbilder dieses Bekenntnisses sind das Schwert, das durch die Seele geht, das Kreuz, dessen Last wir auf uns nehmen, der Becher des kühlenden Wassers, den wir den Dürstenden reichen.

Zuerst das Schwert! „Ihr sollt nicht wähnen", spricht der Herr, „daß ich gekommen sei, Frieden zu senden auf Erden. Ich bin nicht gekommen zu bringen den Frieden, sondern das Schwert." So spricht der Friedensfürst. Der, dessen liebster Segensgruß für die Seinen war: „Friede sei mit euch." Der, dessen Geburt der Engel Chor eingeweiht mit dem Gesang: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden!" „Ich bin nicht gekommen zu bringen den Frieden, sondern das Schwert." — Wie ganz anders lautete des Propheten Verkündigung von dem ewigen Friedensreich: „Da werden sie ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Sicheln machen. Denn es wird kein Volk wider das andere ein Schwert aufheben und werden fortan nicht mehr kriegen lernen"; und an einer andern Stelle, da selbst der äußern Natur des Paradieses Friede verheißen wird in den Worten: „Die Wölfe werden bei den Lämmern wohnen und die Pardel

bei den Böcken liegen." Solchen Frieden, das ist uns allen klar, hat der Herr nicht gebracht. Ihn wollte er nicht bringen. Solcher Friede gehört nicht allein dem Anfange seines Reiches, er gehört überhaupt dieser Erde nicht an, die durch Kampf und Streit hindurchführen soll in die triumphirende Kirche, in das Reich des ewigen Friedens.

Wie aber, ist er denn der Friedens- oder der Kriegsfürst? Sind wir berufen mit dem Friedensölzweig uns zu schmücken, oder sollen wir als ein kriegerisch Geschlecht mit dem Schwert uns umgürten? Ich antworte: durch das Schwert zum Frieden! Der Friede sei das Erste! Er wohne im tiefsten Innern, hier keime und wachse er still und erfülle und beherrsche Herz und Haus. Und der Friede sei das Letzte. Er durchdringe die Welt, er ordne das Leben der Völker und Staaten und versöhne im kleinen wie im großen die widerstreitenden Gewalten! Aber in der Mitte zwischen diesem Anfang und Ziele liegt der Kampf! Und es ist ein weiter Weg, den wir zu wandeln, ein langer, heißer, nicht endender Krieg, den wir zu führen haben. In Waffen sollen wir stehen auf der Warte Christi Tag und Nacht!

Das Schwert ist der Christen Zeichen! Das Schwert, gegen uns selbst gewandt, das durch die Seele zieht in Schmerz und Gewissensangst, in Reue und Buße, zu scheiden Sinnen und Gedanken. Das Schwert der Wahrheit gerichtet gegen die Lüge in uns, gegen den falschen Frieden und die oberflächliche Selbstberuhigung, gegen all die verborgene Fleischessicherheit und Trägheit und Nachgiebigkeit, gegen all die verborgenen Schwächen. Die scharfe Schneide dieses Schwertes sollen wir in uns erfahren. Mit diesem Aufruhr im Innern sollen wir beginnen. Diese tiefste und innerlichste Scheidung und Entscheidung soll aller äußern Scheidung vorangehen! Denn unser Schwert ist

gebrochen, wenn es nicht gegen uns selbst gezückt wurde! Wir haben kein Recht und keine Macht andere zu lehren und ihnen das Gewissen zu schärfen, wenn wir nicht mit uns selbst zuvor in das Gericht gegangen!

Aber mit dieser innersten Scheidung und Entscheidung hängt nothwendig zusammen die äußere Scheidung. Die Scheidung von den falschen Freunden und Genossen, von dem falschen Frieden um uns her, von der Anhänglichkeit an Fleisch und Blut! Gerade diese Scheidung und diesen Streit zwischen den Allernächsten hebt der Herr besonders hervor. „Denn ich bin gekommen den Menschen zu erregen wider seinen Vater und die Tochter wider ihre Mutter und die Schnur wider ihre Schwieger. Und der Menschen Feinde werden seine eigenen Hausgenossen sein. Wer Vater oder Mutter mehr liebet, denn mich, der ist mein nicht werth.“ Also nicht durch die Seele allein, auch durch das Haus und die Familie soll das Schwert hindurchgehen, nicht Sinne und Gedanken allein, auch des Hauses Genossen, Aeltern und Kinder, Bruder und Schwester, sollen geschieden werden durch die Liebe zu Christo!

Wir wissen es wohl, jene Worte zielen zunächst nur auf die ersten Jahrhunderte des Christenthums, auf jene Zeiten des tiefsten und innersten Zwiespalts, der durch die ganze Menschheit ging, da die neue Wahrheit sich Bahn brechen sollte in der Alten Welt, da das Christenthum, mit dem Schwerte angethan, durch diese Welt zog und nicht allein durch die Seelen schnitt, sondern auch durch die Familien und die Völker, und des Hauses stillen Frieden in Krieg wandelte. Der Herr sah all diese Zwietracht, all diese herzzerreißenden Empörungen des Sohnes gegen den Vater, der Tochter gegen die Mutter, all diese schmerzlichen Scheidungen voraus und sprach doch getrosten Muthes: „Ich bin nicht gekommen zu bringen den Frieden,

sondern das Schwert." Aber nun in unsern Tagen, da das Christenthum seit Jahrtausenden den Sieg errungen und die Welt erobert, nicht durch das Schwert Mohammed's, nicht durch das Schwert Karl's des Großen, sondern durch das Schwert des Geistes, und sich friedlich angebaut an den Gestaden dieser Erde, da die Kirche mit ihren Segnungen in die Familien und Häuser eingetreten ist und schon an der Wiege der Neugeborenen den Frieden verheißt, — gilt auch nun noch jenes Wort: „Es wird ein Bruder den andern zum Tode überantworten und der Vater den Sohn"? Oh nein! So furchtbarer Streit ist aufbewahrt den ersten Zeiten einer neuen Geburt. Aber wohl gilt heute noch jenes andere Wort: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, der ist mein nicht werth." Dieser Kampf mit Fleisch und Blut besteht heute noch und soll ohne Aufhören geführt werden. Es kommt die Zeit für einen jeden, da bei aller kindlichen Liebe und Treue zu den Aeltern und Erziehern, die wir nie aufgeben sollen, doch eine höhere und heiligere Liebe das Herz erfüllt, der alles andere sich untergeordnen, der alle Gefühle, die aus Fleisch und Blut, aus Gewohnheit und Anhänglichkeit stammen, sich beugen sollen. Es kommt die Zeit für so manche, da die Wege, die lange zusammengingen, sich scheiden, und da wir nach schmerzlicher, ernster Prüfung auch zu den Liebsten sprechen müssen: „Ich kann nicht weiter mit dir ziehen, ich muß meine eigenen Wege gehen und meinem Herrn allein folgen." So spricht die Liebe zu Christo, die ja nichts anderes ist als die Liebe zu dem Heiligsten, das wir kennen, in welchem die Stimme unsers Gewissens, die Pflicht unsers Berufes, das Ziel unsers Lebens sich verkörpert und Gestalt gewonnen hat, die uns freundlich winket und spricht: „Folge mir nach!"

Und folgen wir ihm nach, so erkennen wir auch das andere

Zeichen, das Kreuz! Das Kreuz ist der Christen Zeichen und das Reich des Herrn ein Kreuzesreich. Und was heißt denn Kreuz? Beides zusammen: Leiden und Schmach! Das war ja die Bedeutung des Kreuzes auf Golgatha, der Verbrechertod. Und das Kreuz Christi, diese höchste Erdenschmach haben die Christen erhöht und zum Zeichen der Ehren gemacht, in welchem sie gesiegt über die heidnische Welt! Dies Kreuz haben sie auf die höchsten Spitzen ihrer Kirchthürme erhoben und auf die Gräber der Ihren gepflanzt, zum Zeichen dafür, daß ihr Weg von der Geburt bis zum Grabe ein Weg des Kreuzes sei! Es ist das Kreuz Christi, das wir auf uns nehmen und ihm nachtragen sollen! Mit all dem Haß und Hohn, der es damals umgab, mit all der himmlischen Liebe und Entsagung, die ihn erfüllte. Wir sollen mit ihm und für ihn und gleich ihm leiden. Mit ihm hindurchgehen durch gute und böse Gerüchte! Mit ihm auch die Schmach erdulden, die seinen Jüngern nimmer fehlt. Nicht allein die Schmach, mit welcher des Pöbels Geschrei ihn bedeckte, auch die der Schriftgelehrten und Hohenpriester, auch die des Pilatus, der höhnend zu ihm sprach: Was ist Wahrheit? Wir sollen dieser Wahrheit folgen, auch wenn die Fürsten und ihre Statthalter sie wegspotten möchten!

Und doch wieder ist es unser Kreuz. Wie es in unserm Texte heißt: Jeder soll sein Kreuz auf sich nehmen. Ein jeder hat seine Last zu tragen. Wir wissen es wohl: ein jeder. Auch der, welcher von der Menge beneidet und als der Glückliche gepriesen wird. So heiter auch das Auge blickt, der Schmerz ist ihm nicht erspart. So reich auch der äußern Güter Menge ihm zuströmt, die Seele darbt doch und dürstet. Und so frisch und blühend der Jugend Kraft, ach nur zu bald ist sie geknickt. Ein jeder hat seine Last zu tragen, und seine Kämpfe durchzukämpfen, und seine Sehnsucht zu stillen, und seine Thränen

zu trocknen. Also hat der Allweise der Menschen Schicksale geordnet. Ungleich oft, nach unserm Maße, vertheilend die Last und die Lust, aber immer beide aneinanderkettend: Weinen und Frohlocken! Denn er hat nicht gewollt, daß unser Leben ein träger und ruhiger Besitz sei, sondern ein Sehnen und Streben, ein Kämpfen und Dulden! Und das fordert er von uns allen, die wir Christi Namen tragen, daß wir dulden lernen, daß wir wol ringen und fragen: „Vater ist's möglich?" aber wenn wir uns hindurchgerungen, schließen mit dem Gebet: „nicht mein, sondern dein Wille geschehe". Daß wir frühe schon lernen den Willen stählen, fest machen das Herz! Daß, wenn auf unsere Schultern eine Last gelegt wird, schwerer, als sie so vielen andern zugedacht, wenn Sterben auf Sterben und Jammer auf Jammer sich häuft, wir doch nicht murren und klagen, sondern stille sind und hoffen und des Wortes gedenken: „Die da still sind und hoffen, die werden stark sein!

Und nun noch Ein Zeichen, noch Eine Bewährung der wahren Bekenner Christi!

„Wer euch aufnimmt", spricht der Herr, „nimmt mich auf, und wer mich aufnimmt, nimmt den auf, der mich gesandt hat." Und am Schlusse: „Wer dieser Geringsten einen mit einem Becher kalten Wassers tränket, wahrlich es wird ihm nicht unbelohnt bleiben." Die Aufnahme des Bruders, der Becher kühlenden Wassers, den wir den Verschmachtenden reichen, was ist es anderes als der Liebe Zeichen? Und sei es auch noch so gering dem äußern Werthe nach, was wir geben, nur kühlendes Wasser, das am Wege fließt, es wird doch gereicht von der Hand der Liebe, es quillt doch aus dem ewigen Borne des lebendigen Wassers und es erhebt die verdurstende Seele zu neuer Kraft! Ihr wißt es ja alle, denn oft habe ich davon zu

euch geredet und doch immer und immer wieder kehret meine Predigt dahin zurück, der Mittelpunkt des Evangeliums, das Herz Christi ist die Liebe! Sie ist, wie der Apostel Paulus sagt, das Band der Vollkommenheit und die reife Frucht des Geistes! Sie ist die volle Garbe des Lebens, eingefahren in die ewigen Scheuern, das untrügliche Erkennungszeichen des wahren Jüngers! „Denn wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle. Und wenn ich meinen Leib brennen ließe und hätte der Liebe nicht, so wäre mir's nichts nütze." Sie hüllet das Schwert noch in Myrten, sie schmücket das Kreuz noch mit Rosen! Sie ist es, die uns den Kampf dieses Lebens leicht macht und uns begleitet von Kreuz zu Kreuz, die uns erhält und wiedergibt was wir betrauern, denn was wir lieben, das ist unser, und was wir bis zum Tode geliebt, das vermag auch der Tod nicht zu rauben!

Also laßt uns den Herrn bekennen! Laßt uns ihn lieben mit unserm ganzen Herzen, daß wir sein eigen sind! Und keine Macht und keine Weisheit der Erde soll uns von seiner Seele reißen! Amen.

21.

Der siegende Glaube.

Text: Matth. 15, 21—28.

Und Jesus ging aus von dannen, und entwich in die Gegend Tyrus und Sidon. Und siehe, ein kananäisches Weib ging aus derselbigen Grenze, und schrie ihm nach, und sprach: Ach Herr, du Sohn David's, erbarme dich meiner; meine Tochter wird vom Teufel übel geplaget. Und er antwortete ihr kein Wort. Da traten zu ihm seine Jünger, baten ihn und sprachen: Laß sie doch von dir, denn sie schreiet uns nach. Er antwortete aber, und sprach: Ich bin nicht gesandt, denn nur zu den verlorenen Schafen von dem Hause Israel. Sie kam aber, und fiel vor ihm nieder, und sprach: Herr, hilf mir. Aber er antwortete, und sprach: Es ist nicht fein, daß man den Kindern ihr Brot nehme, und werfe es vor die Hunde. Sie sprach: Ja, Herr; aber doch essen die Hündlein von den Brosamlein, die von ihres Herren Tische fallen. Da antwortete Jesus, und sprach zu ihr: O Weib, dein Glaube ist groß! dir geschehe, wie du willst. Und ihre Tochter ward gesund zu derselbigen Stunde.

Eine der schönsten Erzählungen des Neuen Testaments ist diese vom kananäischen Weibe. Sie reihet sich in ergreifender, lebensvoller Wahrheit, in geistiger Durchsichtigkeit aller einzelnen

Züge, an die herrlichsten Gleichnisse, die vom verlorenen Sohn, vom barmherzigen Samariter an, und sie ist doch mehr als ein Gleichniß, sie ist wirkliche Geschichte. Am nächsten steht ihr wol jene Erzählung von der Maria von Bethanien und ihrer letzten Salbung des Herrn. Aber es ist hier die überschwengliche, überströmende Liebe, im Angesicht des nahen Todes, die uns so mächtig ergreift, es ist dort der siegende Glaube, die heldenmüthige Bitterin, der nichts widersteht, die das Himmelreich an sich reißt mit Gewalt. In der Maria schauen wir die treue Anhängerin, die den Herrn unwandelbar begleitet hat, seitdem er ihr Herz bezwungen und die unreinen Geister aus ihm ausgetrieben, und die ihn nun zum Tode salben und verherrlichen will; in dem kananäischen Weibe eine Fremde, die ihn zum ersten mal erblickt, eine Heidin, die mit der stürmischen Allgewalt des Glaubens sich an ihn drängt und sein Herz bezwingt.

Ein kananäisches Weib ist es, die diesen Sieg erringt! Das Vorbild des andrängenden, siegenden Glaubens für alle Zeiten!

Wir sehen in dem Anfang unsers Kapitels, der dem eben verlesenen Text vorangeht, wie sich dem Herrn die jüdische Welt wenigstens in ihren Häuptern und Führern immer mehr verschließt. Er hat den Schriftgelehrten und Pharisäern Aergerniß gegeben durch seine und seiner Jünger freie Haltung gegenüber den jüdischen Satzungen; sie werfen ihm des Gesetzes Bruch vor, er ihnen Lüge und Unreinigkeit ihres Innern. So beginnt schon jetzt der Kampf auf Tod und Leben, und der Herr zieht sich auf eine Zeit lang entweichend zurück aus Galiläa bis an die Grenzen der Heidenwelt, aus dieser Stickluft jüdischer Verfolgungssucht an die frischen Seegestade von Tyrus und

Sidon. Da, an diesen Grenzen des Judenthums, tritt ihm eine Kananiterin, eine von den alten heidnischen Stämmen des Landes, die seit dem Eindringen der Juden bis in den Norden Phöniziens zurückgetrieben, in den Weg. Die Kunde von ihm, von seinen Heilwundern, ist bis zu ihr gedrungen, — sie weiß sonst nichts von ihm. Sie fleht um Hülfe für ihr armes von Krämpfen geplagtes Kind. Es ist dies die erste und einzige Bittende aus der wirklichen Heidenwelt. Die Samariter waren ja Mischlinge, ihrem Ursprunge wie ihren religiösen Vorstellungen nach; der Hauptmann von Kapernaum, obwol ein Römer, doch mitten unter den Juden lebend, ein Judengenosse, von dem die Jünger selbst dem Herrn berichteten, daß er das jüdische Volk liebhabe und ihm eine Schule gebaut. Hier aber ist es eine Heidin, die dem Herrn nachschreit und seine Hülfe begehrt. Daher seine anfängliche Weigerung. Ja! es war eine wirkliche, ernstlich gemeinte Zurückweisung. Und es ist eine falsche Erklärung, anzunehmen, daß der Herr von Anfang an helfen gewollt und daß seine Weigerung nur eine verstellte gewesen, nur aus dem Streben hervorgegangen, den Glauben des armen Weibes zu prüfen und zu wecken und dann erst die Hülfe zu gewähren. Oh! wir treten dem Herrn wahrlich nicht zu nahe, wir blicken ihm nur recht tief in die barmherzige Seele hinein, wenn wir sagen, dieser Gewährung der Bitte ging ein schwerer Kampf in seinem Herzen voran, sie war eine Inconsequenz, eine schöne, herrliche Inconsequenz, denn sie war der Sieg der Liebe über die starre Regel!

So laßt uns denn heute von dem siegenden Glauben reden, und fragen zuerst: Worüber hat er den Sieg davongetragen? Sodann: Mit welchen Kräften?

Die Antwort auf die erste Frage mag wol bedenklich klin-

gen, wenn wir sagen: der Glaube des kananäischen Weibes hat den Sieg errungen über den Herrn selbst. Und doch scheuen wir uns nicht, also zu reden. Ist es doch des Glaubens Art, alles zu überwinden, was ihm in den Weg tritt. Vermag er doch Berge zu versetzen und Thäler auszufüllen und unendliche Räume zu überschreiten und Zeiten zu überfliegen und Unsichtbares zu schauen, wie sollte er denn nicht auch Herzen bezwingen? Wissen wir doch aus dem Munde Christi und aus jenem Gleichniß von dem ungerechten Richter, der durch der armen Witwe unablässiges Flehen endlich erweicht wird, daß Gottes Vaterherz dem glaubensvollen Gebet nicht Widerstand leistet, sondern es in seine ewigen Weltenordnungen mit eingeschlossen hat! Und was heißt es denn: dies arme Weib hat mit ihrem stürmischen Glauben den Sieg errungen über den Herrn selbst? Nichts anderes als: sein eigen Herz, seine warme Liebe hat den Sieg errungen über die enge und strenge Regel, in die er zu Anfang sich eingeschlossen! Nichts anderes als: ihm sind durch diesen Glauben, der ihm mitten aus der Heidenwelt überwältigend entgegentrat, die Augen geöffnet, also daß er den anfänglichen engen Kreis seines Wirkens, diesen dichten Zaun, der um das jüdische Volk gezogen, kühn durchbrochen, daß er es mit voller Klarheit als Gottes Willen erkannt, nicht nur den Juden ein Retter und Heiland zu sein, auch der verlorenen Heidenwelt die helfende Hand zu reichen, auch ihr nicht nur in ferner Zukunft, sondern jetzt schon Erlösung zu bringen, mit Einem Wort, fortan nicht mehr an die Geburt, nicht an ein Volk, sondern allein an den Glauben das Heil zu binden!

Oh! es lag wol ein gewaltiger innerer Kampf und eine längere Entwickelung zwischen jenem Worte, welches er bei der

ersten Aussendung seiner Jünger sprach: „Gehet nicht auf der Heiden Straße und ziehet nicht in der Samariter Städte, sondern gehet hin zu den verlorenen Schafen aus dem Hause Israel"; und zwischen jenem letzten Worte beim Abschied von dieser Welt: „Darum gehet hin und lehret alle Völker"; und die Marksteine jenes innern Kampfes sind die Erzählungen vom Hauptmann zu Kapernaum und vom kananäischen Weibe! Die in ihrer Glaubenskraft einen unvergeßlichen Eindruck in seiner Seele zurückließen und ihm das Wort abnöthigten: „Wahrlich, solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden."

Aber folgen wir unserer Erzählung in allen einzelnen Zügen. Als das kananäische Weib zuerst dem Herrn nachschreit und ihn anfleht: „Ach Herr, erbarme dich mein", da erbarmt er sich nicht. Der Gnadenquell öffnet sich nicht. Der freundliche, so gern tröstende Mund ist verschlossen. Es heißt: „Und er antwortete ihr kein Wort." Kein Wort der Gewährung, aber auch nicht der Abweisung. Noch kämpft es in seinem Innern. Das Flehen der Mutterliebe schlägt an sein Herz. Es wird ihm so schwer, nicht zu helfen, nicht zu heilen. Und doch will er die Grenze, die er einmal gezogen, nicht überschreiten. Doch glaubt er den Auftrag des himmlischen Vaters so verstehen zu müssen, zuerst dem auserwählten Volke, zuerst den Kindern Gottes das Heil, und dann erst, wenn sie es beharrlich zurückgewiesen, oder wenn sie alle eingegangen in das neue Reich, dann erst den Heiden, die in den Vorhöfen stehen, die Einladung zum Mitgenuß!

„Da traten", heißt es weiter, „zu ihm seine Jünger und baten ihn und sprachen: Mache sie los, denn sie schreit uns nach." „Mache sie los", das ist hier die richtige Uebersetzung des Grundtextes, nicht, wie unser Luther gemeint: „laß sie von

dir", und dieses „mache sie los" soll heißen, befreie sie von ihrem Leid, auf daß sie auch uns befreie, auf daß wir ihres lästigen Schreiens los werden. So wünschen sie denn, daß der Herr helfe, und sie scheinen barmherziger zu sein als er selbst. Und doch ist es nur ein Schein auf beiden Seiten. Sie scheinen barmherzig und sind es nicht, denn sie wünschen nur die Hülfe, damit sie selbst der zudringlichen Bitterin ledig werden! Und der Herr scheint hart, und ist es doch nicht, denn er schweigt, weil ihm das Leid bis in die Seele dringt. Und dann antwortet er ihnen dasselbe, was er ihnen selbst einst anbefohlen: „Ich bin nicht gesandt, denn nur zu den verlorenen Schafen aus dem Hause Israel." Das ist die Eine kämpfende Stimme in seinem Innern! Das ist die Regel, wie er sie bis dahin geübt, und die er für eine Ordnung Gottes gehalten.

Aber das arme Weib hat diese Worte auch gehört. So leicht läßt sich das geängstete Mutterherz nicht abweisen. Sie kommt nun nahe heran, sie stellt sich vor ihn, sie vertritt ihm den Weg mit ihrem Fußfall und redet ihn an, nicht mehr wie zuvor: „Sohn David's" — nein, „Herr", auch mein Herr, auch mein Helfer, hilf mir. Und nun wendet sich der Herr an sie selbst. Er wiederholt, was er den Jüngern gesagt, ja scheinbar noch härter, denn er bezeichnet die Heiden mit jenem verächtlichen Wort, welches die Juden oft auf sie anwandten, und spricht: „Es ist nicht fein, daß man den Kindern ihr Brot nehme und werfe es vor die Hündlein." Das ist die genaue Uebersetzung des griechischen Textes. Der Herr selbst gebraucht schon dies verkleinernde Wort „Hündlein". In Wahrheit, unter dieser scheinbaren Härte birgt sich schon ein freundlicher Sinn. Diese Worte lauten zwar wie „Nein";

aber sie sind kein „Nein“. „Es ist nicht schön“, heißt es, aber sollte nicht im Namen der Barmherzigkeit von dem, was sonst als schön und geziemend gilt, eine Ausnahme gemacht werden? Und dann, in dem verkleinernden Worte „Hündlein“, liegt darin nicht ein freundliches Dulden und Aufnehmen, sind sie nicht solche, welche dem Hause mit angehören und von seinen Bewohnern nicht vergessen werden?

Das fühlt der ahnungsvolle Sinn hindurch. An dies Wörtlein klammert er sich an. Und spricht: „Ja Herr, aber doch essen die Hündlein von den Brosamen, die von ihrer Herren Tisch fallen.“ Und der Herr erkennt sich für überwunden. Er tadelt nicht das Andrängen und Nachschreien und Zufüßenfallen und Nichtablassen. Er lobt es, weil es aus dem Glauben kommt. Er spricht: „O Weib, dein Glaube ist groß, dir geschehe wie du willst.“ Er will sagen, auf diesen Glauben kommt alles an. Auf seine Kraft und Beharrlichkeit will ich meine Kirche bauen. Vor ihm sinkt alles in den Staub! Er überwindet alle Bedenken, ja auch die unumstößlich scheinenden Ordnungen. Denn er stammt aus Gott und dringt bis zu ihm. — Er ist der Sieger im Reiche Gottes. — Darum dies heilige, wunderbare Nachgeben des Herrn!

Und fragen wir nun weiter: In welcher Macht überwindet er also, welche Kräfte faßt dieser Glaube in sich, so gibt unsere Erzählung selbst die deutlichste Antwort!

Vier köstliche Juwelen sind es, die in dem Herzen des kananäischen Weibes glänzen, und die den Anker ihres Glaubens bilden, das ist: heiße Mutterliebe, unüberwindliche Beharrlichkeit, kindliche Demuth, starkes Vertrauen.

Folgen wir auch hier wieder unserm Texte. Es wird uns aus dieser Erzählung recht klar, wie nahe Liebe und Glaube zueinander gehören; wie die eine zum aendua führt, ja! von

Anfang an mit ihm verbunden ist. Ich habe wol oft schon auf diese nahe Verwandtschaft hingewiesen. Es gibt keinen wahren Glauben ohne Liebe, ja der Glaube ist nichts anderes als die sich anlehnende, vertrauende Liebe, als die Liebe des endlichen Geschöpfes zu dem unendlichen Schöpfer und Regierer, als die Liebe des Schwachen und Hülfsbedürftigen zu dem Starken und Allmächtigen! Wie möchten wir glauben ohne zu lieben? Wäre das nicht ein todter und herzloser Glaube, der diesen Namen nicht verdient, der nichts ist als ein äußerliches Annehmen und Fürwahrhalten, wie es auch von den bösen Geistern heißt: „Sie glauben und zittern"? Nein, Glaube im höchsten Sinne ist nichts anderes als: über alle Dinge lieben, ehren und vertrauen. Und ist es denn nur die Liebe zu Gott, welche den Glauben in sich trägt? Stammt nicht jede tiefe, wahrhaftige Liebe aus ihm, ist göttlicher Art und führet hinauf zu ihm? Wißt ihr es nicht aus eigener Erfahrung, wie auch die irdische Liebe, wenn sie nur rechter Art ist, auf tausend wunderbaren Wegen die Herzen lenkt und hinaufführt zu Gott, ihm zu danken, ihm zu vertrauen, zu ihm zu flehen. Lehret uns nicht diese Liebe beten, recht beten, das volle Herz dem, der uns des Lebens Glück gab, ausschütten, daß er es uns auch erhalten möge, und nicht nachlassen, sondern immer wieder bitten: Herr hilf!? Ja! auch die irdische Liebe führt zum Glauben empor, flammet auf zum Gebet! Das lernen wir von dieser heldenmüthigen Beterin! Sie wußte ja so wenig von dem Herrn. Von seinem Liebesevangelium, seinem himmlischen Vater, seinem Reich des ewigen Geistes, der im Geist und in der Wahrheit angebetet sein will! Sie hatte nie das gewaltige Wort von seinen Lippen vernommen, nie die beseligende Rede: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid." Sie wußte nur, daß er hei-

len und helfen könne. Nur die Liebe zu dem todkranken Kinde führte sie auf seinen Weg, beugte ihre Kniee vor ihm. Und wie innig diese Liebe, das zeigt sich in wenigen aber unverkennbaren Zügen. Die Mutter ist ganz Eins mit ihrem Kinde. Sie unterscheidet sich gar nicht von ihm. Der Tochter Leid ist ihr Leid, der Tochter Rettung ihre Rettung. So spricht sie denn zuerst zum Herrn: „erbarme dich mein"; und sodann, da sie vor ihm niederfällt: „Herr, hilf mir." Und diese Liebe ist unüberwindliche Beharrlichkeit! Das leuchtet ja aus jedem Worte dieser kurzen Erzählung hervor. Wir sehen das arme Weib, wie sie sich aufmacht bei der Nachricht von dem Nahen des Wunderthäters, wie sie an die Grenze eilt, dem noch Fernen nachruft und sodann aufhorchend auf das Wort, das er zu seinen Jüngern spricht, in seine Nähe tritt und sich ihm zu Füßen wirft, daß er nicht vorübergehen kann. Aber noch mehr, auch das abweisende Wort entmuthigt sie nicht. Auch aus der scheinbaren Härte hört sie den freundlichen Sinn, auch aus dem „Nein" das „Ja" heraus. Sie läßt sich nicht abweisen und irremachen. Nein! die Liebe gibt ihr auch die Geistesgegenwart und den rechten und klugen Sinn, welchen sie in ihre Antwort legt und durch welchen sie die Abweisung selbst zu ihren Gunsten wendet. Manche Erklärer haben gemeint, in dieser Entgegnung zeige sich griechische Bildung und Weisheit und bestätige sich der Zusatz des Evangelisten Markus, der die Frau eine Griechin nennt; wir aber meinen, auch die Mutterliebe vermöge es, die rechte Geistesgegenwart zu geben und den Weg zum Herzen zu finden. Ist nicht diese rasche und schlagende Antwort des glaubensstarken Weibes wie eine augenblickliche Eingebung der Angst und der Liebe. Das kleinste Fingerlein sucht sie zu fassen. Sie klammert sich an das Wort Hündlein, womit ihr der Herr das Herz verrathen

hat, wie unser Luther sagt: „Sie fähet ihn mit seinen eigenen Worten.“ Etwa so: „Die Hündlein hast du gesagt, nun wohl, die Hündlein sind und bleiben doch unter dem Tisch, sie gehören doch mit zum Hause und lassen sich dies Plätzlein nicht nehmen. Ich weiß es wohl, das Festmahl ist nur für die Kinder Israels bereitet, und einen Raub an dem, was ihnen gehört, begehre ich nicht, aber fallen denn nicht Brosamen des Heils vom Tische und dürfen wir diese Brosamen nicht sammeln?“

Aber — nun noch Eins — zu der Beharrlichkeit und Klugheit kommt die Demuth. Sie ist das Herrlichste in dieser Antwort. Das Weib nimmt die beschämende Vergleichung an. Sie spricht: Ja Herr! Wie viele hätten das nicht gethan und gesprochen: „Nein — das ist zu viel. Ich bin zu Ende. Demüthigen lasse ich mich nicht. Lieber mag das Kind sterben, als daß ich solch ein Wort ertrage.“ Sie aber beugt sich in Demuth und spricht: Ja, Herr! Ich nehme das Wort auf mich. Ich weiß es, daß ich kein Recht habe und nicht werth bin der Gnade, aber ich vertraue auf deine Barmherzigkeit, auf die Brosamen, die von dem überreichen Tische der Gnade auch für mich Arme herabfallen.

So haben wir gesehen, welch wunderbare Kräfte der Glaube in sich faßt. Wie eng er mit Liebe, Beharrlichkeit, Demuth verbunden ist. Wie in diesen vier kleinen Worten: ‚Ja, Herr — aber dennoch“, Demuth und Vertrauen, Beugung und Erhebung, Ohnmacht und Kraft beschlossen ist. Der Glaube selbst aber ist seinem innersten Wesen nach starkes, unerschütterliches Vertrauen. Und des Glaubens Gebet heißt: „Herr hilf.“ Das ist überall des lebendigen Glaubens Kraft und Sinn und Wort. Und darum können und sollen wir nicht glauben an todte Satzungen und Lehren, an hinterlassene Buchstaben und Schriften, sondern allein an den lebendigen

Gott und den, welchen er gesandt hat zur Errettung der Menschen, der aus seinem Geiste und seiner Kraft zu helfen und zu heilen weiß. Ja! wollt ihr den Glauben in seiner reinsten Gestalt kennen lernen, blickt auf das kananäische Weib! Sie glaubt nicht an Satzungen der Kirche, sondern an den Herrn! Sie glaubt nicht an Bekenntnißschriften, sondern an den Herrn! Sie kennt nicht die Lehre von seiner Dreieinigkeit, von seiner göttlichen Natur, seiner stellvertretenden Genugthuung, sie kennt nur den Helfer, den Heiland. Ihr ganzer Glaube ist in den zwei Worten beschlossen: „Herr hilf." Und doch hat der Herr zu ihr gesprochen: „O Weib, dein Glaube ist groß!"

So laßt uns denn lernen von diesem Weibe lieben, mit ihr ausharren, mit ihr uns beugen, mit ihr glauben, mit ihr bitten und beten! Laßt uns des Glaubens Zudringlichkeit von ihr lernen. Dies Rufen und Schreien, dies Nachfolgen und Niederknien, dies Flehen und Nichtablassen. Hat sie doch siegreicher gerungen als einst Jakob, der bis zur Morgenröthe rang und zu Jehovah sprach: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn." Hat sie doch jenes dunkle Wort erfüllt von solchen, welche dem Himmelreich Gewalt anthun und es an sich reißen! Laßt uns ihr gleichen vor allem in ihrem Bitten und Beten. Ist doch all unsers Lebens Anfang und Ende jenes: „Herr, hilf." Herr, du bist unser Herr, wir kennen keinen andern, wir halten uns an deine starke Hand, wir beugen uns unter deinen strafenden Arm; wir glauben an deine rettende Gnade. Du kannst helfen, uns vom Tode retten, und ob auch die Wasser der Trübsale über unser Haupt strömen. Ja! Herr! Wir wissen es wohl, wir haben keine Rechte und Ansprüche auf deine Barmherzigkeit und nehmen demüthig aus deiner Hand auch die Züchtigungen als Zeichen deiner Gnade, und dennoch

wir vertrauen, du wirst uns erretten und aufheben vom Staube, und dennoch wir lassen dich nicht, du segnest uns denn!

Oh! wenn wir also zu beten wissen, wie jenes Weib, „ja, Herr — und dennoch", wenn wir also uns an ihn drängen und an seine Arme schmiegen und ihn nicht lassen, so segnet er uns! Amen.

22.

Die Anbetung im Geiste.

Text: Joh. 4, 5—25.

Da kam er in eine Stadt Samariä, die heißt Sichar, nahe bei dem Dörflein, das Jakob seinem Sohne Joseph gab. Es war aber daselbst Jakob's Brunnen. Da nun Jesus müde war von der Reise, setzte er sich also auf den Brunnen; und es war um die sechste Stunde. Da kommt ein Weib von Samaria, Wasser zu schöpfen. Jesus spricht zu ihr: Gib mir zu trinken. Denn seine Jünger waren in die Stadt gegangen, daß sie Speise kauften. Spricht nun das samaritische Weib zu ihm: Wie bittest du von mir zu trinken, so du ein Jude bist, und ich ein samaritisches Weib? Denn die Juden haben keine Gemeinschaft mit den Samaritern. Jesus antwortete, und sprach zu ihr: Wenn du erkennetest die Gabe Gottes, und wer der ist, der zu dir sagt: Gib mir zu trinken; du bätest ihn, und er gäbe dir lebendiges Wasser. Spricht zu ihm das Weib: Herr, hast du doch nichts, damit du schöpfest, und der Brunnen ist tief; woher hast du denn lebendiges Wasser? Bist du mehr, denn unser Vater Jakob, der uns diesen Brunnen gegeben hat; und er hat daraus getrunken, und seine Kinder und sein Vieh. Jesus antwortete und sprach zu ihr: Wer dieses Wasser trinkt, den wird wieder dürsten. Wer aber das Wasser trinken wird, das ich ihm gebe, den wird ewiglich nicht dürsten; sondern das Wasser, das ich ihm geben werde, das wird in ihm ein Brunnen des Wassers werden, das in das ewige Leben quillet. Spricht das Weib zu ihm: Herr, gib mir dasselbige Wasser, auf daß mich nicht dürste, daß ich nicht herkommen müsse zu

schöpfen. Jesus spricht zu ihr: Gehe hin, rufe deinen Mann, und komm her. Das Weib antwortete, und sprach zu ihm: Ich habe keinen Mann. Jesus spricht zu ihr: Du hast recht gesagt: Ich habe keinen Mann. Fünf Männer hast du gehabt, und den du nun hast, der ist nicht dein Mann. Da hast du recht gesagt. Das Weib spricht zu ihm: Herr, ich sehe, daß du ein Prophet bist. Unsere Väter haben auf diesem Berge angebetet; und ihr sagt, zu Jerusalem sei die Stätte, da man anbeten soll. Jesus spricht zu ihr: Weib, glaube mir, es kommt die Zeit, daß ihr weder auf diesem Berge, noch zu Jerusalem werdet den Vater anbeten. Ihr wisset nicht, was ihr anbetet; wir wissen aber, was wir anbeten; denn das Heil kommt von den Juden. Aber es kommt die Zeit, und ist schon jetzt, daß die wahrhaftigen Anbeter werden den Vater anbeten im Geist und in der Wahrheit; denn der Vater will auch haben, die ihn also anbeten. Gott ist ein Geist; und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten. Spricht das Weib zu ihm: Ich weiß, daß Messias kommt, der da Christus heißt. Wenn derselbige kommen wird, so wird er es uns alles verkündigen.

Wohl erinnert uns diese Unterredung Christi mit der Samariterin am Jakobsbrunnen in manchen Zügen an das kananäische Weib, von der wir in unserer letzten Betrachtung miteinander redeten. Und doch ist der Unterschied ein sehr großer. Freilich, auch hier beugt sich der Herr nieder zu einer armen Frau aus verachtetem Volke, ja! was noch mehr ist, zu einer unter ihrem eigenen Volke misachteten Sünderin, und Menschenfreundlichkeit leuchtet auch hier aus jedem seiner Worte, wie dort selbst aus der harten Rede. Aber, wie sehr ist diese Samariterin mit ihrer anfänglichen Zurückhaltung und herben Abweisung, mit ihrer sinnlichen Auffassung dessen, was geistig gemeint ist, mit ihrem Stolz auf den Vater Jakob und auf die Anbetung zu Garizim, verschieden von jener heldenmüthigen und demüthigen Beterin! Und wie ganz anders ist auch des Herrn Art und Begegnung im Gespräche mit dieser Frau als

dort an den Grenzen der Heidenwelt. Hier ist er der Entgegenkommende, dort die Frau. Hier er der Bittende, dort die Frau. Hier ist es nicht des Glaubens überwältigende Kraft, die an ihn dringt und die er preist; es ist vielmehr ein freier und weiter Blick, den er dem engbegrenzten Sinn eröffnet, ein lichter Höhepunkt, auf den er plötzlich die in den Niederungen wandelnde stellt, es ist die Religion des Geistes, die wie die Sonne hindurchbricht durch des Aberglaubens Nebel. Es ist eins der erhabensten, weitest blickenden, hellsten Worte von unerschöpflicher Fülle, von unvergänglicher, immer von neuem reinigender Wahrheit, das am Schlusse unsers Textes: „Gott ist ein Geist und die ihn anbeten sollen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten." Mögen wir denn noch zweifeln, wenn wir solchen Worten gegenüberstehen und jenes andern Ausspruches gedenken: „Ich will euch den Tröster senden, den Geist, der wird euch in alle Wahrheit führen"; und endlich noch das Paulinische hinzunehmen: „Der Herr ist der Geist, wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit"; mögen wir dann noch zweifeln, daß die christliche Religion, wie sie im Geiste ihres Stifters und seines größten Apostels entsprungen, die freieste, die innerlichste, die reinste Religion ist, in der alles vom Geiste durchleuchtet, vom Geiste beherrscht ist? Aber ehe wir in die Tiefen jenes großen Wortes eindringen, laßt uns noch einmal zurückblicken auf den Gang der Erzählung und alle Einzelheiten derselben uns vor Augen stellen.

Es ist geheiligtes Land, welches wir heute mit dem Herrn betreten, es ist Sichem, die erste Stätte, welche der Erzvater Abraham einnahm, die sodann durch Jakob, welcher einen Altar hier errichtete, geweiht wurde. In der Nähe der Stadt ruhete der Herr, wandermüde in der Hitze des Mittags, an dem schönen Jakobsbrunnen, der sich, nach den Berichten der Rei-

senden, bis auf den heutigen Tag wol über hundert Fuß tief erhalten hat. Da nahte eine Samariterin Wasser zu schöpfen. Wir wissen aus andern Erzählungen, wie Christus diesem, von den strengen Juden verachteten Mischvolk, das aus der Verbindung heidnischer und jüdischer Geschlechter entstanden, überall freundlich begegnet, ja, wie er es ausdrücklich durch die Erzählungen von dem barmherzigen und dem Einen dankbaren Samariter verherrlicht hat. Auch hier tritt er dem nahenden Weibe freundlich entgegen. Wie lieblich und unscheinbar ist dieser Anfang und doch sogleich zum Ziele leitend! Der Herr bittet und spricht: Gib mir zu trinken. War dies nur ein Vorwand, nur eine Gelegenheit, um eine Anknüpfung zu gewinnen zu weiterer Rede? Wir meinen, die Bitte ging aus einem wirklichen Bedürfniß des in der Mittagssonne Dürstenden hervor, aber dies Sinnenbedürfniß führte sogleich, wie überall bei Christo, hinüber zu einer höhern Betrachtung, wurde zu einem Sinnbild geistigen Dürstens und Schöpfens. Der Herr bittet um einen Trunk, da, wo er selbst geben und tränken will; sein Durst ist ihm ein willkommener Anlaß zur Erquickung anderer, dies Wasser aus dem Jakobsbrunnen, das er begehrt, ein Bild des lebendigen Wassers, das aus den ewigen Quellen fließet.

Wir kennen schon diese liebliche, so ansprechende und zugleich so geistvolle Lehrart des Herrn, diese Erhebung vom Irdischen zum Ewigen, vom Nächsten und Anschaulichen zum Höchsten, Unsichtbaren, wie sie als ein unerreichbares Vorbild für alle Lehrer der Kindes- und der Volkswelt dasteht. Es ist der Brunnen des ewigen Lebens, zu dem er am Jakobsbrunnen die Samariterin, zu dem er alle Dürstenden, alle die gekommen, um aus dem Brunnen irdischer Lust zu schöpfen, hinleiten will. Es ist das Wasser des Lebens, unvergänglichen seligen

Lebens. Alle Brunnen der Weltgenüsse und der Weltweisheit, so lustig sie auch zu springen scheinen, quellen doch nur aus diesem Leben und in dieses Leben, das sterbliche, vorüberrinnende, sind Wasser des Todes. Er will sagen: alle Brunnen der Weltgenüsse und der Weltweisheit vermögen doch nicht zu löschen den heißen Durst der Seele. Sie befriedigen wol auf einen Augenblick unser Verlangen, aber wir dürsten wieder. Hier ist dagegen das Wasser, das den Durst stillt, das aus den ewigen Quellen in die Ewigkeit hinabfließt! Das Quellwasser, das uns selbst überall zu einer Quelle frischen, vollen, sprudelnden Lebens wird.

Und wie stellt sich die Samariterin zu dieser Bitte und Belehrung? Zuerst ist sie mistrauisch und abweisend, ja sie vermag nicht eine höhnende Bitterkeit über die Verachtung, mit welcher sonst die Juden den Samaritern begegnen, zurückzudrängen. „Wie bittest du von mir zu trinken", so lautet ihre Antwort, „da du doch ein Jude bist und ich ein samaritisch Weib"? Dann aber, als der Herr sie auf das lebendige Wasser, das den Durst auf ewig stille, hinweist, regt sich in ihrem natürlichen Sinn das Volksgefühl und der Stolz auf diese ältesten Wohnplätze der Patriarchen, und auf den Ruhm des Jakobsbrunnens, und sie spricht: „Bist du mehr als unser Vater Jakob, der uns diesen Brunnen gegeben und der daraus getrunken, er und seine Kinder und sein Vieh?"

Und als der Herr sie weiter belehrt über das lebendige Wasser, da versteht sie noch immer nicht den tiefern Sinn, aber sie ahnt ihn wenigstens und hat das Verlangen nach diesem unbekannten, wundersamen Gut, das ihr verheißen wird, und spricht: „Herr, gib mir dasselbige Wasser, auf daß mich nicht dürste, daß ich nicht herkommen müsse zu schöpfen." So schwebt sie noch in der Mitte zwischen fleischlicher Vor-

stellung und höherm Verlangen, und erst da öffnen sich die Augen ihres Geistes, als der Herr einen tiefern Blick in ihre Seele thut, ihr Geheimstes aufdeckt und in ihr Sündenleben mächtig hineingreift. Als er zu ihr spricht: „Dieser Mann ist nicht dein Mann.“ Da erst öffnet sich das Verständniß, als er ihr Gewissen trifft. Und da antwortet sie: „Herr, ich sehe, daß du ein Prophet bist.“ Und nun steigt die Unterredung des Herrn mit ihr empor auf des Geistes Höhen. Nun erhebt er das ungebildete, von dunkeln und verworrenen Vorstellungen befangene Weib zum Tempel des Geistes. Die Samariterin, die bis dahin nur Hohn und Abweisung von den hochmüthigen Juden erfahren; die Sünderin, die unter den eigenen Stammesgenossen misachtet lebt, erhebt er mit sich über dies kleine Gezänk der Parteien, über den Berg Garizim und den Tempel zu Jerusalem, über die Verurtheilung und Verachtung der Menschen, auf die Höhen des Geistes, zu der ewigen Vaterliebe Gottes!

Oh! laßt uns heute mit ihm auf diese Höhen treten! Auf diesen heiligen Berg, von dem wir alle Länder und Schätze der Welt überschauen! Von der wahrhaftigen Anbetung Gottes, d. h. von der wahrhaftigen, über allen kleinen Streit der Parteien und Sekten, über allen Aberglauben der Menge und Priester, über alle Aeußerlichkeit der Kirchen- und Tempelceremonien weit hinausschreitenden Religion des Geistes, wie Christus selbst sie in der Seele getragen, wollen wir miteinander reden.

Und wir fragen im Anschluß an unsere Texteswortе: Wo sollen wir anbeten? Wen sollen wir anbeten? Und wie sollen wir anbeten?

Wo sollen wir anbeten? Christus sprach zur Samariterin: „Weib, glaube mir, es kommt die Zeit, daß ihr weder auf diesem Berge noch zu Jerusalem werdet den Vater anbeten.“

Es ist das ein prophetisches Wort. Es verkündet eine neue Zeit. Es ist ein wunderbar großes Wort! Nicht nur den Samaritern gegenüber, die auf dem Berge Garizim einen Tempel erbaut hatten, und auch da, als derselbe zerstört, diesen Berg noch als Opfer- und Betort heilig hielten, im Andenken an die ältesten Wohnplätze der Patriarchen und im Widerspruch gegen die Priesterschaft von Jerusalem. Auch den Juden gegenüber mit ihrem Tempel- und Opferdienst. Auch die Juden, die ja den geistigen, unsichtbaren Gott verehrten, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden, von dem nicht ein Bild noch Gleichniß gemacht werden sollte, schlossen diesen allmächtigen Schöpfer wieder ein in einen abgegrenzten Raum, dachten ihn als beschränkt auf das Allerheiligste des Tempels, wo er wohnen und angebetet werden sollte. Welch ein wunderbarer Widerspruch! Der Prophet Jesaias spricht: „Der Himmel ist mein Stuhl und die Erde meine Fußbank; was ist's denn für ein Haus, das ihr mir bauen wollt, oder welche ist die Stätte, da ich ruhen soll?" Und doch wieder ist zuerst an die Stiftshütte, sodann an den Tempel von Jerusalem alles Heil des auserwählten Volkes gebunden, hier ist Jehovah den Seinen nahe, hier will er Anbetung und Opfer empfangen, hier tritt der Hohepriester ein in das Allerheiligste. Wir sehen, wie unendlich schwer es der Menschheit geworden, den Gedanken: „Gott ist ein Geist, der im Geiste angebetet wird", in seiner ganzen Reinheit und Folgerichtigkeit zu erfassen, und wie der endliche Sinn auch Gott immer wieder in die Endlichkeit, in den beschränkten Raum, in die Tempel und Altäre hinabgezogen hat. „Es wird die Zeit kommen", spricht der Herr, „daß ihr weder auf diesem Berge noch in Jerusalem werdet den Vater anbeten." Was heißt das? Es wird die Zeit kommen, da die wahre Religion nicht mehr die eines Volkes, sondern die der Menschheit

ist. Da der Tempel von Jerusalem in Asche sinkt, das heilige Land verödet und die alten Stätten verlassen werden, da die neue Kirche durch die Länder wandert und die Meere durchschneidet und die unbekannten Welttheile aufsucht und sich neue Altäre und Dome baut und in neuen Zungen redet. Aber es heißt noch mehr. Nicht nur dieser Tempel und dieser Berg werden einst verlassen sein von der weiter schreitenden Weltgeschichte, nein! an keinen Tempel und keinen Berg, an keine äußere Stätte, wie sie auch heißen möge, wird fortan die Religion des Geistes gebunden sein. Das heißt: Ueberall kann und soll der unsichtbare Gott angebetet werden, überall und doch wieder nirgends haftend am Raum, an einem sichtbaren Heiligthum, denn er ist der unendliche Geist, der über alle Erdenräume sich erhebt, über alle Heiligthümer hinausdringt, um sich im Geiste zu verkündigen. Ueberall soll er angebetet werden, unter allen Völkern, in allen Zungen und Formen und Gebräuchen, in Domen und Kapellen, in hochgebildeten Hauptstädten und in kleinen armseligen Dörfern; und nicht allein in diesen von Händen gebildeten Tempeln, auch in den Domen, die er selbst sich gebaut, auf den Berghöhen und im Waldesrauschen; überall wohnet er und ist uns nahe und erhört unser Flehen und umwehet uns mit seinem Geisteshauch. Am nächsten aber ist er uns in unserm Geiste. Wird er hier nicht angebetet, so ist aller Gottesdienst ein leeres Geplärre, ein werthloser Prunk. Denn er ist nicht unter uns, wenn er nicht in uns ist. Wir suchen ihn, wo er nicht zu finden, an geweihten Stätten, ohne geweihte Seele. Ja! mein Bruder! Suchest du einen hohen und heiligen Ort, nach innen gehe. Willst du im Tempel beten, bete in dir; du sollst deine eigene Seele zum Tempel schmücken, denn nur in diesem will Gott dein Bitten hören.

Aber, wir fragen weiter: Wen sollen wir anbeten? Die Antwort ist: Gott ist ein Geist. Welch ein einfaches und doch so unerschöpflich reiches Wort! Freilich ist die Uebersetzung unsers Luther nicht ganz genau. Richtiger heißt es: Geist ist Gott. Ist er doch nicht ein Geist, einer unter vielen, neben ihnen und gleich ihnen, sondern der Geist, aus welchem die endlichen Geister alle hervorgegangen, der ewige, unendliche, schöpferische Allgeist, der sie alle durchweht mit seinem Hauch, der seinen Odem zurücknimmt und sie sind nicht mehr. Geist ist Gott, d. h. nicht wie bei uns endlichen Wesen, ein Geist, eingeschlossen in eine gröbere oder feinere Leiblichkeit, nein! d. h. er ist ganz und lauter Geist, alles durchdringend, wie unsere Seele den engen Leib, so die ganze Welt, überall thätig, überall Leben schaffend, ganz und lauter Kraft und Leben und Weisheit und Liebe. Geist ist Gott, glaubt ihr wohl, die Juden, die ja den unsichtbaren, bildlosen Gott anbeteten, hätten dies Wort in seiner ganzen Tiefe erfaßt? Nimmermehr! Wie hätten sie sonst glauben können, daß er den heiligen Männern, dem Abraham im Haine Mamre, dem Moses im feurigen Busch, sichtbar erschienen; wie ihn thronen lassen im Allerheiligsten unter den Fittichen der Seraphime, wie ihm Opfer bringen von Rindern und Böcken? Wird es doch auch uns noch so schwer uns von den Sinnen loszureißen und in die Tiefen dieses Gedankens zu versenken! Glauben doch so viele noch, Gott wohne an einem bestimmten Ort, in einem abgeschlossenen Himmelsraum, der über den Wolken und Sternen schwebt, und bedenken nicht, daß er, der ewige Geist, in allen erschaffenen Geistern wohnet und daß der Himmel nichts anderes ist als die Gemeinschaft mit ihm und seiner Liebe, als die Seligkeit in ihm und seinem Frieden!

Aber dieser Bezeichnung: Gott ist Geist, fügt der Herr

noch eine andere hinzu, die für uns von gleich hohem Werthe ist. Er nennt ihn auch an dieser Stelle, wie an so vielen andern: den Vater. Das ist der Name, den er uns hinterlassen, der neue und tiefe Blick, den er in das Herz Gottes gethan! Das ist das Wort, welches die Grundlage der christlichen Religion geworden, der Religion der Kindschaft! Und das ist nicht nur ein Bild, sondern vollste Wirklichkeit! Er ist unser rechter, unser höchster Vater und alle Aelternliebe auf Erden nichts als ein schwaches Abbild dieser ewigen Vaterliebe. Gott ist der Geist, Gott ist die Liebe. Höheres vermögen wir nicht von ihm auszusagen und die menschliche Sprache, die lallend ringt nach einem Ausdruck für das unendliche, so hoch erhaben und doch uns liebend so nahe Wesen, wird in alle Ewigkeit keinen andern als den Vaternamen finden!

Und wie beten wir ihn an? „Im Geist und in der Wahrheit!" Wieder ein Wort so einfach, so sich von selbst verstehend und doch von unerschöpflicher Tiefe! Im Geist, das drückt ja das Wo und das Wie zugleich aus und beides ist auch eng miteinander verbunden. Denn, weil unser Geist allein der rechte Tempel Gottes ist, in welchem er angebetet werden soll, im Innersten unsers Gemüthes, im Heiligthum unsers Gewissens, darum dürfen wir ihn auch nur auf geistige Weise und mit geistigen Mitteln anbeten. Es war auch dies ein weit über die damalige Zeit hinausgehendes, prophetisches Wort! Welch eine Anbetung der Juden sah der Herr vor seinen Augen, in Opfern, Tempelbesuch, Sabbatgesetzen, Speiseverboten und Gebetsplappern! War das eine Anbetung des ewigen Geistes im Geist und in der Wahrheit? Es war dies ein weitblickendes, prophetisches Wort selbst für die christliche Kirche! Ich brauche euch ja nicht zurückzuführen in vergangene Jahrhunderte, in die dunkeln Zeiten des Mittelalters. Tretet mit

mir ein in die herrlichen Dome, die aus jenen Zeiten herüberragen in die Gegenwart, und in ihren himmelanstrebenden Bogen, in dem schlanken, durchsichtigen Bau ihrer Thürme zum Ewigen wie zur Anbetung sich emporheben. Beten denn mit ihnen und in ihnen die Menschenseelen, die sich hier versammeln, im Geist und in der Wahrheit? Oder schaut ihr nur äußerliche und entleerte Ceremonien im Niederknien und Klingeln und Räuchern und Bekreuzigen, und hört ihr nur ein sinnloses Plappern, Litaneien in einer fremden Sprache angestimmt von den Priestern vor dem Altare, nachgebetet von der niederknienden Menge? Gott ist ein Geist und die ihn anbeten, sollen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten, ist es doch als ob die katholische Kirche dieses Wortes völlig vergessen und jenes andern: „Ihr sollt nicht plappern wie die Heiden."

Wohl ist unsere protestantische Kirche in ihrem Gottesdienste auf das Wort gegründet, auf das Wort, den geistigsten Träger des Geistes, wohl soll die Predigt das Hauptstück und der Mittelpunkt unserer Anbetung sein und der Geist über Allem schweben, alle sinnlichen Darstellungsmittel durchleuchtend —; und doch sehen wir so viele, die sich noch in einem besondern Sinne Lutheraner nennen, welche die Predigt wieder in einen Winkel stellen möchten und durch liturgische Gottesdiemste, überhäufte Gesänge und Gebetsformeln, wie durch das wundersame Geheimniß der Sakramente, den lichten Geist unserer Kirche auslöschen und ihn wieder in die Sinne und die dunkeln Schauer der Sinne hinabziehen.

Und dann noch Eins! Gott soll nicht im Geiste allein, auch in der Wahrheit angebetet werden! Ist das nicht zu uns vornehmlich, zu den Verkündigern des Evangeliums, geredet? Soll doch von dieser Stätte aus Wahrheit und nichts als Wahrheit, innerste, gewissenhafteste Wahrheit, geredet werden.

Nicht eine todte Wahrheit, eine überlieferte Lehre, die uns selbst fremd geworden, an die wir nicht mehr mit voller Seele glauben, die wir wiederholen in den alten, abgelebten Formeln, wie eine leere Kanzelphrase! Nein, lebendige, persönliche Wahrheit, die wir uns selbst errungen und in unserm Innern erfahren, die sich uns befestigt und bestätigt hat durch Wissenschaft und Leben, für die wir als unsere heiligste Ueberzeugung einzustehen bereit sind.

Gott will in der Wahrheit angebetet sein, er selbst ist ja die Wahrheit! So thuet denn ab die Lüge und den leeren Schein und die angewöhnten, gedankenlosen Worte und unklaren, sinnlichen Vorstellungen und die engen Vorurtheile, in welche ihr euch und euern Glauben eingeschlossen habt und durch welche ihr euch selbst täuscht und auch noch euern Gott täuschen möchtet! Wisset: er nahet sich niemand, der sich ihm nicht in ganzer, heiliger Wahrheit nahet. Und er selbst ist es, der Christo jenes große Wort in die Seele gelegt: Gott ist ein Geist und die ihn anbeten sollen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten! Amen.

23.

Die neue Geburt.

Text: Joh. 3, 1—8.

Es war aber ein Mensch unter den Pharisäern, mit Namen Nikodemus, ein Oberster unter den Juden. Der kam zu Jesu bei der Nacht, und sprach zu ihm: Meister, wir wissen, daß du bist ein Lehrer von Gott gekommen; denn niemand kann die Zeichen thun, die du thust, es sei denn Gott mit ihm. Jesus antwortete, und sprach zu ihm: Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: Es sei denn, daß jemand von neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen. Nikodemus spricht zu ihm: Wie kann ein Mensch geboren werden, wenn er alt ist? Kann er auch wiederum in seiner Mutter Leib gehen, und geboren werden? Jesus antwortete: Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: Es sei denn, daß jemand geboren werde aus dem Wasser und Geist, so kann er nicht in das Reich Gottes kommen. Was vom Fleisch geboren wird, das ist Fleisch, und was vom Geist geboren wird, das ist Geist. Laß dich's nicht wundern, daß ich dir gesagt habe: Ihr müsset von neuem geboren werden. Der Wind bläset, wo er will, und du hörest sein Sausen wohl; aber du weißt nicht, von wannen er kommt, und wohin er fährt. Also ist ein jeglicher, der aus dem Geist geboren ist.

Das Nachtgespräch des Herrn mit dem Nikodemus ist darum von so hoher Bedeutung, weil es nicht nur mit diesem

Weisen in Israel gehalten wurde, sondern einen vorbildlichen Sinn hat für alle Zeiten.

Alle diejenigen, welche in der Nacht ihres Lebens zum Herrn kommen, getrieben von einem unklaren Verlangen, einer unbestimmten Anerkennung seiner Herrlichkeit, erhalten hier eine unumwundene Antwort auf die Frage: was soll ich thun, daß ich dein Jünger werde? Um den ersten Schritt auf dem neuen Wege, um die Grundbedingung des Heils handelt es sich. Wie ganz anders wieder diese Unterredung als die mit der Samariterin am Brunnen! Es ist nicht ein armes im Aberglauben befangenes Weib, das ihm zufällig begegnet, auf offener Straße in der Sonne des Mittags, und die er hinweist auf das Wasser des Lebens, erhebt zu den Höhen des Geistes; es ist ein Weiser in Israel, der selbst auf diesen Höhen zu stehen meint, ein Oberster unter den Juden, der ihn aus eigenem dunkeln Wissensdrange aufsucht unter den schützenden Schatten der Nacht. Das Wunderbare der Erscheinung Christi hat ihn angezogen, aber noch von Menschenfurcht ist er befangen!

Es ist ein Pharisäer. Einer aus der Klasse jener, die den Herrn bis an das Kreuz verfolgt und denen er mit den härtesten Worten begegnet, die er Otterngezüchte genannt, vor deren Sauerteig er das Volk gewarnt und über die er am Ende seines Lehramts das siebenfache Wehe ausgeschüttet hat. Sie waren nicht alle übertünchte Gräber; auch ernstere Naturen gehörten diesem Kreise an, ein Saulus, ein Gamaliel, auch nach Wahrheit forschende Seelen, die aufschauend auf den Messias warteten. Also Nikodemus. Er ist der einzige unter den Hohen und Gebildeten der Judenwelt, welcher anerkennend sich ihm nähert, und nur noch von dem Joseph von Arimathia wissen wir, der auch ein Mitglied des Hohen Raths war, aber erst nach

des Herrn Tode, erst bei der Bestattung die tiefe und stille Theilnahme seines Herzens bezeugte. Auch dem Nikodemus begegnet der Herr freundlich, aber doch ganz anders als dem kananäischen Weibe und der Samariterin. Sein Wort ist zugleich voll hohen, zurechtweisenden und mahnenden Ernstes. Zu dreien malen antwortet er ihm mit dem feierlichen Anfange: „Wahrlich, wahrlich, ich sage dir." Wir schauen hier zwei große Gegensätze persönlich einander gegenübergestellt, in Nikodemus und Christus. Nikodemus ist der Weise in Israel, Christus der aus Gott geborene Retter der Welt, der Erneuerer des Menschenlebens. Nikodemus meint, daß das Heil aus der Lehre, Christus, daß es aus dem neuen Leben und der Liebe stamme. Der erstere beginnt sogleich sehr bezeichnend seine Rede: „Meister, wir wissen, daß du bist ein Lehrer von Gott gekommen." Wer sind diese Wissenden? Nicht das jüdische Volk, nicht die laute öffentliche Stimme, die den gewaltigen Worten und Thaten des Herrn zujubelte, auf diese Stimme gibt er nichts. Er meint vielmehr: Wir die Wissenden, die auf dem Stuhle Moses sitzen und in seinem Namen ihre Stimme erheben in Israel und überall zu fragen haben: „Wer bist du, und aus wessen Kraft thust du dies?" — wir wissen es. Und er nennt ihn dann einen Lehrer, der von Gott gesandt, und gründet dies Urtheil darauf: „daß niemand die Zeichen thun könne, die er thue, es sei denn Gott mit ihm". Hier haben wir sogleich die ganze Weisheit des Mannes. Ein Lehrer, der wunderbare Thaten verrichtet, ist ihm der Herr! Auf die Weisheit dieser Lehre, auf die Größe dieser Wunder kommt alles an. Der Herr aber geht mit keinem Worte ein auf diese ihm dargebrachte Huldigung. Er will sagen: Nicht das ist es, worauf es hier ankommt. Nicht auf das Meinen und Wissen, nein! auf das Wollen und Le-

ben. Nicht auf die Vorstellungen über den Messias und sein Reich, nein, darauf: wie magst du dich zubereiten, um in dies Reich zu kommen, wie magst du selig werden? Und hier ist die Forderung eine sehr ernste. Sie lautet auf Umkehr und Wiedergeburt. Sie wendet sich an das Innerste im Menschen, an den Willen, sie fordert eine neue Creatur. Die Antwort ist ebenso streng und herb wie die, welche der Herr einst dem reichen Jüngling gab, da er zu ihm sprach: Verkaufe alles, was dein ist und gib es den Armen. Sie lautet auch hier: Verkaufe alles was dein ist. Dein Wissen und deinen Wissensdünkel, alles was dich erhebt über die Menge, und wodurch du dich erhebst im thörichten Hochmuth; gib Abschied all diesem Tand, werde ein neuer Mensch, geboren aus dem Geiste. Wie gewaltig trifft Christus hier Kopf und Herz zugleich! Ist es doch nicht allein eine sittliche Mahnung, die tief in das Gewissen schneidet, sondern zugleich eine ganz neue Gedankenreihe, die dem Nikodemus so viel Stoff zum Sinnen und Forschen gibt, als ihm sein ganzes bisheriges Pharisäerleben nicht gegeben hat!

Es ist der Gedanke der neuen Geburt. Denken auch wir ihm heute nach, und versuchen es die beiden Fragen zu beantworten: Wie ist sie eine unerläßliche Forderung für alle? Wie kommt sie zu Stande?

Neue Geburt, Wiedergeburt, — ist das wirklich eine unerläßliche Forderung für alle? Der Herr spricht sie als eine ganz unbedingte aus: „Wahrlich, wahrlich ich sage dir, es sei denn, daß jemand von neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen." Und doch erhebt sich dagegen sogleich bei vielen ein lauter Widerspruch. Wir kennen und verstehen sie nicht, sprechen so manche Aufrichtige und redlich Strebende, wir haben dies Wort wol öfter vernommen von

der Kanzel und im Beichtstuhl, oder es ist aus den Kreisen derjenigen zu uns herübergedrungen, welche den Glauben in der strengsten Form bewahren, und ihn auch im Leben durchführen, schroff und abweisend gegen alle heitern Genüsse der Welt, welche so viel von Sünde und Gnade, von Buße, Erweckung und Wiedergeburt reden; aber wir haben diese Wiedergeburt nie in unserm Innern erfahren, sie ist für uns nicht eine lebendige Wahrheit, nur ein leerer Schall, eine fremde, längstverklungene Lehre. Und sie fügen wol hinzu: für die ersten Anfänge des Christenthums, damals, als die neue Kirche in die Welt trat und mit ihr ein neues und heiliges Leben, wie aus verborgenen Tiefen hervorbrach, war diese neue Geburt aus dem göttlichen Geiste eine unerläßliche Forderung für alle; aber heute, da die christliche Kirche achtzehn Jahrhunderte besteht und wirkt, da alles von dem Heiligen Geiste des Christenthums erfüllt und in ihn eingetaucht ist, da schon die schlummernden Kindesseelen in die Christengemeinde aufgenommen und mit der Milch des Glaubens und der Liebe an der Brust der Mutter getränkt werden, da das Haus und die Schule und die Gesellschaft und der Staat, in den Boden des Christenthums mit seinen tiefsten Wurzeln eingepflanzt sind, da wir die Gedanken und Empfindungen und Gewöhnungen des Christenthums in uns aufnehmen wie die Lebensluft; — heute gilt seine Forderung nicht mehr für alle, und ist höchstens noch eine Wahrheit für die schroffen und leidenschaftlichen Naturen, welche nicht in ruhiger und stetiger Entwickelung fortschreiten, sondern in erschütternden Kämpfen und Gegensätzen sich umherwerfen und wie Paulus, Augustin, Luther plötzlich erleuchtet werden von einem höhern Lichtglanz, auf dem Wege nach Damaskus, oder an der Seite des vom Blitz getroffenen Freundes, und welche also auf den Tag und die Stunde der

Wiedergeburt zurückblicken, wie auf die Stunde der natürlichen Geburt, und sprechen: Diese war es, da über mein ganzes Sein entschieden wurde, da ein neues Leben aus dem dunkeln Schoße zum Lichte und zur Freiheit emporstieg!

Es liegt unzweifelhaft in diesen Einwendungen eine Wahrheit, aber sie trifft nicht das innerste Wesen der Wiedergeburt, nur eine Uebertreibung und Misgestalt, nur eine vergängliche und vergangene Form. Sie richtet sich nur gegen diese gewaltsame und plötzliche Form der Wiedergeburt. Gegen all die Unnatur, die Verzerrung und Heuchelei, welche mit dieser Art von methodisch getriebenen Erweckungen nur zu oft verbunden ist. Sie richtet sich gegen die geistlose Methode der Frömmler, welche von dem Heiligthum der Eigenthümlichkeit und von dem stillen Wachsen und Keimen des höhern Lebens nichts wissen.

Wohlan denn: beantworten wir uns die Frage: was ist auch für uns und unsere Zeit noch wahr an dem Gedanken der neuen Geburt? Zuerst das: Unser Christenthum ist nicht ein Wissen, sondern ein Leben! Mit der hohen Weisheit ist es nicht gethan. Auf den Ernst und die Kraft des Willens kommt alles an. Nicht die Schriftgelehrsamkeit alter oder neuer Zeit eröffnet uns den Eingang in das Reich Gottes; dann wären ja die gelehrtesten und scharfsinnigsten Theologen auch immer die frömmsten Christen, nein! es heißt noch immer und wird in alle Ewigkeit heißen: „So ihr nicht werdet wie die Kindlein." Das Reich Gottes ist nicht eine Angelegenheit in die wir uns hineindenken, hineinforschen, hineinsprechen und hineinempfinden; nicht unsere Vorstellungen von Christo, unsere Vergötterung seiner Natur, unsere Anerkennung seiner Wunderthaten ist es, was uns zu seinen Jüngern macht. Nein, das ist es allein, daß wir mit ihm leben, uns an ihn lehnen, das Kreuz der Liebe und Aufopferung, das er getragen,

auf uns nehmen, daß wir gleich ihm eingetaucht sind in die ewigen Fluten, gleich ihm von oben geboren sind aus dem Geiste. Das wußte ja Nikodemus auch, daß Jesus ein Lehrer sei ohnegleichen, und an die Wunder, die er gethan, glaubte er auch als an Bezeugungen des großen Gottes, aber das wußte er nicht, daß die Liebe Gottes ausgegossen war in sein Herz, wie nie vor ihm in eine Menschenseele, daß sein ganzes Leben nichts anderes als dienende Liebe, daß er aus Gott geboren und in ihm lebte, und daß es so schwer sei ihm gleich zu werden, mit ihm und in ihm zu leben.

Aber die neue Geburt bedeutet noch mehr. Ein neues Leben bezeuget sie. Ein solches, welches sich von dem alten völlig ablöset, welches von vorne anfängt und in sich ein einiges, ein reines und ganzes ist. Und so soll es ja mit uns sein. Nicht neue Flicken auf den alten Rock! Nicht neuen Most in die alten Schläuche! Nicht einzelne hohe Gedanken und fromme Rührungen und edle Vorsätze, wie sie bald vorüberfliehen, verbunden mit so viel Gemeinem und Kleinem, so viel Eitelkeit und Gefallsucht, mit so viel Trachten nach dem, was unten ist! Neu und rein sollen wir werden an unserm innern Menschen, daß unser Leben nicht ein altes und verschlissenes sei, sondern ein neues und frisches, nicht ein trauriges Flickwerk, sondern aus Einem Stück, nicht von außen bestimmt durch Furcht und Gewöhnung, sondern aus dem Innersten geboren! Es ist eine hohe, aber eine unerläßliche Forderung für jeden wahrhaftigen Christen, daß sein Leben ein, in sich einiges und klares sei; daß er aus dem innersten Mittelpunkt seines Gemüths und Charakters, mit voller bewußter Freiheit sich entwickele, und nicht durch äußere Schicksale, durch fremde Einflüsse, durch Menschen und Leidenschaften wie ein schwankender Kahn bald hierhin, bald dorthin treibe! Es ist nicht so

leicht, mit den alten Neigungen und Gewöhnungen, in welche unsere Sinnennatur sich eingesponnen, zu brechen, mit voller bewußter Kraft von vorn anzufangen und neue Wege zu suchen. Und doch ist es noth. Auch zu uns ist das Wort geredet: Ziehe eine neue Furche und schaue nicht rückwärts. Und jenes andere: Aergert dich dein Auge, so reiße es aus und wirf es von dir! Durch diese härteste Selbstüberwindung müssen wir alle hindurch. Nur so wird das Unreine entfernt. Bequem und leicht und weich und ohne Anstoß und Strafe soll niemandes Leben dahinfließen. Wer überwinden will, muß zuvor sich selbst überwinden. Wer wahrhaft leben will, zuvor sterben. Ist doch schon jede natürliche Geburt von den Gefahren des Todes umgeben und wird jedes neue Leben unter Schmerzen und Aengsten den Armen des Todes abgerungen!

Aber noch Eins gehört zur neuen Geburt. Sie ist eine Geburt aus dem Geist. Freilich ist in unserm Texte noch ein Zusatz. Es heißt hier: „Es sei denn, daß jemand geboren werde aus dem Wasser und Geist, so kann er nicht in das Reich Gottes kommen.“ Offenbar ist hier die Wassertaufe gemeint und der Sinn ist: nicht die Taufe allein thut es, sie ist nur ein begleitendes Zeichen, ein Sinnbild der Geistestaufe, und nur diejenigen treten wahrhaft ein in die Gemeinschaft der Christen, die mit dem Geiste getauft, aus dem Geiste geboren sind! Wiedergeboren aus dem Geiste, ist das nicht das höchste Ziel, die Blüte der erdgeborenen Menschen, die aus dem Staube kommen und zum Geiste emporsteigen? Ist das nicht das Ende der Wege Gottes, daß der Geist überall der Herr sei und der Leib mit seinen Sinnenorganen, mit seinem Bedürfen, Begehren und Genießen, nichts als ein williges Werkzeug des Geistes, welches von ihm Gesetz, Maß und Ordnung empfängt? Und ist nicht aller Anfang von unten her, im

Leben des einzelnen wie in der Geschichte der Menschheit? Wir steigen auf von der Erde und erheben uns zum Himmel. Unser aller Leben ist eine Himmelfahrt. Es ist die Blüte der Ewigkeit, die auf dem Stamme dieser Zeit sproßt. Wir sind von unserer natürlichen Geburt an Sinnenmenschen, eingeschlossen in die Sinne, ihren Mächten und Trieben unterthan, wir werden geleitet und gezüchtigt und gezogen von außen her, durch Aeltern und Erzieher, durch Gebote, Beispiele, Strafen, Mahnungen; wir werden gezüchtigt und erzogen noch einmal von innen her, durch Erfahrungen und Kämpfe und Schmerzen; und dann erst wenn der schlummernde Geist erwacht und der schwankende befestigt und erstarkt ist, wenn der Wille zu einem wahrhaft freien und sittlichen geworden, werden wir Geistesmenschen. Oh! das ist oft ein langer Weg und ein schwerer innerer Kampf, der rein und ganz in Buße und Thränen und Entsagung durchgekämpft sein will. Wie viele dringen nicht hindurch! Die Weichlichen alle, die auf halbem Wege stehen bleiben, in halben Zugeständnissen, die sie bald der Welt, bald Gott machen! Die sich vor sich selbst fürchten, vor den letzten herzdurchschneidenden Entscheidungen, vor der völligen Umkehr! Die aber, welche hindurchdringen, fühlen auch die Seligkeit dieses Geisteslebens, vernehmen das Rauschen der Geistesströme! Es ist ihnen, als ob sie neugeboren seien nach schwerer Todeskrankheit, als ob sie aufgestanden in des Morgens Frühe und gebadet in seinem frischen Thau! Neue Kräfte, wie der frohen Jugend, durchströmen ihre Adern, sie werden emporgehoben wie auf Adlersflügeln, sie laufen ohne müde zu werden!

Und wie mag so Großes geschehen? Wie kommt diese neue Geburt zu Stande? Dem Nikodemus, welcher also fragt, antwortet der Herr: „Der Wind bläst wo er will, und du hörest

sein Sausen wohl, aber du weist nicht von wannen er kommt und wohin er fährt. Also ist ein jeder, der aus dem Geiste geboren ist." Das heißt: das Woher und Wohin unsers geistigen Lebens ist in Geheimniß geschlossen. Es ist eine schöne und treffende Vergleichung, die des Geisteswehens mit dem Windeswehen. Ist doch der Wind in allen Sprachen schon dem Worte nach mit dem Geiste so nahe verwandt. Reden wir doch von dem Hauche des Geistes. Wissen wir doch, wie zu Pfingsten der Geist sich verkündete in gewaltigem Brausen, wie der Herr sich dem Elias offenbarte im stillen und sanften Säuseln. Und liegt doch gerade in dem Winde, in seinem Kommen und Wechseln noch immer ein unergründetes Geheimniß! Gerade hier ist die Naturwissenschaft gezwungen ihre Schwäche zu bekennen und einzugestehen, daß sie nicht über die Erscheinung und die nächsten Ursachen hinauskommen, daß sie nicht die ganze Kette der Ursachen zu überschauen und zu zergliedern vermag. Das also will Christus sagen: Hier sind die Geheimnisse unsers Innern. Hier ist unser Wissen lauter Stückwerk. Die Kette endlicher Ursachen und Einwirkungen vermögen wir nicht zu übersehen, nicht zu erkennen das „Woher" und „Wohin"; aber der letzte Grund all dieses Geisteswehens und Wirkens, und das letzte Ziel all dieses Anklopfens an unser Inneres, all dieses Suchens und Ziehens unserer Seele durch Menschen und Schicksale ist der lebendige Gott! So lasset uns denn bekennen: Ein Wunder in jenem magischen Sinne, ein Durchbrechen und Abreißen der Naturgesetze ist diese neue Geburt des Geistes nicht, wohl aber ein großes Geheimniß! Auch hier wirkt Gott nicht ohne äußere Mittel, auch hier sind all die endlichen Ursachen, klein und groß, miteingeschlossen in seinen ewigen Rath, aber wie sie verknüpft sind und wie die äußern Fügungen und innern Seelenstim-

mungen zusammenklingen, und wie dann endlich das neue Leben hervorbricht aus dem dunkeln Mutterschos, das vermögen wir nicht zu zergliedern, nur dankbar zurückzublicken auf die wunderbaren Verschlingungen des Weges, der uns bis hierher geführt! Ihr alle, die ihr also zurückblickt auf den Tag von Damaskus, auf die Stunde da ihr euerm Gott ein heiliges Gelöbniß abgelegt, werdet es mir bezeugen, geheimnißvoll sind diese Wege, an das Kleinste war oft das Größte geknüpft, das Unscheinbarste wurde das Entscheidende, und selbst die Umwege und Verirrungen waren die Wege zum Ziel! Wie viele Stimmen und Zeugnisse der Wahrheit waren scheinbar an unserm Geistesohr vorübergegangen, und sie waren doch nicht vergessen und verklungen, sie waren nur versenkt in den tiefen Grund unserer Seele, sie ruhten wie das ersterbende und neukeimende Saatkorn in der schwarzen Ackerfurche. Wieviel von unserm Zweifeln und Leugnen war vom Geist der Wahrheit eingegeben und vom Wahrheitsdurste erfüllt und sollte uns zu tieferer Wahrheit führen! Wie hat der gütige Gott uns an unsichtbaren Fäden gezogen und uns nimmer von sich gelassen, an den Fäden der Liebe zu den frühverstorbenen frommen Aeltern, deren Worte wir nicht vergessen konnten und nicht vergessen haben in all dem verworrenen Streit und Durcheinanderreden der Zeitstimmen; an den Fäden der Liebe zu allem, was schön und edel ist, die uns endlich zu der ewigen Vaterliebe und zu seiner Offenbarung in Christo hingeführt hat! Wie hat er uns die Noth und Bedrängniß schmecken lassen, und uns wunderbar errettet in der dunkelsten Stunde! Wie hat er uns gereinigt und befestigt nicht durch das Leben allein und seine ernsten Erfahrungen, auch durch den Tod, ja vorzugsweise durch ihn, durch die unvergeßliche Predigt, die dieser Gewaltige uns gehalten! Aber so dunkel auch diese Geheimnisse sind

und so selten der Schleier unsers innern Lebens sich lüftet, da, wenn wir auf einer lichten Bergeshöhe angekommen sind, von welcher wir die zahllosen Biegungen unsers aufwärts steigenden Weges überschauen; das eine wissen wir doch, diese neue Geburt, so plötzlich sie auch erscheint, ist lange schon vorbereitet, so vereinzelt sie auch dasteht, gehört einem großen unzerreißbaren innern Zusammenhange an. Und dann das andere: sie hängt mit unserer innersten Eigenthümlichkeit zusammen und hat in einem jeden eine eigene Gestalt und Art. Bei dem einen ist sie leicht, bei dem andern schwer; bei dem einen vollzieht sie sich rasch und auf einmal, bei dem andern langsam und in oft wiederholten neuen Anfängen und Kämpfen. Sie ist die gereifte Frucht unsers ganzen Lebens, Arbeitens und Kämpfens, sie ist aus allen guten, göttlichen Keimen unserer Seele erwachsen!

Und so ist denn die Antwort auf jene Frage des Nikodemus: „Wie mag solches zugehen?“ die: der ewige Gott selbst ist es, der solches wirkt, er wirkt hindurch durch alle endlichen Wesen und zeitlichen Ereignisse, die er zu Mitteln seines himmlischen Zweckes macht; aber er zieht nur die freie Creatur, nur den der sich freiwillig und freudig ziehen läßt, er ruft zu neuem Leben nur die Lebendigen, er gibt den Siegespreis nur den Kämpfenden! Amen.

24.

Der König der Wahrheit.

Text: Joh. 18, 33—38.

Da ging Pilatus wieder hinein in das Richthaus, und rief Jesum, und sprach zu ihm: Bist du der Juden König? Jesus antwortete: Redest du das von dir selbst? Oder haben es dir andere von mir gesagt? Pilatus antwortete: Bin ich ein Jude? Dein Volk und die Hohenpriester haben dich mir überantwortet; was hast du gethan? Jesus antwortete: Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Wäre mein Reich von dieser Welt, meine Diener würden darob kämpfen, daß ich den Juden nicht überantwortet würde; aber nun ist mein Reich nicht von dannen. Da sprach Pilatus zu ihm: So bist du dennoch ein König? Jesus antwortete: Du sagst es, ich bin ein König. Ich bin dazu geboren, und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeugen soll. Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme. Spricht Pilatus zu ihm: Was ist Wahrheit? Und da er das gesagt, ging er wieder hinaus zu den Juden, und spricht zu ihnen: Ich finde keine Schuld an ihm.

Mitteninne zwischen den sinnlichen Messiaserwartungen des jüdischen Volks und dem wahrheitspottenden Statthalter Roms, zwischen Aberglauben und Unglauben, zwischen den

heißen, aber unerfüllten Hoffnungen und völliger Hoffnungslosigkeit steht hier der König der Wahrheit mit seinem Zeugniß!

Ja! Auch ein Bekenntniß von ihm! Ein Bekenntniß darum viel höher als jedes andere, weil es aus seinem Munde geflossen, weil es ein Selbstbekenntniß war. Darum, weil es in der feierlichsten, über Tod und Leben entscheidenden Stunde, im Angesicht des Kreuzes gesprochen wurde!

Welch ein Gegenüber in dem Gerichtssaal zu Jerusalem! Wol nie in der Geschichte der Menschheit standen so nahe nebeneinander, so gerade einander ins Auge schauend, der Mann der untergehenden und aufgehenden Welt, der Mann des Spottes und der Liebe, der rohen und gewaltthätigen Macht und der König der Wahrheit! Und wie wunderbar sind hier vertheilt Schatten und Licht, Schein und Sein! Dort ist alles Prunk und Lüge, Schein und Verwesung, hier alles Unscheinbarkeit, Niedrigkeit und Schmach und Wahrheit und ewiges Leben! So steht der Gerichtete vor dem Richter! Der Gebundene vor dem Gebieter! Der von allen Verlassene und Verachtete vor dem, hinter dessen Stuhl die Cohorten Roms schützend sich aufgepflanzt. Niemand sah und empfand damals die tiefe Wahrheit, die unter dieser Hülle verborgen; niemand ahnte den Urtheilsspruch, den der höchste Richter der Welt einst fällen werde über Richter und Angeklagten! Wir, die heute hinausschauen über den Gerichtssaal von Jerusalem und das Kreuz auf Golgatha, über die Jahrhunderte blutigen Märtyrerthums, den Untergang der römischen Kaisermacht und alle die Stätten der Verwesung, aus denen neues Leben emporgesproßt, erkennen klar den göttlichen Urtheilsspruch, auch den Blödesten ist er gewiß: der verachtete Galiläer hat gesiegt über den Statthalter Roms, er war der Richter, Pilatus der Gerichtete, er

der Gebieter, Pilatus der Gebundene, er der Herr über Leben und Tod, Pilatus der dem Tode Verfallene.

So hat die Weltgeschichte gesprochen! Nicht der Spötter hat triumphirt, sondern der Verspottete! Nicht die Schwerter der römischen Kriegsknechte haben gesiegt, sondern das Schwert des Geistes. Nicht die Erdenkaiser oder Könige haben ihre Reiche dauernd aufgerichtet, sondern der König der Wahrheit! Ihn hat die Weltgeschichte gekrönt. Sein Name lebt noch heute in Segen und Herrlichkeit. Vor ihm beugen sich noch heute nicht die Knie, nein! die Herzen und die Geister der Menschen, die durch ihn Frieden gefunden.

Und Pilatus? Nicht vergessen ist sein Name, nicht ausgelöscht sein Urtheilsspruch. Er geht durch die Weltgeschichte hindurch mit dem, über welchen er zu Gericht saß. Wir sehen noch heute den kalten gewissenlosen Römer auf dem Richterstuhl sitzen, das halb höhnende, halb müde Lächeln bei der Frage: „Was ist Wahrheit?" Es ist eine Frage, auf die er gar keine Antwort erwartet, es ist nur eine leichte abweisende Handbewegung, mit welcher er das Ewige beiseiteschiebt. Aber sein Name ist nicht vergessen: „Gelitten unter Pontio Pilato", so schallt es nicht allein in der Passionszeit in unsern Kirchen, überall wo das alte apostolische Glaubensbekenntniß vor der Gemeinde verlesen oder vor der Jugend gelehrt wird, vernehmen wir wieder das anklagende Wort „gelitten unter Pontio Pilato", und diese Anklage hört nicht auf, solange die christliche Kirche steht!

Oh! wenden wir den Blick hinweg von diesem traurigen Bilde eines versunkenen Menschenlebens! Schaut auf den Schwärmer, wie Pilatus meint, auf den König der Wahrheit, wie er selbst sich genannt! Was bekennt er in dieser Stunde des Gerichts?

Zuerst: Sein Reich ist nicht von dieser Welt. Sodann: Sein Reich ist das mächtigste in dieser Welt, das Reich der Wahrheit.

„Bist du der Juden König?" so lautet die Frage des römischen Richters. So lautete offenbar auch die Anklage, „dein Volk und die Hohenpriester haben dich mir überantwortet", sagt Pilatus, das heißt sie sind es, welche diese Klage erhoben, die das Verbrechen des Aufruhrs und der Empörung wider den römischen Kaiser auf dich gewälzt haben. „Der Juden König", das war ja die Bezeichnung für den Messias, das auch die Hoffnung des Volks und seiner Obern, daß er kommen werde, um die unwürdigen Fesseln zu brechen, sein Volk zu befreien und ein selbstständiges und herrliches Königthum aufzurichten, nach dem Vorbilde David's. „Er hat sich der Juden König genannt", dies Wort in dem Munde seiner Feinde wollte nichts anderes sagen als: er hat sich für den Messias erklärt, so ist er denn ein Empörer wider den römischen Kaiser. Und was antwortet der Herr darauf? „Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Wäre mein Reich von dieser Welt, meine Diener würden darum kämpfen, daß ich den Juden nicht überantwortet würde, aber nun ist mein Reich nicht von dannen."

Das Eine ist aus diesen Worten unwidersprechlich gewiß: Christus selbst hat mit voller zweifelloser Klarheit die alten jüdischen Messiasvorstellungen und Hoffnungen als täuschende Bilder der Vergangenheit abgestreift, er hat, indem er an sie anknüpfte und sich selbst den Messias nannte, sie zugleich umgebildet, sie im Geiste gereinigt, verklärt und vertieft, und all den Prunk des Davidischen Königthums, all die schönen Hoffnungsträume der Propheten, wie verschlissene Prachtgewänder, ohne Entsagung, ohne Trauer, mit muthiger, frei dem Tode ins Auge schauender Seele abgelegt! Er wollte nicht, gleich so manchen andern Männern, die von dem Jammer des unter

den römischen Ketten seufzenden Volks ergriffen waren, gleich einem Judas aus Galiläa, die Fahne der Empörung erheben, nicht auf den Wegen des Aufruhrs seinem Volke die Freiheit bringen. Er war nicht für dies Volk allein gekommen, sondern für die Menschheit. Sein Weg zur Freiheit war ein langer und ermüdender, hindurch durch die Wahrheit. Sein Reich war ein Reich des Geistes. Aber war es immer also gewesen? Waren die Hoffnungen seines Volkes nicht im höchsten Wogendrange auch bis an seine Seele geschlagen? Hatte er nicht die wiederkehrenden, versuchenden Stimmen, die zu ihm sprachen: ich will dir geben ein Reich von dieser Welt, eine Krone wie David sie getragen, zurückweisen müssen, in harter Selbstüberwindung sprechend: „weiche von mir Satan"; hatte er nicht in den stillen Stunden der Nacht gerungen im Gebet, als er den Tod immer näher und unausweichlicher an sich herantreten sah, bis er das Wort gefunden: „Vater, nicht mein, sondern dein Wille geschehe"; bis er dem Richter die Antwort gab: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt"?! Wohl mögen wir so fragen. Nun aber sind diese Stürme alle vorübergezogen, nun thront lichte Klarheit auf seiner Stirn, nun ist es ganz still in seiner Seele geworden, er hat gesiegt noch ehe der letzte Kampf begonnen. Mein Reich ist nicht von dieser Welt! Was heißt das? Es stammt nicht von dieser Welt, es stammt aus Gott. Seine Waffen und seine Macht sind nicht die Macht und die Waffen dieser Welt, sondern des Geistes. Seine Reichthümer sind nicht die Reichthümer dieser Welt, Geld und Gut, Länder und Fürstenthümer, sondern Gaben und Kräfte des Heiligen Geistes. Sein Reich ist das große, unsichtbare, still und langsam, aber mächtig und unwiderstehlich sich ausbreitende und durch ein starkes Band alle einende Reich der Wahrheit!

Dies Reich stammt nicht von dieser Welt. Es ist nicht

aus Fleisch und Blut, aus sinnlichen Leidenschaften, aus Ehrsucht oder Herrschsucht, aus unreinen und selbstsüchtigen Absichten hervorgegangen, wie so viele Reiche der Welt. Es stammt aus Gott. Der, welcher es gestiftet, beruft sich nicht auf sein irdisches Geburtsrecht, auf seine fürstliche Abstammung von David, und da wo er als Sohn David's angerufen wird, hat er diesen Namen zurückgewiesen, er beruft sich auf sein ewiges Anrecht, auf seine Geistesgeburt aus Gott. Darauf, daß Gott ihn gesandt und gelehrt, daß er ihm die Wahrheit in die Seele gelegt, daß sie eine Offenbarung seines Innern sei, für die er aus göttlicher Nothwendigkeit zeugen mußte, und daß ein jeder, der aus der Wahrheit geboren, seine Stimme hören und verstehen werde. Die Waffen dieses Reiches sind nicht die Waffen der Welt. Nicht mit dem Schwert soll es erobert, nicht durch das Schwert ausgebreitet, nicht durch das Schwert geschützt werden. Schon dem Petrus hat der Herr das Schwert entwunden. Und da wo das Schwert der Obrigkeit und des Kriegs den Kampf für die Kirche aufgenommen, ist es nicht besser geworden in ihr, sondern schlechter, denn bei aller äußern Ausbreitung ist sie immer tiefer hinabgesunken in Sünde und Irrthum, bei aller äußern Einheit ist sie immer mehr im Innern zerrissen und ihr Reich entweiht durch die unreinen Waffen. Denn das Reich des Geistes und der Wahrheit hat seine eigenen Gesetze, seine eigenen Mittel und Wege, seine eigenen stillen Entwickelungen. Und wie das Ziel so der Weg, wie der Zweck so die Mittel, wie die Herrschaft so die Waffen. Wer hier äußerlich eingreift, der zerstört. Da, als die Kirche nicht mehr verfolgt wurde, sondern verfolgte, als sie die herrschende Staatskirche wurde, mit aller Gunst, allen Vortheilen und Vorrechten von oben, da sank sie immer mehr nach unten und alle unreinen Elemente drangen in

sie hinein. Als die heidnischen Völker in die Taufe getrieben wurden, drang auch das Heidenthum mit neuer Kraft in die christliche Kirche hinein. Als die Kirche den Arm der weltlichen Obrigkeit zu Hülfe rief, um durch das Schwert des Henkers die Irrlehrer zu bekehren, wurde nicht die Irrlehre allein, auch der heidnische Aberglaube, die heidnische Abgötterei immer übermächtiger und das Reich der Wahrheit immer tiefer in Schmuz und Lüge hinabgezogen. Ja! die unreinen und weltlichen Waffen haben zu allen Zeiten die Kirche mit verunreinigt und verweltlicht! Das Reich der Wahrheit soll keine Waffen haben als die des Geistes, keine Gewalt als die der Liebe, keine Wege als die der Freiheit. So war es zu Anfang in der Kirche. Oh! wäre es immer so geblieben! So ist Christus uns vorangegangen, oh! wären die Christen ihm nachgefolgt! Er wollte siegen und hat gesiegt durch Lieben und Leiden, durch Dulden und Sterben! Widerstandslos hat er sich in den Tod gegeben und in diesen Tod die ganze weltüberwindende Kraft seiner Liebe hineingelegt. Und so war es in jenen Jahrhunderten der ersten Liebe, der ersten Kraft. Das Blut der Märtyrer tränkte den Acker, aus dem die junge Saat emporwuchs. Der Glaube der Bekenner war der Fels, auf dem die Kirche sich auferbaute. Liebe und Treue der Jünger zu dem Herrn waren die Waffen, mit denen sie kämpften, die stillen Gewalten, mit denen sie die Seelen zwangen. Die Reinheit ihres Wandels, die Kraft ihrer Ergebung, die Klarheit ihres Innern war das Licht, welches weithin in die Dunkelheit leuchtete! Vor diesen Waffen des Geistes haben die römischen Legionen ihre Schwerter senken müssen. Vor diesen stillen, aber unwiderstehlichen Mächten sind aller Zwang und alle Verfolgung und alle Kerker und Gerichtsstätten zu Schanden geworden!

Welch ein Reich, welche Waffen, welche Macht! Das

Reich der Wahrheit, die Waffen des Geistes, die Macht der Liebe! Unscheinbar ist alles, eine verborgene Welt in den Gemüthern, voll ernsten und unablässigen Strebens, von innen nach außen vorzudringen, von innen her die Herzen zu gewinnen und die Sitten zu reinigen, das Band der Gemeinschaft zu befestigen und alle Lebensverhältnisse umzugestalten und zu weihen; voll von Muth und Vertrauen, von Anspruchslosigkeit und Todesfreudigkeit, von stillem Dulden und Ausharren und Hoffen! Und so sind auch die Reichthümer dieses Reiches nicht die der Welt! Greller als an diesem Punkte ist wol nirgends der Widerspruch zwischen der entarteten Gestalt der Kirche und den klaren Worten ihres Stifters, zwischen den angemaßten Statthaltern Christi und Christo selbst hervorgetreten. Mein Reich ist nicht von dieser Welt! Ich bin nicht gekommen zu herrschen, sondern zu dienen. Des Menschen Sohn hat nicht wohin er sein Haupt lege! So ist er durch die Welt gegangen. Entblößt von aller Ehre, von allen Waffen, von allen Gütern dieser Welt! Und seine Statthalter auf Erden? Die dreifache Krone haben sie sich aufs Haupt gesetzt und über alle Fürstenthrone ihren Thron erhoben. Erdengüter und Länder haben sie zusammengerafft und erobert und ausgebeutet; obrigkeitliche Gewalt an sich gerissen und äußere Herrschaft und Zwang in Strafen und Züchtigungen ausgeübt; sie haben mit allen Waffen des Fleisches gekämpft, mit allen äußern Zwangsmitteln geherrscht und alle Reichthümer der Welt erstrebt und genossen!

Mein Reich ist nicht von dieser Welt; das heißt das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Geberden, kämpft nicht mit äußerlichen Waffen, prunkt nicht mit äußerlichem Glanz, befestigt sich nicht durch äußerlichen Besitz. Und doch steht es in dieser Welt. Es ist ein Reich, eine Macht, so mächtig wie

kein anderes. Als Pilatus Christus wieder fragt: „So bist du dennoch ein König?", da antwortete er: „Du sagst es, ich bin ein König. Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich von der Wahrheit zeuge!" Welch ein Wort! Welch ein Beruf! Ich bin dazu gekommen, daß ich von der Wahrheit zeuge! Welch eine Gewißheit über die göttliche Sendung! Welch eine starke und demüthige Beschränkung auf dies Eine: von der Wahrheit zu zeugen! Welch eine königliche Majestät, mit der angethan der Nazarener vor Pilatus steht; bei all der Niedrigkeit und Verbrecherschmach dennoch ein König!

Du sagst es — ich bin ein König; dies Wort, welches die Weltgeschichte aufbewahrt hat, athmet eine Geisteshoheit und strahlt von einem innern Lichte, dem sich niemand entziehen kann, dessen Auge dem Lichte geöffnet ist. Ja! er hat etn Königthum aufgerichtet in dieser Welt! Er ist der König der Wahrheit! Ist das nicht der Eindruck, der einem jeden nach Wahrheit Suchenden aus seinem Bilde unwiderstehlich und unvergeßlich sich einprägt? Er kannte nicht die feige ausweichende Lüge, nicht die schwächliche Anbequemung an die Vorurtheile der Menge, oder an den Willen der Machthaber; so rein und klar der Spiegel seiner Seele war, so hell auch das Wort seines Mundes! Kein falscher Schein, kein zweideutiges Zugeständniß verdeckte den Sinn seiner Rede; je mächtiger der verfolgungssüchtige Heuchlerstrom anschwoll, je drohender diese Schar auf ihn einstürmte, desto feuriger wurden die Pfeile seiner Zunge, je näher die entscheidende Stunde mit ihrem Todesurtheil trat, desto fester und gesammelter wurde er in seinem Innern, desto gewisser wurde er der göttlichen Sendung: Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich von der Wahrheit zeuge.

Wer diese reinste, alles opfernde Wahrheitsliebe in Jesu

nicht kennt und liebt, der kennt ihn überhaupt noch nicht, dem ist das Geistesauge verschlossen für sein tiefstes Seelenleben, der ist, ob er auch mannichfache und gelehrte Forschungen angestellt über das Leben Jesu, ob er auch einen glänzenden Schimmer von Beredsamkeit über das von ihm entworfene farbenreiche Gemälde ausgegossen, wie jener, euch allen dem Namen nach bekannte französische Schriftsteller; der ist dennoch ein Geistesblinder, denn er vermag nicht das reine Bild rein in sich aufzunehmen, der trägt aus seiner eigenen Seele, aus seiner unreinen Zeit und Luft, aus den Umgebungen einer bis in das Tiefste entsittlichten Welt, die Züge neumodischer Schwärmerei und Freiheitsschwindels hinein in die Seele des Reinen, der sich opferte für die Wahrheit!

Er war ein König der Wahrheit! Nicht der Wahrheit, welche eine andere für die Weisen ist, eine andere für die Blöden, zu welcher es vieler gelehrter Kenntnisse und Untersuchungen bedarf, auf deren Wegen nicht alle zu folgen vermögen und die doch nie über den Zweifel und Schwanken hinauskommt. Nein! der Wahrheit, die ein heiliges Gemeingut ist für alle, wie das Licht, die Luft und des Lebens Brot; die über der Zeiten Wandel und der Gelehrten Streite und Zweifel steht, die sich im Innersten des Gemüthes auferbaut und in dem Gewissen eines jeden ihren Widerhall findet. Der Wahrheit, welche nicht das Wissen allein bereichert und den Verstand befriedigt, welche Trost und Kraft und Halt gibt im Leben und auch durch des Todes Aengste die Seele muthig hindurchführt!

Ist denn aber die Wahrheit das Höchste? so fragen viele. Ist nicht ein ganz Anderes und Herrlicheres die That der Liebe? Oh! laßt uns nicht also trennen und streiten. Wir reden hier ja von der Wahrheit, welche mehr ist als alles Wissen, von der lebendigen Wahrheit, welche Leben und Licht

und Heil in die Seele gibt, und wie möchten wir sie von der Liebe scheiden? Hat doch Christus selbst nimmer also geschieden. Er hat diese Wahrheit geliebt bis zum letzten Hauche. Er hat seine ganze Liebe zur Menschheit in diese Liebe zur Wahrheit, die die Menschen beseligen und befreien sollte, versenkt und eingetaucht. Er hat für diese Wahrheit gezeugt mit seiner heißesten Liebe, mit seinem Blut. Die Wahrheit lieben und die Menschen lieben, denen er sie verkündete, für die Wahrheit sterben und für die Menschen sterben, denen diese Wahrheit eine Quelle des Heils werden sollte, das war bei ihm Eins. „Wahrheit üben in Liebe“ war die Summe seines Lebens, und sein Reich ein ewiges Reich der Wahrheit und Liebe! Wir können das reine Licht der Liebe nimmer entbehren, wir können nicht Liebe üben gegen unsere Brüder ohne zuvor klar geworden zu sein in unserm Innern, ohne wahr geworden zu sein gegen uns selbst. Wir bedürfen dieser Gewissensschärfung, dieses immer frischen Salzes der Wahrheit, damit nicht alles in uns dumpf und stumpf werde und auch die Liebe nichts sei als gutmüthige Schwäche.

Und dieses Reich der Wahrheit und der Liebe, welches nicht von dieser Welt ist, ist es wirklich ein so mächtiges in dieser Welt? Ist es wirklich also, daß es die Waffen und die Gunst und die Reichthümer und die Künste dieser Welt und ihrer Machthaber so gar nicht bedarf? Daß es allein auf sich selbst ruht, sich stille ausbreitet und einwurzelt, und lebensvolle Gestalt gewinnt allein durch innere geistige Kraft, durch sittliche Eroberung? Ja! es ist also, und ganz buchstäblich und ganz ohne Ausnahme! Die Wahrheit siegt noch immer über die Macht! Denkt nur an Christus und an Pilatus; an die unscheinbare Geistesherrlichkeit und die prahlerische übermüthige Macht! Die sittlichen Eroberungen sind noch immer die allein

dauernden. Das schamlose Unrecht, welches sich auf den höchsten Gerichtsstuhl setzt, wird noch immer zu Schanden. Das Gewissen der Menschheit, der Rechts- und Wahrheitssinn eines Volks ist noch immer unzerstörbar.

Freilich gibt es viele in unserer Zeit, die dem römischen Richter in Jerusalem gleichen auf ein Haar. Die mit spöttelndem Achselzucken sprechen: Was ist Wahrheit? Was ist Recht? Das was der römische Kaiser befiehlt, das was Gunst bringt bei dem römischen Kaiser. Die mit Lächeln auf die Schwärmer herabsehen, welche für die Wahrheit und das Recht einstehen wollen mit ihrer ganzen Person, und zu ihnen sprechen: die Macht geht über das Recht, die That geht über das Wort, wir haben die Macht und wir wollen sie gebrauchen!

Wohlan denn, die Geschichte wird auch hier den gerechten Richterspruch fällen. Denn es ist nichts als ein oberflächlicher und bald zerrinnender Schein, daß das Unrecht triumphirt, daß die Wahrheit ausgelöscht werden könne, daß die fleischlichen Waffen mächtiger seien als die geistigen. Wir wollen zu Christo stehen, dem König der Wahrheit; wir werden auch mit ihm siegen! Amen.

25.

Das thätige und das beschauliche Christenthum.

Text: Luk. 10, 38—42.

Es begab sich aber, da sie wandelten, ging er in einen Markt. Da war ein Weib, mit Namen Martha, die nahm ihn auf in ihr Haus. Und sie hatte eine Schwester, die hieß Maria; die setzte sich zu Jesu Füßen, und hörete seiner Rede zu. Martha aber machte sich viel zu schaffen, ihm zu dienen. Und sie trat hinzu und sprach: Herr, fragst du nicht danach, daß mich meine Schwester läßet allein dienen? Sage ihr doch, daß sie es auch angreife. Jesus aber antwortete und sprach zu ihr: Martha, Martha, du hast viele Sorge und Mühe; Eins aber ist noth. Maria hat das gute Theil erwählet, das soll nicht von ihr genommen werden.

Ein friedliches Bild ist es, welches ich euch heute vorführe. Ein Stilleben im engsten Kreise der Familie. Werdet ihr bei dem heraufziehenden Gewittersturm des Krieges*) noch

---

*) Diese Predigt wurde kurz vor Beginn des Krieges im Jahre 1866 gehalten.

Ruhe und Theilnahme finden für das stille Bethanien und die innige Gemeinschaft der Seelen mit dem Herrn; für das Eine, was noththut? Ich zweifle nicht daran. Ich weiß ja, daß, wenn auch der Herr selbst das Wort gesprochen: „Ich bin nicht gekommen zu bringen den Frieden, sondern das Schwert“, er doch der rechte und innige Friedebringer, der Friedefürst ist und sein schönster Gruß: „Friede sei mit euch.“ Ich weiß auch, daß mehr als je in den Zeiten der höchsten Erregung und des heftigsten Kampfes nach außen hin der Friede im Innern noththut, daß gerade dann das Verlangen stärker als sonst sich erhebt, daß die Seele stille werde und der Wille gerüstet.

Fast scheint es, als ob diese Erzählung von dem Verkehr des Herrn mit den Schwestern in Bethanien in einer Art von Gegensatz stehe zu dem vorangegangenen Gleichniß vom barmherzigen Samariter. Das letzte Wort des Herrn an den Schriftgelehrten ist: „So gehe hin und thue desgleichen.“ Und der Sinn: Auf das Thun kommt alles an. Die Nächstenliebe bewähret sich nur in der hülfreichen That. Der ist der Nächste, der die Barmherzigkeit thut! Wie ganz anders hier! Dort heißt es: Thun, hier: Ruhe. Dort wird die dienende Liebe gepriesen, hier die still verehrende. Und doch besteht kein ernstlicher Gegensatz. Und ebenso wenig findet sich in unserer Erzählung selbst ein ernstlicher Gegensatz zwischen den beiden Schwestern: der sinnigen Maria und der thätigen Martha! Vielmehr da, wo er auftauchen will, in der Anklage der Martha, wird er durch das zurechtweisende und beschützende Wort des Herrn sogleich wieder aufgehoben und versöhnt! Also das ist der Sinn unserer Erzählung: Mancherlei sind die Gaben und Lebensrichtungen der Menschen, und niemand soll hadern mit dem andern, denn eine jede ist wohlberechtigt und von Gott selbst in die Natur

gelegt; vielmehr sollen sie untereinander sich ergänzen und versöhnen in dem Einen, was noththut.

Und so wollen wir denn heute reden von den Grundrichtungen der menschlichen Natur in ihrem Unterschiede und in ihrer Versöhnung.

Die beiden Schwestern stellen in Wahrheit zwei große Klassen und Lebensrichtungen der Menschen dar, die in einer Menge von feinern Schattirungen und Unterabtheilungen überall wiederkehren und auch innerhalb des Christenthums sich erhalten haben und erhalten sollen. Wir haben es schon einmal angedeutet, das praktische Leben ist in der Martha, das beschauliche in der Maria dargestellt. Dort ist es das nach außen gehende rastlose Wirken, welches dem Leben seinen Werth gibt, hier das stille Weben und sich nach innen Ziehen des Gemüthes; dort ist es die selbständige unermüdliche Thätigkeit, hier die sich anschließende unerschütterliche Ruhe und Hingebung; dort ist es recht eigentlich der sittliche Trieb, hier der religiöse. Und diese beiden können und dürfen sie denn je voneinander völlig losgelöst sein? Gewiß nicht. In ihren Wurzeln sind sie ja Eins. Und auf ihre tiefe und innige Vereinigung kommt alles an. Wir können nicht fromm sein, ohne sittlich zu sein, ohne unsere Frömmigkeit durch die That zu bewähren. Wir können nicht glauben, ohne zu lieben. Und wir können nicht sittlich sein, wahrhaft reinen Herzens, ohne Gott im Herzen zu tragen, und in demüthiger Ergebung unser ganzes Leben vertrauensvoll in seine Hut zu stellen. Denn Gott ist die Liebe, Gott ist die Wahrheit. Und nur wer in Gott bleibt und in ihm lebt, bleibt in der Liebe und Wahrheit. Und doch, bei diesem festen Bande, durch welches jene beiden Grundrichtungen in den Tiefen der Seele aneinandergebunden sind, gehen sie wieder in der

Erscheinung so weit auseinander und eine jede derselben hat im Reiche Gottes ihren eigenen Werth und ihre eigene Stelle und soll sich entwickeln, ohne daß die eine oder die andere sich unterordne oder gar untergehe. Sind nicht schon die beiden Geschlechter voneinander geschieden also, daß bei der männlichen Natur die nach außen gehende That, bei der weiblichen der nach innen gehende Sinn und die zarte Empfindung, daß dort die Selbständigkeit und Selbstthätigkeit, hier die Empfänglichkeit, die stille Aufnahme und die sich anschmiegende Liebe überwiegt? Und dann, innerhalb der beiden Geschlechter treten nur in andern Richtungen dieselben Gegensätze wieder hervor. Ist nicht der Martha unter den Jüngern Petrus und der Maria Johannes so ähnlich und geistesverwandt? Und hat nicht ein jeder von diesen seine eigene Aufgabe und seine eigene Gabe, die ihm von Gott selbst gegeben wurde? Gibt es nicht Petrus- und Johannesnaturen, Martha- und Mariaseelen zu allen Zeiten und noch heute? Nur nicht sich anklagen und streiten sollen sie, vielmehr sich freudig anerkennen, zusammenwirken, sich ergänzen und versöhnen!

Und nun, ehe wir die beiden Grundrichtungen näher betrachten, lasset uns auf die evangelische Geschichte etwas genauer eingehen.

Es ist nicht recht, wie es wol öfter geschieht, Martha nur zu tadeln und geringzuachten, sie als die Vertreterin eines rein äußerlichen, weltlichen Trachtens herabzusetzen. So ist es nicht. Auch sie ist eine Jüngerin. Es heißt von ihr im Evangelium des Johannes: Jesus aber hatte Martham lieb und ihre Schwester und Lazarum. Sie ist es, die nach dem Tode des Bruders dem Herrn entgegeneilt und ihm ihren vollen zuversichtlichen Glauben an seine helfende Macht ausspricht. Und ihr Schaffen und Mühen hat ja nicht einen rein äußerlichen,

selbstsüchtigen Zweck. Auch sie will dem Herrn dienen. Sie will ihm ihre Ehrerbietung und Liebe beweisen, soweit sie es vermag. Ja! eine jede der beiden Schwestern liebt den Herrn und möchte ihm gern dienen; aber eine jede thut es anders, eine jede wie sie es versteht und vermag. Martha, indem sie die eigentliche Wirthin und Vertreterin des Hauswesens, das Beste, was sie zu finden vermag, aufbietet, um den geliebten Gast würdig zu empfangen. Das Recht müssen wir ihr doch gewiß lassen, in ihrer Weise ihre Liebe und Verehrung dem Meister an den Tag zu legen. Die thätige Hausfrau dürfen wir nicht in ihr angreifen oder herabsetzen. Aber das ist nicht recht, daß sie die Art der Liebesbezeugung, wie sie die von ihr so grundverschiedene Schwester übt, nicht anerkennt, daß sie nicht nur selbst ihr einen Vorwurf daraus macht, sondern sie sogar bei dem Herrn verklagt, damit er sie zu ihrer Pflicht anhalte. Sie hat keine Ahnung davon, daß es noch eine andere Art der Gastfreundschaft gibt, als die des Gastmahls, noch eine andere Art des Dienens, als die des Bedienens. Sie weiß nicht, daß die besten Wirthe die sind, welche nicht allein, oder nur vorzugsweise für die leibliche Bewirthung sorgen, sondern auch noch Zeit und Freiheit übrigbehalten, um sich zu dem Gaste zu setzen und sich selbst ihm zu geben und es ihm wohl werden zu lassen in solchem selbstlosen Zuhören und Aufnehmen. Sie weiß es nicht, sonst würde sie nicht glauben, daß die Maria sogar nichts thue, daß sie nicht auch ein schönes Theil der Gastfreundschaft miterfülle. Sonst würde sie wol daran denken, daß der Herr doch nicht gekommen, um allein zu sitzen und des Gastmahles zu warten, und es der Schwester danken, daß sie der Wirthin Pflichten mit ihr theile.

Und dann noch Eins ist nicht recht, was der Herr auch andeutet, wenngleich in mildester Form, daß dies Bedienen so

ganz ihre Seele hinnimmt, ihr soviel Sorge und Mühe macht. Er will sagen: Martha, du machst dir ohne alle Noth soviel Noth. Du bereitest so vieles, was gar nicht von nöthen ist, und denkst nicht an das Eine und Höchste, was vor allem noth ist. Du vergißt vor all diesen Speisen das eine Lebensbrot, das ich dir zu bringen gekommen, und begibst dich also selbst des Segens am Mahle. Es liegt in diesen Worten des Herrn nicht eben eine scharfe Verweisung der Martha, sie sollen vor allem eine Vertheidigung, eine Schutzrede für die Maria sein, welcher ihre Art, den Herrn zu ehren, unverwehrt bleiben soll. Daß der Herr hier vor allem die Angegriffene schützen will (wie er es später bei der letzten Salbung noch einmal den Jüngern gegenüber that), haben wir besonders im Auge zu behalten. Ja! Wir möchten meinen, daß, wenn die Maria ihre Schwester verklagt hätte, so würde der Herr sich dieser angenommen und etwa so gesprochen haben: „Laß du die Hausfrau in Ehren, auch Martha hat ihr gut Theil, sie dienet mir aus Liebe, wie du mir aus Liebe zuhörst.“

Und nun lasset uns einmal die Anwendung machen von der Martha der evangelischen Geschichte auf alle Marthanaturen! Glaubt nicht, daß Christus die dienende Liebe, das thätige Christenthum, so gering geachtet. Nimmermehr! Die rechte That ist ja die gereifte Frucht, die Krone, die Vollendung des ganzen Christenthums! Ich habe euch wol oft darauf hingewiesen und es steht mir unerschütterlich fest, daß dies nicht eine einseitige Auffassung des Christenthums, etwa nur die meinige, daß es vielmehr die innerste Ueberzeugung Christi selbst gewesen ist. Dafür zeugen unzählige Aussprüche. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“, das ist ein unumstößliches Wort. Nicht auf die grünenden und wieder welkenden Blätter, auf die wechselnden Meinungen und Lehren, nicht auf die tau-

den unfruchtbaren Blüten, auf die weichen Empfindungen und Rührungen kommt es an, sondern auf die Frucht. Die Frucht aber ist die lebendige, starke, aus der Liebe geborene That. Aber das müssen wir festhalten: Sie ist die lebendige, aus dem ganzen Leben mit seinen besten Säften und Kräften erwachsene, die von Liebe erfüllte und durch Liebe geweihte That. Denn die Liebe allein ist des Gesetzes Erfüllung. Solche That ist gar sehr zu unterscheiden von der äußerlichen und unruhigen Geschäftigkeit und Betriebsamkeit, von jeder Art der Werkgerechtigkeit. Ihr fehlet ja das Beste, die Seele der Liebe. Sie ist nicht eine lebendige That, sondern ein todtes Werk. Nicht eine am Stamm erwachsene Frucht, sondern eine von Menschenhänden willkürlich darangehängte. Sie gehet wol nach außen, aber sie kommt nicht von innen. Wie unzählige Menschen gibt es, die sich selbst für unendlich thätig und verdienstlich halten und doch nur eine sehr kleine Betriebsamkeit entwickeln, welche ohne höhern Werth und Segen bleibt. Nicht als ob es auf den Kreis des Wirkens und die Hoheit und Herrlichkeit der Gegenstände ankäme, auf welche wir unsere Kraft richten. Gewiß nicht! Das alles kann sehr klein und unscheinbar sein und doch im Dienste des Reiches Gottes stehen und von göttlichem Segen begleitet werden. Es kommt vielmehr alles auf die Gesinnung an, aus der und in der wir handeln, auf die Lauterkeit des Herzens, auf die Kraft der Hingebung, auf die Fülle der Liebe. Wohl kann das thätige Christenthum herrlich und unvergleichlich schön dargestellt werden in einem engen Hauswesen, von der treuen, unermüdlich waltenden, allen in Liebe dienenden Hausfrau, und unser Luther hat ein köstliches Wort gesprochen, wenn er sagt: „Eine brave christliche Hausfrau, die ihr Hauswesen treu besorgt, ihre Kinder wäscht und erzieht, ist mehr werth als alle Heiligen und Nonnen der

katholischen Kirche", und er hat damit den rechten Martha-naturen die ihnen gebührende Ehre gegeben. Aber wir haben ein anderes Wort von einem unserer größesten Dichter, welches scheinbar diesem entgegensteht und doch nicht minder wahr ist: „Gemeine Naturen zahlen mit dem, was sie thun, edle mit dem, was sie sind." Diejenigen, welche nur thun, ohne etwas zu sein, deren That nicht aus dem Blütenkelche der innersten Persönlichkeit hervorgebrochen, die sich nur äußerlich abarbeiten in dem kleinlichen Treiben des täglichen Räderwerks, sind auch nur Knechte und mühselige Tagelöhner, welche ihren Lohn dahinnehmen. Das sind keine Früchte, die ihr Lebensbaum trägt, denn sie haben in sich nichts von dem Duft der Blüte, welcher jeder edeln Frucht innewohnt. Zwei Gefahren aber gibt es für alle, welche durch ihre Eigenthümlichkeit vorzugsweise auf das thätige Leben hingewiesen sind, und vor welchen auch die Martha nicht völlig bewahrt blieb. Das ist zuerst der Werk- und Tugendstolz und die Ueberhebung über alle, welche nicht so viel äußerlich schaffen und laufen wie sie selbst. Sie halten nur zu leicht die weichen, nach innen gewandten Seelen für arbeitsscheu und unbrauchbar und erheben sich weit über sie mit dem Ruhme praktischer Tüchtigkeit und Nützlichkeit. Aber, so rastlos auch ihr Treiben sein mag, ist dies nach außen Drängen doch so oft nichts als ein Zeichen innerer Unruhe und Oede, und soviel sie auch täglich schaffen und lärmen mögen, fragen wir doch mit Recht: ist denn das alles wirklich noth, oder machen sie sich ohne Noth soviel zu schaffen und vergessen darüber das Eine, was wirklich noththut, und verlieren die höchste und rechte Seelenerquickung, das stille Glück und die Weihe des Lebens? Möchten wir nicht auch ihnen zurufen: Martha, Martha, du machst dir viel äußerlich zu schaffen, aber im Innern schaffst du so wenig. So wenig für deine

eigene Seele wie für die Seelen derer, die dir anbefohlen. Und wie magst du dich über die erheben, welche nicht so geräuschvoll wie du das Außenwesen des Hauses betreiben und deren Haus doch auch wohl geschmückt und gereinigt ist, und welche nicht nur für die leiblichen Bedürfnisse der Ihren, sondern auch und vielmehr für die Seele sorgen, welche nicht laut mit viel Belehrungen, Ermahnungen und Strafen, wie vor aller Welt, ihre Kindererziehung treiben, sondern ganz still durch der Liebe allmächtigen Zug, und welche in diesem Geist innigen Zusammenseins alles vereinen und versöhnen?

Aber noch Eine Gefahr, die wir auch schon angedeutet, droht diesen Marthanaturen. Daß ihr Thun zu einem Sorgen und sich Abmühen wird. Sie stehen nicht über dem, was sie schaffen, mit freiem hohen Sinn. Sie werden hinabgezogen in den Staub. Sie werden verstrickt in die Sorgen und Ungewißheit der äußern Dinge. Sie vergessen so oft, daß sie dem Herrn dienen, und gerathen, ohne es zu wissen, unter die Herrschaft der Fürsten dieser Welt. Und sie haben bei alledem keine Freude und stilles Genügen, ihr Leben bleibt unruhig und ungewiß.

Aber, was soll ich euch von Maria sagen? Unser Text verläßt uns hier so ganz. Sie selbst spricht kein Wort. Wir erfahren nur das Eine: Sie setzte sich zu Jesu Füßen und hörte seiner Rede zu. Und dennoch, ist nicht auch dies Schweigen so bezeichnend? Dies still zu den Füßen sitzen und Lauschen? Da selbst des Vorwurfs laute Stimme kaum vernommen wird, oder doch bald wieder vorüberrauscht vor dem innern Ohr wie ein fremder Klang? Ja! die Maria steht wie ein vollkommen klares Bild vor unserer Seele. Sie stellt uns alle die innigen und sinnigen, die schweigenden und lauschenden Seelen dar, die so still und doch so beseligend und mit so

geräuschlosem Flügelschlag über dies Erdenleben dahinschweben. Sie gehört zu denen, die viel mehr hören, empfangen und vertrauen, als reden und haben und hervortreten. Denen es ein tiefes Bedürfniß ist, von allem äußern Thun immer wieder einzukehren in die stille Klause des Herzens und hier alle freundlichen oder feindlichen Eindrücke der Außenwelt zu bewegen. Ihr kennt sie alle, und habt schon im Leben ihren sanften Einfluß, ihr Segen bringendes Walten erfahren. War es eine innig geliebte Mutter, die euere Kindheit behütete und euern Blick nach oben wandte, die an euerm Krankenlager saß und des Wissens erste Keime pflegte und die Kindesseele nährte mit der Milch des Glaubens und der Liebe? Oder ist es die Gefährtin euers Lebens, die euch die Familienstube zum Heiligthum macht und aus allem Streit und Geräusch der Welt euch immer wieder zurückführt an diesen Altar des Friedens? Diese Mariaseelen sind zu allermeist in dem weiblichen Geschlecht zu finden, aber doch auch unter den Männern gibt es eine große Zahl, und zu ihr gehören alle Dichter und Denker, alle Künstler und Gelehrten, alle wahrhaft religiösen Naturen, welchen es eigen ist, daß sie nicht aufgehen in dem lauten Lärmen und Treiben des Tages, in dem Jagen nach dem, was nützlich ist, sondern nach oben schauen zu den ewigen Idealen, die ihre Brust wie mit Erinnerungen aus einer andern Welt erfüllen. Ja! Ich darf noch weiter gehen. Etwas von diesem Mariasinn sollen wir alle haben, wie wir auch sonst mit Gaben vom ewigen Vater ausgestattet sein mögen, anfangen sollen wir alle damit zu lauschen, zu empfangen, uns anzuschmiegen, vertrauend nach oben zu schauen, und aufhören sollen wir nimmer in dieser Zeiten Gedränge, in diesem Kampf und Arbeit um des Lebens Nothwendigstes, den stillen Frieden zu suchen, und uns zu den Füßen des Herrn zu setzen. Denn

wisset: Das ist das Eine, was noththut, was uns allen noththut, den Martha= wie den Mariaseelen. Das ist das innerste Wesen des Glaubens! Anschmiegen, Vertrauen, Aufschauen, still und gesammelt sein! Auch für die mitten im Getümmel des Lebens stehenden, rastlos thätigen und kämpfenden Menschen ist es ein heiliges Bedürfniß und eine unerläßliche Forderung ihrer geistigen Gesundheit, aus dem Staube und Getümmel der Endlichkeit einzukehren in den Frieden der Ewigkeit, die Seele zu reinigen und zu sammeln in ernsten Weihestunden und aufzublicken zum Herrn des Lebens, aufzuhorchen auf die Belehrungen, welche er uns zuruft durch mannichfache Schicksale in Freud und Leid, seine starke Hand zu ergreifen und unter seinen heiligen Schutz kindlich uns zu stellen!

Das ist das Eine, was noththut, und das ist es zugleich, wodurch alle die verschiedenen Anlagen und Richtungen der Menschen untereinander verbunden und versöhnt sind!

Aber glaubet nicht, dies Eine sei zugleich das Einzige. Meinet nicht die Maria von Bethanien sei das rechte Vorbild für eine weichliche und müßige Empfindungsfrömmigkeit, welche durch sie für alle Zeiten geheiligt worden! Wir wissen es wohl, wie unendlich viele gerade in unsern Tagen einer solchen weichlichen und dumpfen Frömmigkeit sich ergeben haben, die vorzugsweise in viel erbaulichen Reden und Rührungen sich offenbart und in Betstunden, Andachtsbüchern und Gesangbuchsliedern ihre Nahrung sucht, und wir wissen auch wie so leicht mit dieser Unklarheit und Ungesundheit des Gefühls sich eine Vorliebe zu den alten Lehrformeln und den magischen Vorstellungen von der alleinigen Macht der Gnade und von dem rein waschenden Blute Christi verbindet.

Wir gedenken des Wortes: Wer die Wahrheit thut, der kommt an das Licht; und des andern: Wer diese meine Rede

thut, der gleicht dem Manne, welcher sein Haus erbauet auf den Felsengrund. Und wir wissen von Maria, daß sie nicht allein still zu des Herrn Füßen gesessen, daß sie ihm auch all ihre Habe dargebracht, um seinen Tod zu weihen, daß sie ihm, da die Jünger ihn verleugneten oder sich fern hielten, nachgefolgt ist bis unter das Kreuz, und daß sie die erste war, welche am frühen Ostermorgen, da es noch dunkelte, zu seinem Grabe kam! Und wir lernen daraus die Bestätigung des Wortes: Wer ein rechter Jünger des Herrn sein will, der folge ihm nach in stillem kindlichen Aufschauen zu Gott, aber auch in Leiden und harten Kämpfen des Lebens! Wir lernen daraus, darauf kommt es an, dem Herrn zu dienen, ein jeder mit seiner Kraft und mit der Gabe, die ihm gegeben ist. Amen.

26.

Die Nachfolge Christi.

Text: Luk. 9, 57—62.

Und sie gingen in einen andern Markt. Es begab sich aber, da sie auf dem Wege waren, sprach einer zu ihm: Ich will dir folgen, wo du hingehest. Und Jesus sprach zu ihm: Die Füchse haben Gruben, und die Vögel unter dem Himmel haben Nester; aber des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege. Und er sprach zu einem andern: Folge mir nach. Der sprach aber: Herr, erlaube mir, daß ich zuvor hingehe und meinen Vater begrabe. Aber Jesus sprach zu ihm: Laß die Todten ihre Todten begraben; gehe du aber hin, und verkündige das Reich Gottes. Und ein anderer sprach: Herr, ich will dir nachfolgen; aber erlaube mir zuvor, daß ich einen Abschied mache mit denen, die in meinem Hause sind. Jesus aber sprach zu ihm: Wer seine Hand an den Pflug legt, und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reich Gottes.

Alle Richtungen und Parteien in der christlichen Kirche, so sehr sie auch sonst voneinander abweichen mögen, stimmen darin überein, daß das höchste Ziel und die Vollendung des Christenthums die Nachfolge Christi, die Aehnlichkeit mit seinem Geistesbilde sei. „Folge mir nach", das ist die immer

wiederkehrende Aufforderung des Herrn an seine Jünger; das ist mehr als alles Bekennen, Herr, Herr sagen und Verherrlichen; das umfaßt alles Glauben, Lieben und Hoffen!

Aber es ist doch nicht so leicht. Leicht ist das Christenthum überhaupt nicht, sondern ernst und schwer. Wohl macht es die Seele leicht von der schweren Bürde und den Geist frei von den beengenden Fesseln der Sünde, wohl klingt das einladende Wort des Evangeliums so milde und gnadenreich, jenes Wort: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, denn ich will euch erquicken", jene Verheißung: „Ich will nicht zerbrechen das zerstoßene Rohr, nicht auslöschen den glimmenden Docht", jene Seligpreisung: „Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden." Wohl ist Vergebung der Sünden, erbarmende Liebe des himmlischen Vaters der selige Mittelpunkt unserer Religion, aber dennoch ist es nicht leicht, dieser himmlischen Güter theilhaftig zu werden; denn der Sünden vergebende Gott fordert doch wieder das Höchste von uns, das ganze Herz, die ganze Kraft, den ganzen Muth. Das ist die Bedeutung jenes Wortes von dem schmalen Weg und der engen Pforte; dem schmalen Weg der Wahrheit, der engen Pforte des Gewissens. Das ist der Sinn der Warnung vor der breiten Heerstraße und der großen Menge, welche auf ihr wandelt. Es ist nicht leicht Christo nachzufolgen. „Wer mir folgen will", spricht er, „der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich, täglich."

Die ebenverlesenen Textesworte geben die Veranschaulichung und Darlegung dieses Gedankens. Auf die ernsteste Selbstverleugnung kommt alles an; auf das ungetheilte Herz. Das soll in diesen drei, im nächsten Zusammenhange stehenden und unmittelbar aufeinanderfolgenden Unterredungen des Herrn klar gemacht werden.

Der erste, welcher zu dem Herrn tritt, ist einer, der jenem reichen Jünglinge gleich, noch mitten in der Lust des Lebens und dem frohen Besitz der irdischen Güter steht, und keine Ahnung davon hat, was jene Nachfolge Christi sagen will, welche Hingabe sie fordert, die freudige Hingabe alles dessen, was wir haben, was wir wollen. Welche Entsagung sie in ihrem Gefolge hat, die Entsagung alles dessen, was dem Leben Reiz und Sicherheit und ruhiges Behagen gibt. Ihm antwortet der Herr: „Die Füchse haben Gruben und die Vögel unter dem Himmel haben Nester, aber des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege.“ Das heißt: willst du mein Jünger sein, so mache dich bereit, alles hinter dich zu werfen, allen Genuß, allen Besitz, Haus und Heimat und Ruhestätte, so mache dich gleich mir bereit, nicht zu haben, wohin du dein müdes Haupt legst. Es heißt mit Einem Wort: Entsage der Erde Lust.

Der zweite, welcher auf die Einladung des Herrn sich anschickt ihm zu folgen, hat nur noch den Einen Wunsch, zuvor hinzugehen und seinen Vater zu begraben. Ihm ruft Jesus das Wort zu: „Laß die Todten ihre Todten begraben, du aber gehe hin und verkündige das Reich Gottes.“ Wie es scheinen möchte, ein hartes, unbarmherziges Wort! Und doch ist es das nicht. Vielmehr ein kühnes, heldenmüthiges Wort! Es will sagen: Gib nicht Raum der Traurigkeit, laß sie nicht herrschen über deine Seele, auch wenn es die Trauer um das Liebste auf Erden wäre; denn sie löst auf des Willens bestes Mark, du aber brauchst den ganzen freudigen Muth. Versenke dich nicht in den Tod, denn du sollst leben und wirken und brauchst des Lebens ganze Kraft. Es heißt mit Einem Wort: Ueberwinde der Erde Leid.

Und endlich der dritte, welcher in die Zahl der Jünger

mit eintreten will, hat einen ähnlichen Wunsch wie jener: er möchte nur noch Abschied nehmen von denen, welche in seinem Hause sind. Ist das nicht so natürlich, so berechtigt? Ganz ebenso wie der Wunsch den Vater zu begraben. Und doch weist der Herr ihn ab mit den Worten: „Wer seine Hand an den Pflug legt und sieht zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes.“ Auch hier wieder müssen wir uns erst zu der Kühnheit und Größe des Sinnes Jesu erheben, der alles ohne Ausnahme, was es auch sein möge, das Liebste, das Theuerste, das Freundlichste auf Erden, in den Dienst des Reiches Gottes nimmt und seinen ernsten Forderungen unterordnet. Dann erst erkennen wir, daß hier nichts Uebermenschliches und Unmenschliches geboten wird; daß es aber Zeiten und Lebenslagen für den Christen gibt, in denen er sich und das Seine und alle die kleinen gemüthlichen Beziehungen des Lebens, all die Anhänglichkeit an alte Freunde und Genossen, all diese süße Gewöhnung, die uns mit tausend Fäden umschlingt, vergessen, in denen er sich und das Seine ohne Abschied zu nehmen in den Dienst Gottes stellen soll. So ist denn der Sinn dieser Abweisung: Mache dich frei im Innersten, erhebe dich auch über die Anmuthungen, welche die Gemüthlichkeit an dich stellt, und all die vielen dir lieb gewordenen Menschen; erhebe dich über der Erde Bande.

Das also ist es, was Jesus in seinem heldenmüthigen, sich über die Erde hinausschwingenden Geist, er selbst darin vorangehend, von seinen Jüngern fordert: Entsage der Erde Lust, überwinde der Erde Leid, erhebe dich über der Erde Bande. Oder sagen wir es mit andern Worten: Mache dich hart gegen Lust und Behagen, mache dich stark gegen Tod und Grab, mache dich frei von Menschen und Banden.

Jetzt erkennen wir wol noch deutlicher als zu Anfang: es ist nicht leicht, dem Herrn nachzufolgen. Bei allem milden, menschenfreundlichen Sinn, den seine Worte athmen, bei allem Friedenswehen seines tröstenden Geistes, geht doch auch wieder ein harter, muthiger, Entsagung fordernder Ton, ich möchte sagen ein kriegerischer Klang durch seine Einladung zum Gottesreich, und wir fühlen es wohl, der Apostel Paulus hat recht, wenn er die Gläubigen Krieger heißt, die in voller Waffenrüstung dastehen sollen Tag und Nacht, muthig des Führers Fahnen folgend bis in den Tod. Welche, aller Entbehrung nicht achtend, ausharren sollen auf dem anvertrauten Posten, bis die Stunde der Abberufnng kommt!

„Nicht Abschied nehmen sollen wir", dies Wort am Schlusse unsers Textes ist gleichsam die Ueberschrift des Ganzen, nicht Abschied nehmen, sondern Abschied geben, nicht trauernd und verlangend rückwärts schauen, sondern muthig und hoffend vorwärts und aufwärts; hinter uns lassend ohne uns noch einmal zurückzuwenden alles Eitle, Kleine und Hemmende; nicht langen und schmerzlichen Abschied nehmen, sondern raschen und fröhlichen Abschied geben, allem was vorüberzieht mit der flüchtigen Lust, allem was in das Grab sinkt mit dem Staube, was veraltet mit der Zeit.

Wohlan denn, so lasset uns vor allem entsagen der Erde Lust, auf daß wir hart werden und gestählt für der Erde Kampf. Ihr fragt zweifelnd: entsagen aller Erde Lust? Uns abwenden von allen heitern Freuden? Von allem warmen Sonnenschein der Liebe? Von allem stillen süßen Glück des Hauses? Von allem Frieden eines mit Erdengütern geschmückten sorgebefreiten Lebens? Uns verschließen in die Einsamkeit, in dunkle Zellen, um zu entbehren, als ob die Güter dieser Erde nicht Güter, nicht Gaben und Segnungen des heiligen

Gottes, sondern sündige Materie und Versuchungen des Bösen seien? Nimmermehr. Aber unsere Seele frei machen von der Erde Lust. Aber, entsagen können in jedem Augenblicke, und uns bereit machen alle Tage für diesen Augenblick, auf daß das Unglück nicht über uns hereinbreche unversehens und uns ermattet finde, auf daß wir die Entbehrung mit freiem und leichtem Herzen, mit thränenlosem Auge ertragen können.

Ja! das Christenthum ist wol milde und weich, aber nicht weichlich. Christus selbst preist Johannes den Täufer, den Helden der Wüste, weil er nicht in weichen Kleidern gehe, und das Wort unsers Textes: „Des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege", zeigt deutlich, daß die harte Selbstüberwindung, welche eine bekannte griechische Philosophenschule, die der Stoiker, lehrte, auch ihm nicht fremd war, daß die Unerschütterlichkeit der Seele auch im Christenthum ihre Stelle hat. Mache frei die Seele von all den weichen verzärtelnden Hüllen, von all den sanften Ruhebetten, auf die sie gelegt ist und die sie selbst verweichlichen und in Schlummer lullen; mache frei die Seele auch von dem Gefühle sichern Wohlstandes, stehe gewaffnet da, ein Krieger, bereit, alles hinzugeben und einzusetzen und zu ertragen, Güter und Heimat und Herd zu lassen, um zu streiten für das, was höher ist als dies alles. Haben wir es nicht in diesen letzten Zeiten alle erfahren und selbst mit Augen geschaut, wie herrlich das Opfern und Darbringen ist, wie groß die Entbehrungen sind, die die Kraft des gestählten Mannes ertragen kann, und wie sehr sie noththun, da wo in des Feindes Land des Krieges Schrecken getragen werden. Wie der Kampf mit Hunger und Durst, mit der Glut des Mittags und dem Frost der Nächte oft schwerer ist als der mit dem anstürmenden Feinde, wie die Todesmattigkeit der Glieder dem Tode selbst seine Schrecken nimmt? Und soll es denn anders

sein mit den Kriegern Christi und in dem Kampfe, welchen sie mit Welt und Schicksal, mit Schmerz und Tod zu bestehen haben? Mache dich hart, auf daß du stark und sieghaft seist, dies Wort gilt uns allen. Wir erfahren es täglich, wie der Lebensnachen vieler im Wogendrange unglücklicher Ereignisse scheiterte, darum, weil er nicht zusammengefügt war aus dem harten Holz der Entsagung, darum, weil wir uns so verweichlicht hatten in der Gewöhnung üppigen Genusses und behaglichen Wohlstandes, weil wir den Gedanken nicht ertragen konnten, wieder arm zu sein, wieder von vorn anzufangen wie einst. So wurden wol manche bei dem hereinbrechenden Verfall ihrer Glücksgüter immer weiter getrieben vom Leichtsinn zur Sünde, von dem wagenden Spiel zum Betruge, und gingen unter in Elend und Schande. Und es waren doch gutmüthige Menschen, die einst die Achtung ihrer Mitbürger genossen; es waren treue Gatten, zärtliche Familienväter, denen das Glück von Weib und Kind über alles ging, — ja! das, was sie für das Glück hielten, — der Wohlstand, der ihre eigene Seele verdunkelt und das Recht in Unrecht gewandelt hatte! Und sehen wir solche Zertrümmerung der Sittlichkeit und des Familienglücks in zahllosen betrübenden Beispielen, ist es da nicht geboten, den Aeltern die heilige Mahnung zuzurufen: Wachet über die Seelen euerer Kinder, stählet sie früh schon in ernster, schrankenvoller Lebensordnung, in Zucht und Entsagung, gewöhnt sie an die gesunde und einfache Kost des Leibes wie der Seele, überreizt nicht ihre Empfindungen, erweitert nicht ihre Bedürfnisse, laßt sie nicht frühzeitig Genüsse kosten, die das Kindesalter nicht zu ertragen vermag, behängt sie nicht mit eitlem Schmuck, der sie selbst vereitelt, haltet von ihnen mehr als alles andere den Gedanken fern, daß sie Kinder reicher Aeltern, daß alle Genüsse des Reichthums ihnen erlaubt und

dargeboten seien. Bedenket, daß die Kindesseele so zart und weich und leicht zerstörbar, und allen Zuflüsterungen der Eitelkeit und Genußsucht so zugänglich ist; und haltet fest daran, daß unsere Zeit mehr als jede andere eine gehärtete Kraft fordert und daß niemand stark ist, der nicht entsagen gelernt, daß niemand Sieger bleibt, der nicht sich selbst überwunden hat!

Und wie nahe verwandt mit diesem Gedanken ist die zweite Mahnung: Ueberwinde der Erde Leid, mache dich stark gegen Tod und Grab! Wohl ist auch hier der Gedanke in sehr kühner, ich möchte sagen abstoßender und herausfordernder Form ausgesprochen, wenn der Herr dem Jüngling, welcher seinen Vater erst in Ehren bestatten möchte, zuruft: „Laß die Todten ihre Todten begraben, gehe du aber hin und verkündige das Reich Gottes.“ Wir möchten wol dagegen einwenden: nein! die Todten sollen nicht die Todten begraben, sondern die Lebendigen, und sie sollen der letzten schmerzlichen Liebespflicht sich nicht entziehen, vielmehr auch im Tode noch dem Geschiedenen nahe sein und ihm ein treues Andenken bewahren. Aber will denn der Herr diese letzte Liebespflicht, die schon den heidnischen Völkern heilig war, diese letzte Ehre, diese so tief menschliche Anhänglichkeit an die zerfallende Hülle des einstigen göttlichen Ebenbildes, die dem Schos der mütterlichen Erde zurückgegeben wird, überall verbieten und misachten? Er will nur sagen: Es gibt noch etwas Höheres. Das ist das Reich Gottes und die freudige, lebenskräftige Arbeit, der muthige Kampf für dies Reich. Und da, wo von diesem Reiche her der Ruf an uns ertönt, folge mir nach, eile und säume nicht, lege die Hand an das Schwert, lege die Hand an den Pflug; da sollst du auch den Tod vergessen und die blasse Leiche, die in den Sarg gelegt wird, und die Todtenklage, und dich hinwenden zum Leben und die schwere Pflicht erfüllen und Leben

schaffen. Und darf ich euch nicht auch hier wieder an den Krieger erinnern, der, wenn er in das Feld zieht und die Trommeln wirbeln hört, nicht lange Abschied nimmt, nicht klagt und trauert, sondern Haus und Herd und Besitz und Weib und Kind dem treuen Gotte anbefiehlt und selbst von dem Liebsten, das unbestattet im Sarge liegt, rasch sich hinwegwendet und mit Einer Umarmung alles zusammenschließt, was ihm geblieben? Darf ich euch nicht erinnern an den edeln Königssohn, den Thronfolger in jenem großen deutschen Staate, der von dem sterbenden Kinde hinweg, von tiefem Schmerze bewegt und doch hohen Muthes zu seinem Heere eilte? Und knüpft sich daran nicht noch ein anderer Gedanke? So wie die heilige große Pflicht, welche das Ganze des Reiches Gottes, das Fortschreiten der sittlichen Weltordnung umfaßt und unsere ungetheilte Kraft aufruft, viel höher steht als das Einzelleben in seiner sinnlichen Erscheinung, so lieb es uns auch geworden, als alles, was dem Tode verfallen muß; so trägt auch die Erfüllung dieser Pflicht eine wunderbar heilende Kraft in sich, sie erlöst uns von dem Schmerz und macht uns stark gegen Tod und Grab. Oh! vergessen sollen wir ja nicht, wie könnten wir auch vergessen, was wir je geliebt? Aus unserm Herzen reißen sollen wir nicht, was wir je darinnen getragen und was mit zu unserm Herzen gehört. Nein! Es bewahren wie einen tiefverborgenen Schatz, einschließen im stillsten Heiligthum der Seele, ehren und weihen im treuen Angedenken. Aber versenken sollen wir uns nicht in des Schmerzes dunkle Gruft, hingeben sollen wir uns nicht diesen weichen, auflösenden Empfindungen, feiern sollen wir nicht immer von neuem den Tod und die Bestattung, wie so manche, welche von diesem Schmerzensgenusse sich nimmer trennen können. Wir sollen uns vielmehr hinwegwenden vom Tode zum Leben und das Abgestorbene den Todten überlassen, das ewig Lebendige

aber, was uns von den Hingeschiedenen geblieben, mit hinübernehmen in unser Leben, mit zu eigen machen unserer Kraft!

Und hat uns nicht wieder die Gegenwart mit ihren erschütternden Ereignissen, mit den blutigen Opfern, die sie von so vielen gefordert, stärker gemacht und gelehrt, den Tod überwinden, uns selbst vergessen im großen Ganzen, und den eigenen Schmerz versöhnen in des Sieges Freude und des Friedens segensreicher Frucht? Ist das nicht ein erhebender Trost für so viele geworden, welche ihr Allertheuerstes erst auf dem Todeslager in der Ferne wiederfanden, daß der einzelnen Unglück in dem großen und allgemeinen Jammer sich verlieren soll und daß des einzelnen Opfertod einen unverlierbaren Antheil hat an dem großen und allgemeinen Segen, der aus diesen blutigen Saaten keimt?

Haben wir aber also der Erde Schmerz überwunden durch freudige That, dann erheben wir uns auch über der Erde Bande. Wie mannichfach sind die Bande, die uns hier fesseln! Wie viele kleine unsichtbare Fäden, die unsere Seelen umspannen? Wenn der Herr dem Jünger das Abschiednehmen verweist von allen denen, die in seinem Hause sind, und ihm das Wort zuruft: „Wer seine Hand an den Pflug legt und zurücksieht, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes“, so kämpft er hier gegen all die kleine und kleinliche Empfindsamkeit und Gemüthlichkeit, welche des Menschen Seele mit so vielen Fäden bindet, welche ihn so schwer zu einem großen heiligen Entschlusse kommen läßt und immer neue Bedenken und Schwierigkeiten in ihm hervorruft, da, wo es gilt, rasch abzubrechen, ein Neues zu beginnen, vorwärts zu schreiten. Ach! das lange Abschiednehmen, welch trauriges Geschäft ist es doch! Und macht uns so unentschlossen, so feige. Wir können uns nicht trennen von all den kleinen lieben Gewöhnungen, von dem Hause und seinen

Umgebungen, von den guten Freunden und Bekannten, die uns wol viel freundliche Theilnahme schenkten, die aber auch uns so vielfach hemmten in unserm Lauf und uns zurückhielten in unserm besten Wollen. Wir möchten sie noch einmal um ihren Rath fragen, noch ein letztes Wort von ihnen hören! Nur noch Abschied nehmen! Oh thut es nicht! ihr würdet sonst nie fertig mit dem Abschiede! Kehrt nicht noch einmal um, ihr seid ja schon auf dem Wege! Fraget sie nicht. Fraget euer eigen Gewissen. Lebt nicht in weichlichen Erinnerungen der Vergangenheit, lebt in der Gegenwart und für die großen Ziele der Zukunft! Zerreißt all die kleinen und elenden Fäden, die euch noch fesseln, brecht ab die Brücken, die hinter euch liegen, ihr sollt ein neues höheres Leben führen, eine neue tiefere Geistesfurche ziehen, der Ruf Gottes ist schon an euch ergangen. Ihr habt schon die Stimme Gottes deutlich in euch vernommen! Wohl, so fraget nicht mehr, schauet nicht rückwärts, wie einst das thörichte Weib Lot's, auf daß ihr nicht zu Grunde geht gleich ihr!

„Wer seine Hand an den Pflug legt und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes.“ Wisset, all diese kleinen Rücksichten und Bedenken sind nichts werth, da wo es einen großen heroischen Entschluß gilt. Das Leben ist ernst, nicht nur gemüthlicher Genuß, sondern Arbeit in der großen Ernte. Es fordert sorgfältige, tüchtige Pflügerarbeit. Ein ungetheiltes Aufmerken des Auges, eine tiefe und gleichmäßige Furche im Acker! Da gilt keine rückblickende, zerflossene Sehnsucht, sondern ein klares Auge nach vorwärts, und ein starker sicherer Arm, sonst wird die Furche schief und oberflächlich und die ganze Arbeit schlecht!

Jetzt sehet ihr wol, meine Freunde, es ist nicht leicht dem Herrn nachfolgen. Es gehört dazu ein heldenmüthiges Herz, ein weltüberwindender, immer nur das Eine im Auge behalten-

der Entschluß! Und wer wir auch seien, welcher Acker im großen Saatfelde Gottes uns zugewiesen, welche Furche des Geistes wir auch zu ziehen haben, nur fest die Hand an den Pflug gelegt, nur nicht rückwärts schauen und rückwärts gehen! So folgen wir ihm nach auf seinem Wege nach Golgathas Höhen, oft mühselig aufwärts klimmend, hinweg über das öde Gestein der Entsagung, vorbei an den Gräbern der Liebsten, zurücklassend Freunde und Genossen, aber immer klaren Blickes hinaufschauend zum Kreuz! Amen.

27.

Die Verwandlung des Wassers in Wein.

(Eine Epiphaniapredigt.)

Text: Joh. 2, 1—11.

Und am dritten Tage ward eine Hochzeit zu Kana in Galiläa; und die Mutter Jesu war da. Jesus aber und seine Jünger wurden auch auf die Hochzeit geladen. Und da es am Wein gebrach, spricht die Mutter Jesu zu ihm: Sie haben nicht Wein. Jesus spricht zu ihr: Weib, was habe ich mit dir zu schaffen? Meine Stunde ist noch nicht gekommen. Seine Mutter spricht zu den Dienern: Was er euch saget, das thut. Es waren aber allda sechs steinerne Wasserkrüge gesetzt, nach der Weise der jüdischen Reinigung; und gingen je in einen zwei oder drei Maß. Jesus spricht zu ihnen: Füllet die Wasserkrüge mit Wasser. Und sie füllten sie bis obenan. Und er spricht zu ihnen: Schöpfet nun, und bringet es dem Speisemeister. Und sie brachten es. Als aber der Speisemeister kostete den Wein, der Wasser gewesen war, und wußte nicht, von wannen er kam (die Diener aber wußten es, die das Wasser geschöpft hatten), rufet der Speisemeister den Bräutigam und spricht zu ihm: Jedermann gibt zum ersten guten Wein, und wenn sie trunken geworden sind, alsdann den geringern; du hast den guten Wein bisher behalten. Das ist das erste Zeichen, das Jesus that, geschehen zu Kana in Galiläa, und offenbarete seine Herrlichkeit. Und seine Jünger glaubten an ihn.

Wir sind eingetreten in die heilige Epiphaniazeit. Sie umschließt die Sonntage von Neujahr bis zu den Fasten. Epi=

phania heißt Erscheinung, Offenbarung, und will uns bezeugen die Offenbarung der Herrlichkeit Christi, das erste Ausstrahlen seines Lichtes in der Erde Dunkel und Noth. Es beginnt das ja schon in der heiligen Nacht, mit dem Stern von Bethlehem, mit dem Lobgesang der himmlischen Scharen. Und diesem Lobgesang gehen voran die weissagenden Stimmen aller Völker, die in der Nacht des Morgenrothes erste Purpurstreifen schauen. Diese Herrlichkeit offenbarte sich in Wort und That. So gibt uns das Evangelium des ersten Sonntags in dieser festlichen Zeit das erste Wort aus Christi Munde, das des zwölfjährigen Knaben vom himmlischen Vater. Das heutige Evangelium dagegen gibt uns die erste Wunderthat, die Verwandlung des Wassers in Wein.

Es ist diese Erzählung von der Hochzeit zu Kana wie eine sinnvolle Ueberschrift über das Leben Jesu, gleichsam das hohe Portal, durch welches wir hineinschreiten in das Evangelium von der Verklärung der Welt.

Verklärung der Welt, das ist das höchste Ziel und die Vollendung dieses Reiches auf Erden. Damit hat er selbst begonnen, das sollen wir bis zu Ende erstreben! Und diese Verklärung besteht darin, daß er alles Natürliche geweihet, alles Gemeine verwandelt hat. Darauf führt uns deutlich unser Text. Der Herr erscheint auf dieser Hochzeit zuerst als der Freudebringer, der selbst an aller Freude theilgenommen und sie erhöhet hat; sodann als der Wunderthäter, der das gemeine Wasser verwandelt in edeln Wein! Ist diese Erzählung nicht ein schönes tiefsinniges Bild seines ganzen Lebens? Er hat alles Natürliche geweihet, d. h. er hat an jeder menschlich schönen und reinen Freude gern theilgenommen. Das ist der große Gegensatz, in welchen er selbst zu Johannes dem Täufer, in welchem das Evangelium der Freude

zu dem harten, verbietenden Gesetz steht. In diesem Sinne nennt er sich den Bräutigam, welcher gekommen das hochzeitliche Mahl zu bereiten, während Johannes nur der Strafprediger und Zuchtmeister ist, und diese Bedeutung hat auch jenes Wort, daß Johannes mit Wasser getauft, er aber mit Feuer und Geist. Also war auch sein erstes Auftreten und sein ganzes folgendes Wirken auf Erden so völlig anderer Art als das des Johannes. Nicht in die Wüste zog er sich zurück, nicht in rauher Kleidung und Fasten und Entbehrungen sah er der Frömmigkeit höchste Form, er stand vielmehr mit seinem warmen, liebenden Herzen mitten im Leben, mitten in seinem Volke; das arme, sündenbeladene, unglückliche Volk zu trösten, zu heilen und aufzurichten, ihm das Evangelium der Freude und der Vergebung zu verkündigen, das war sein Heilandsberuf! Nur drei Jahre lehrte und tröstete er also auf Erden! Im kleinen, unscheinbaren Kreise! Aber wie fern stand er in seinem weiten, allem erschlossenen und alles umfassenden Geiste jeder kleinlichen Abschließung, jeder engherzigen Verdammung! Er hat überall die höchste und freieste, über alles Herkommen und äußerlichen Schein weit sich erhebende Beurtheilung des wahrhaftigen Menschenwerthes! Gedenket doch nur der Ehebrecherin, und der letzten Salbung und des Aehrenausraufens am Sabbat. So sehen wir ihn auf dem Lande umherwandern, über das Meer fahren, in den Ebenen und auf den Bergen. Er hat Land und Meer, Ebene und Berge geweiht. Wir finden ihn beim Gastmahle niedersitzen und unter fröhlichen Menschen sich freuen und dann wieder weinen mit den Weinenden und die Unglücklichen trösten und heilen. Wir finden ihn wieder im traulichen Verkehr mit den Schwestern in Bethanien, und dann die Kinder segnen und an den Gräbern und Särgen beten, und endlich am Kreuze auf Golgatha seine

Seele befehlen in des Vaters Hände. Er hat alle Freude geweihet und allen Schmerz durchgekostet und versöhnt. Er hat in heiterer Sorglosigkeit und Gottseligkeit das Leben der Menschen verglichen dem Blühen der Lilien auf dem Felde. Und so nimmt er auch in dieser schönen und wahrhaft frommen Heiterkeit nach unserm heutigen Evangelium theil an einem Hochzeitsmahle. Es ist dies die einzige Hochzeit, die im ganzen Neuen Testamente erwähnt wird, und es würde uns sicherlich etwas fehlen, wenn sie nicht zu uns gekommen. Wir wissen es ja nun, er hat nicht nur auf der Kinder Haupt die segnende Hand gelegt, nicht nur am Grabeshügel geweint und Trost gebracht, er hat auch am Hochzeitsaltar den Stand geweiht, der von Gott selbst am Anfang der Dinge eingesetzt wurde, und der aller wahrhaftigen Freude und alles Segens Quelle ist, den heiligen Ehestand!

Ja! das vor allem will uns dies Evangelium lehren, daß er das Haus mit allem Kindlichen und Hohen, was es in sich birgt, mit aller freudereichen Geselligkeit, mit allen tiefsinnigen, ernsten und schmerzlichen Empfindungen gesegnet hat. Vom Ehestand wissen wir ja, wie hoch er von ihm dachte, gegenüber der damaligen und bis auf Mose Gesetz zurückgehenden harten Sitte, nach welcher dem Manne das unbeschränkte Recht zustand über das Weib, das er aus Laune und Willkür verstoßen durfte. Wir kennen das Wort: „Also sollen die zwei nicht mehr zwei sein, sondern Eins“, und das andere: „Was Gott zusammengefügt, das soll der Mensch nicht scheiden.“ Er hat die völlige und unauflösliche Verbindung der Ehe, das ist, die wahrhaftige Ehe, welche keine Scheidung der Herzen und darum auch keine äußere Scheidung kennt, gelehrt. Und so soll er noch immer bei jeder wahrhaftigen Ehe der dritte im Bunde, unser aller Hochzeitsgast sein, und uns zur Seite stehen in jener hochheiligen

Stunde, in welcher der Ring Einer Liebe, Eines Lebensgeschickes, Einer Freude, Eines Kreuzes um zwei Herzen geschlungen wird. Der einst mit auf der Hochzeit zu Kana war, soll auch ungesehen, aber heißersehnt an unserm Freudentage bei uns sein! Und nicht nur ein Hochzeitsgast! Nein! Wenn er einmal den Bund gesegnet, wenn er mit seiner heiligen Liebe und Treue bis zum Tode ihn versiegelt hat, dann wird er uns ein lieber Freund und Hausgenosse, der oft und gern bei uns einkehrt und nach uns umschaut und still mit eintritt in die Familienstube und die Kinder segnet mit seinem friedevollen Geist, und uns das Brot des Lebens reicht, wie einst den Jüngern von Emmaus, und bei uns bleibt, wenn es Abend wird. Er, der der Hochzeitsgast bei uns war an jenem unvergeßlich hohen Ehrentage, wird auch der Engel des Friedens sein, der an unserm Todtenbette steht und uns selbst sanft und selig hinüberführt, die aber segnet und tröstet, welche am Lager knien und getreu waren bis in den Tod!

Er segnet das Haus, wie einst zu Kana, d. h.: er stillet die Noth und spendet die Freude. Wol manches Ehepaar gibt es, von dem man sagen kann, die Noth ist ihm gleich anfangs mit angetraut. So war es auch in Kana. Schon am Hochzeitstage zeigt sich der Mangel. Es gebrach an Wein. Aber der Helfer in der Noth fehlte nicht. Und wenn die äußere Bedrängniß auch nicht sogleich gestillet wurde, wenn der Herr auch noch eine Weile verzog, wie damals, da er zu seiner Mutter sprach: „meine Stunde ist noch nicht gekommen“, er fehlet doch nicht da, wo er einmal zur Hochzeit geladen; er füllet die Wasserkrüge der Noth, die Thränenkrüge der Trübsal mit köstlichem Freudenwein. Er machet nicht nur die Hände fleißig und die Herzen geduldig, das Schwere zu tragen und die Liebe treu und mächtig und siegreich über alle Hindernisse, er

gibt dann auch Gedeihen und läßt die Sonne des Glückes wieder scheinen; er wandelt das Trauern in Preisen und die Seufzer in Lobgesänge und die Last wird zur Lust. Er thut es, wenn nur die Thränenkrüge der Reue und Reinigung dagestanden haben!

Und wie sinnreich ist diese Erzählung auch darin, daß der Freudenwein, welchen diese Alltagswelt uns spendet, in so ganz anderer Ordnung und Zeitfolge gegeben wird. Wir erinnern uns jenes Wortes, welches der Speisemeister verwundert zum Bräutigam spricht, da er den köstlichen Wein gekostet: „Jedermann gibt zum ersten guten Wein, und wenn sie trunken geworden sind, alsdann den geringern", und wir sagen uns: dieser „Jedermann" ist die große Welt mit ihren Genüssen. Sie gibt uns das Beste, was sie hat, zuerst. Sie reicht uns frühe schon den Taumelkelch ihrer Lust. Sie macht uns trunken mit ihrem Wein, nicht freudenhell. Und dann kommt das traurige Ende, der schlechte, gefälschte Wein, der bittere Bodensatz. So ist diese trügerische Welt. Zuerst ein süßer, berauschender Vorgeschmack, sodann ein bitterer schaler Nachgeschmack. Das ist: Alter und Krankheit, Stumpfheit, Trübsinn, Verlassenheit. Anders aber ist es mit dem Freudenwein, welchen der Herr uns reicht. Er gibt ihn erst, wenn seine Stunde, und das ist zugleich unsere Stunde, gekommen. Oft in sehr bitterer Stunde der Noth und der Beschämung wie zu Kana. Und da erscheint uns auch dieser Trank bitter mit den Thränen der Wehmuth gemischt. Und doch ist es ein schöner stärkender Freudenwein. Der uns immer heller und muthiger macht, daß Welt und Schicksal, Krankheit und Tod uns nichts anzuhaben vermögen, der auch das traurige Alter zu einem fröhlichen und gesegneten macht, auch den dunkeln Abend erhellt. Also daß dieser Lebensabend gleichet einem langen, schönen Sommertage,

an dem die Sonne langsam niedersteiget in das purpurne Meer, und du sitzest in Frieden, ausruhend von der Arbeit, unter dem Schatten des stillbeglückten Hauses.

Aber der Herr hat nicht nur alles Natürliche geweihet und mit Freude gesegnet, er hat auch alles Gemeine umgewandelt! Er ist nicht nur der Freudenspender, auch der Wunderthäter. Und als solcher erscheint er vorzugsweise in unserm Evangelium, welches mit den Worten schließt: „Das ist das erste Zeichen, das Jesus that und offenbarete seine Herrlichkeit.“ Ein schöner, treffender Name für die Wunder: Zeichen, Offenbarungen der innern Herrlichkeit. Das sind sie. Sie sind nicht nur äußerliche Thatsachen, die einmal in ferner, dunkler Vergangenheit geschehen, und uns unbegreiflich und unnatürlich erscheinen, die darum uns so fremd bleiben und unser Herz so kalt und unsern Verstand so unbefriedigt lassen. Nein! sie sind mehr! Sie sind Zeichen und Spiegelbilder ewiger Gedanken, die allen Zeiten angehören und sich immer wiederholen sollen in der christlichen Kirche, auch in unserer Seele. So sind denn die rechten großen Wunder die Geisteswunder, und jene Sinnenwunder, deren so manche uns berichtet werden in der evangelischen Ueberlieferung, sollen vornehmlich dazu dienen, uns hinzuführen zu der Offenbarung des göttlichen Geistes, sichtbar abzubilden, was in der Welt des Innern ewiges Leben hat. Und also ist es auch mit diesem ersten Wunder zu Kana. Christus offenbarte sich hier als der Wunderthäter! Er verwandelte Wasser in Wein! Ist diese Verwandlung nicht der Grundcharakter aller Wunder? Die Verwandlung des Niedrigen in ein Höheres, des Irdischen in ein Himmlisches?

Auch die Natur ist eine Wunderthäterin. Sie wiederholt alle Jahre dies Zeichen von Kana. Thau und Regen wird immer wieder durch Gottes Allmacht voll feurigen Geistes im

traubenreichen Weinstock. Aber, in der Welt des Geistes offenbart sich dies Wunder noch viel herrlicher. Der Geist, der siegesreiche, der freie, heilige Geist, der von Christo ausgegangen und seine Kirche regiert bis heute, verwandelt und bildet um die ganze Welt. Er wandelt Niederes in Höheres, Sinnliches in Geistiges, Irdisches in Himmlisches, Krieg in Frieden, Tod in Leben. Er macht auch uns fähig, dies Wunder der Verwandlung dem Herrn nachzuthun. Auch wir sollen täglich aus Wasser Wein machen, verwandeln das Alltagsleben in Weihestunden.

Bei dieser Verwandlung durch den Herrn selbst denken wir wol mit Recht zuerst an den großen Gegensatz des Alten und des Neuen Bundes, Moses und Christus stehen deutlich vor unserer Seele! Wir schauen Moses mit dem Stabe vor dem Felsen, welchem Wasser entquoll, und wieder Christum, welcher dies Wasser in Wein verwandelte. Ja! er verwandelte die alttestamentlichen Krüge des Wassers in neutestamentliche Gefäße des Weins, das strafende Gesetz in das freudenreiche Evangelium, der Knechte sauern Arbeitstag in ein fröhliches Hochzeitsfest. Er selbst ist ja der Bräutigam, der das Mahl bereitet, er der Weinstock, an dem wir alle uns erquicken, er der Freudenbringer für alles Volk. Aber, wir bleiben dabei nicht stehen. Nicht er allein hat dies Wunder verrichtet. Auch wir sollen Wasser in Wein verwandeln. Wasser ist, so unentbehrlich und für den Dürstenden erquickend es auch sein mag, doch auch wieder das Gewöhnlichste und Werthloseste, das jeder, ohne einen Preis dafür zu zahlen, haben kann und das auch im dürftigsten Haushalte nicht fehlt. So ist es denn hier ein Bild für das Alltagsleben. Wir sollen das Alltagsleben verwandeln in Weihestunden. Auch das Kleinste und Unscheinbarste in unserm Leben, auch die äußerlichste und härteste Arbeit der Hände, auch die niedrigste, die-

nende Stellung, die wir einnehmen, ist einer solchen Wandlung fähig. Wir sollen, in welch engem Kreise dieser Endlichkeit wir auch eingeschlossen sein mögen, das unendliche, ewige Ziel in unserer Seele tragen und all unser Streben auf dieses Ziel richten und alle Endlichkeit durchdringen mit den göttlichen Kräften unsers Gemüthes. Also soll das Haus- und das Familienleben, des Hauses wechselnde Sorgen und der Kinder Erziehung, also die heitern Freuden der Geselligkeit und der Freundschaft inniger Bund, also unsere tägliche Berufsarbeit im Kleinen wie im Großen und unser Leben und Wirken im Staat in hingebender und opfernder Treue an dem großen Ganzen, zu einem Heiligthum werden, zu einem stillen Gottesdienste auch ohne Worte und äußerliche Geberden. All unser Arbeiten und Genießen, unser Schaffen und Ausruhen, alle mühselige Erfüllung unserer Pflichten und alle fröhlichen Mußestunden sollen wie die Pflanze zum Sonnenlichte, also zum ewigen Lichte sich wenden; all unser Alltagsleben soll göttlich geweihet werden.

Und laßt mich deutlicher sagen, wie ich es meine. Nicht an den Sonn- und Festtagen allein sollen wir diese Weihestunden feiern, denn unser Christenthum ist nicht nur ein Sonntagschristenthum; vielmehr all unsere heißen Werk- und Arbeitstage sollen zugleich Tage der Freude, der Sonne und des Auferstehens des Geistes sein und einen Labetrunk uns reichen aus der ewigen Freudenquelle. Nicht in den hohen und weiten Kirchen und Domen allein soll dieser Freudenwein des Evangeliums uns geschenkt werden, nein! oft vielmehr in dem engen und niedrigen Hause, an dem einfachen Familientische, in der stillen und treuen Liebe, die hier waltet, in dem fröhlichen Gedeihen der Kinder, die der Aeltern Herz erquicken. Und nicht in der lauten Predigt des Wortes allein thut sich der Born der Freude uns auf, oft vielmehr in der stillen Predigt des Werkes, nicht allein in

den öffentlichen Gottesdiensten, oft vielmehr in den geheimsten Liebes- und Gottesdiensten. Oh! Wie vieles gibt es, das kein Wort verkündet und das doch viel inniger und mächtiger als das herrlichste Wort die inwohnende Liebe kundthut unserm Herzen! Ein Blick, Ein dankbarer Händedruck, Ein inniges Sich-anschließen, Ein freudiges Aufwallen der Seele! Und wie wenig äußerer Gaben und Güter bedarf es, um des Geistes Aufschwung zu dienen, um der Freude Feuerwein uns zu reichen. Ihr wißt es ja, es waren die Wasserkrüge der Noth, die mit Wein gefüllt wurden! So ist es denn ein sicheres Zeichen des wahren Christen und eine ernste Frage an einen jeden unter uns: Kannst auch du Wasser in Wein verwandeln? Kannst du reich sein mitten in Armuth? Deine Seele in Ruhe wiegen, wenn dein Schicksal in Aufruhr ist? Kannst du unter den Lasten des Berufes, in den Entbehrungen der Noth zu frohen Festesstunden dich erheben, die du in dem Kreise der Deinen, oder in der schönen Natur feierst, und in denen du dich stark machst für des Werktags Mühen? Kannst du dich noch wahrhaft und kindlich freuen und in dieser Freude dich erheben über alle Erdennoth? Oh! Denket daran: Nicht zu Jerusalem im Glanze der Hauptstadt, in dem verachteten und entlegenen Galiläa, in dem kleinen Flecken, untern den Kindern des Mangels, that der Herr dies Wunder der Verwandlung!

Und er thut es noch immer unter uns! Er verwandelt die Thränenkrüge der Noth in Freudenwein. Er hat uns alle zu seinem hochzeitlichen Mahle geladen, auch die Armen, die Kranken, die auf dem Wege liegen, er spricht zu uns allen: „Kommet her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, denn ich will euch erquicken.“ Amen.

28.

Die Gnadenfrist.

Ihr erinnert euch wol noch des schönen Bildes aus dem Propheten Jeremias, das ich euch schon einmal vor die Seele geführt habe, da derjenige, welcher seine Zuversicht auf den Herrn stellt, verglichen wird einem Baume, gepflanzet an den Wasserbächen, der grünet auch wenn die Hitze kommt und seine Frucht bringet auch in dürren Jahren. Ebenso vergleichet auch der Herr öfter das Reich Gottes im ganzen und großen, wie jede einzelne Menschenseele in ihm, einem Gewächs, das keimet und sich entfaltet, einem Samenkorn, aus dem die reife, Nahrung gebende Aehre emporsteigt, einem Weinstock mit seinen Reben, einem Baum mit seiner Frucht. Und überall sehen wir, wie es ihm vorzugsweise als auf das höchste Ziel des Wachsens und Strebens, als auf das einzige rechte Maß der sittlichen Beurtheilung der Menschen, auf die Frucht ankommt. Das ist ein folgenreicher und beherzigenswerther Gedanke, wie er am klarsten ausgesprochen ist in jenem bekannten und oft angeführten Wort: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Ein guter Baum kann nicht arge Früchte bringen und ein fauler Baum kann nicht gute Früchte bringen.“ Hier wird ja offenbar und ganz unwidersprechlich das Christenthum der That, das prak-

tische Christenthum als das höchste, als das allein werthvolle bezeichnet. Und, fragen wir weiter, welche sind denn die guten Früchte im Unterschiede von den argen, so geben schon die unmittelbar folgenden Worte die Erklärung, in denen es heißt: „Es werden nicht alle, die zu mir sagen: Herr, Herr, in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel. Es werden viele zu mir sagen an jenem Tage: Herr, Herr, haben wir nicht in deinem Namen geweissagt, haben wir nicht in deinem Namen Teufel ausgetrieben, haben wir nicht in deinem Namen viele Thaten gethan? Dann werde ich zu ihnen sagen: Ich habe euch noch nie erkannt, weichet alle von mir, ihr Uebelthäter.“ Aber deutlicher noch wird aus einer andern Stelle, einer der herrlichsten der ganzen Schrift, die Unterscheidung Christi zwischen den mancherlei Früchten, zwischen den werthlosen und den werthvollen Thaten, zwischen jenem Bekenntniß der Worte: Herr, Herr, den Weissagungen und Wundern in seinem Namen, und dem Bekenntniß der Liebe, ich meine jene Rede des Herrn im 25. Kapitel des Matthäus, die wir nie vergessen sollten, da er die Gesegnete Gottes und Erben seines Reiches nennt, die ihn aufgenommen auch ohne es zu wissen, die ihn bekannt in dem großen menschlichen Bekenntniß der helfenden Liebe, die ihn selbst gespeiset, getränket, beherbergt, bekleidet und besuchet in seiner Krankheit und Gefangenschaft, ihn in den Brüdern! Die ohne seinen Namen zu nennen, ohne sich auf ihn zu berufen, ohne mit ihm zu prunken, ihm angehörten, ihm dienten, ihn liebten in den Brüdern!

Text: Luk. 13, 6—9.

Er sagte ihnen aber dies Gleichniß: Es hatte einer einen Feigenbaum, der war gepflanzet in seinem Weinberge; und kam, und suchte Frucht darauf, und fand sie nicht. Da sprach er zu dem Weingärtner:

Siehe, ich bin nun drei Jahre lang alle Jahre gekommen, und habe Frucht gesucht auf diesem Feigenbaum, und finde sie nicht; haue ihn ab; was hindert er das Land? Er aber antwortete und sprach zu ihm: Herr, laß ihn noch dies Jahr, bis daß ich um ihn grabe, und bedünge ihn, ob er wollte Frucht bringen; wo nicht, so haue ihn danach ab.

An zwei andern Stellen noch begegnen wir dem ebenverlesenen Gleichniß, bei den Evangelisten Matthäus und Markus. Freilich in einer andern, wesentlich umgestalteten Form. Es ist aus der Gleichnißrede eine wirkliche Geschichte gebildet, ein Ereigniß, welches dem Herrn selbst begegnete und das in der Gestalt, wie es uns erzählt wird, jedenfalls auffallend und schwer verständlich ist. Der Herr wandelt hier auf dem Wege von Bethanien nach Jerusalem. Und da ihn hungert, geht er hinzu auf einen Feigenbaum, der am Wege steht, um sich an seiner Frucht zu laben. Da er aber statt der Früchte nur Blätter findet, verflucht er den Baum, sodaß er alsbald verdorret. So schwer es uns nun wird, die Rechtfertigung für ein solches Strafwunder des Herrn, für diesen Fluch an dem schuldlosen Baum zu finden, um so mehr, da beim Markus ausdrücklich hinzugesetzt wird, „denn es war noch nicht die Zeit für die Feigen", so leicht erkennen wir, daß die ganze Geschichte wesentlich einen sinnbildlichen Charakter hat und ungefähr dieselbe Bedeutung wie unser Gleichniß.

Dies Gleichniß nun betont zuerst ebenso wie jene Geschichte den Unterschied zwischen der Frucht und den Blättern, es fordert Früchte von dem Fruchtbaum und verkündet Strafe allen denjenigen, welche keine Frucht tragen, daß sie abgehauen und ins Feuer geworfen werden. Aber es enthält noch einen andern Gedanken, den des langmüthigen Erbarmens Gottes, seiner großen, immer erneuten Geduld. So lasset uns denn

heute näher betrachten, zuerst des Baumes **Pflege** oder des Herrn **Geduld**, sodann des Baumes **Frucht**.

Der Feigenbaum, gepflanzet in dem Weinberge, gesondert von den wilden Bäumen allen, entzogen den verheerenden Angriffen der Thiere des Feldes, überwiesen der Aufsicht und Pflege des Weingärtners, das soll offenbar zunächst das Volk Israel sein, das auserwählte, das vor vielen begnadigte, dem Gott sich zuerst als der Eine, der unsichtbare, der Gott des Geistes offenbaret hat. Dem er in den Patriarchen die Vorbilder des Glaubens erweckt, durch Moses den Zaum seines Gesetzes angelegt, das er durch die Propheten zur Buße und Umkehr ermahnt, das er mit den reichsten Glaubenskräften ausgerüstet, durch wunderbare Geschicke hindurchgeführt, durch die Knechtschaft Aegyptens, durch die Wüste, durch den Kampf mit den feindlichen Stämmen Kanaans, mit den großen Weltreichen umher, Assyrien, Babylonien, Persien, das er aus allen Gefahren errettet, aus allen Niederlagen wieder erhoben, aus der langen Gefangenschaft zurückgeführt, das er begleitet mit seinem Schutz und seiner Liebe, dessen er sich immer und immer wieder erbarmet, ob es seine Frucht bringe. Und dieser Baum verdorrte! Aber, meine Freunde, ist Israels Geschichte nicht auch ein Stück unserer Geschichte? Hat Gott nicht auch so viele unter uns gleichsam von früh an auserwählet und ausgesondert von den wilden Feigenbäumen des Feldes und in seinen Weinberg gepflanzt und durch ein Gehege geschützt, und der Aufsicht des Weingärtners anempfohlen, den frommen Aeltern, den sorgsamen Lehrern und Erziehern, uns übergeben den stillen Segnungen des Hauses, der Schule, der Kirche mit all ihren überwachenden und belebenden Kräften? Hat er nicht mit unermüdlicher Geduld auch bei uns gewartet, ein Jahr nach dem andern, daß wir unsere Frucht bringen? Ein Jahr nach

dem andern, drei Jahre hindurch, drei Lebensalter! Und da das erste Jahr vorüber, die Kindheit, das erste Gnadenjahr an unserer Seele, wie bei so manchen war da kein Fruchtkeim; viel schöne Anlagen wol, viel froher Lebensgenuß, viel reges Empfinden und Streben, aber kein starker Fruchtkeim, kein fester Lebenskern, keine sichere Hoffnung. Alles noch weich und unbestimmt, bildsam zum Bösen wie zum Guten, beides noch nebeneinander, den Einwirkungen von außen, den Menschen, den Schicksalen unterthan! Wir sorgen und verzagen doch noch nicht; auch wir Menschen, wenn wir in diesem Lebensalter den Fruchtkeim noch nicht sehen bei dem Kinde, ob er auch bei andern schon sicher erkennbar ist, wir warten nur oft zu sorglos auf das nächste Gnadenjahr!

Wie rasch ist auch dies vorübergezogen! Die Jahre der blühenden Jugend, der Sinnenreize und Sinnengenüsse; die Jahre selbständiger Entwickelung, freiern und weitern Verkehrs mit den Menschen, mit dem Leben, seinen mannichfaltigen Anregungen, seinen Geist und Herz fesselnden Gewalten, seinen Irrthümern, seinen Verführungen, freiern und weitern Schauens in allen Gebieten der Erkenntniß; die Jahre der Wahl des eigenen Lebensberufes und der Vorbereitung für ihn, die Jahre der Freiheit, der noch durch enge Pflichten nicht beschränkten Freiheit, die Jahre der Hoffnung, der Begeisterung!

Wie bald sind auch sie vorübergegangen! Und wieder bei so vielen hat sich keine Frucht angesetzt! Vielleicht ist der Beruf schon gefunden, ja schon der Grundstein des eigenen Hauses gelegt, und doch ist das Lebensziel nicht gesteckt und des Lebens Ernst nicht eingekehrt und die Liebe nicht befestigt zur Treue! Noch hat der Baum keine Frucht getragen. Und es kommt nun schon das dritte Gnadenjahr! Das Jahr der Reife und der Erfahrungen, der Arbeiten und der Prüfungen,

der engen Gebundenheit und der heiligen Pflichten, im Hause wie im Beruf, da wir bewähren sollen die Macht des guten Geistes, der mit seinem Frieden überall waltet und schirmet unter unserm Dach, die Macht der Liebe, der starken, alles tragenden; da wir bewähren sollen den Geist des Rechtes und der Ordnung in der Erfüllung aller unserer Pflichten, auch der kleinsten, in der Gewissenhaftigkeit, mit welcher wir unserm Berufe leben und überall die Rechte anderer heilig halten und überall uns selbst und den eigenen Vortheil unterordnen dem Wohle des großen Ganzen!

Dies Gnadenjahr ist das längste und reichste, das Jahr, da nach menschlicher Beurtheilung die Frucht reifen muß. Unser Erbarmen, unser Hoffen, unser Urtheil über die Menschen ist gemeiniglich mit diesem Jahre zu Ende. Wir schließen die Rechnung. Nicht so bei dem Herrn des Weingartens, der den Feigenbaum selbst gepflanzt. Und es scheint nur so in unserm Gleichniß, als ob auch er kein Erbarmen mehr habe, da er spricht zu dem Weingärtner: „Haue ihn ab, was hindert er das Land.“ Aber wer ist denn dieser Weingärtner, der Fürbitte einlegt für den Baum? Doch niemand anders als Christus, den Gott selbst in seiner erbarmenden Liebe in die Welt gesandt, um sie zu erretten. Gott selbst, der Herr des Weingartens ist es, der sich erbarmet und der dem von ihm Gesandten das Wort der Fürbitte in das Herz gibt und auf die Lippen legt. Es ist derselbe gütige Gott, der noch in der elften Stunde suchet und einladet und spricht: Kommet in meinen Weinberg, arbeitet nur noch Eine Stunde, auch ihr empfanget euern Lohn. Es ist derselbe gütige Gott, der dem verlorenen Sohn entgegengeht und ihn in seine Arme schließt und spricht: „Du bist mein.“ Es ist derselbe gütige Gott, der die Axt nicht an den dürren Baum legt, sondern spricht:

Wohlan, ich will noch ein Jahr warten. Ja! Das merket wohl! Gottes Erbarmen ist nicht wie das der Menschen. Es ist unergründlich und ohne Maß. Gottes Wege sind nicht wie die der Menschen, sondern geheimnißvoll nahet er sich und wie auf einmal tritt er aus dem Dunkel vor unsere Seele! Gottes Herz ist größer als das Menschenherz! Gottes Auge schaut in die dunkeln Tiefen der Seele und sieht die Fruchtkeime sprossen, die unserm Blicke verborgen. Gottes ewige Liebe kennet nicht die Länge der Zeit, der Jahre und der Jahrhunderte und wird nicht müde, und gibt nicht verloren und ist langsam zum Strafen und eilend zum Vergeben. Er gibt nicht verloren die Völker, sondern richtet wunderbar die schon erstorben scheinenden wieder auf, vielleicht nach langen und uns unbegreiflichen Umwegen, nach Jahrhunderten die Volksseelen erweckend aus dem Schlafe; er gibt nicht verloren die Seelen der einzelnen, sondern gräbt von neuem den Boden um, in dem der Baum gewurzelt ist, daß er noch seine Frucht trage. Er gräbt den Boden um mit dem scharfen Grabscheit der Erfahrungen, der Prüfungen, der Trübsale, der Entsagungen; er erweichet den harten Acker des Herzens und verdoppelt die Mittel seiner Gnade. Noch ist der Baum nicht völlig vertrocknet; noch ist der Lebenssaft nicht entwichen, noch sprosset hier und da ein grünender Zweig.

Und doch ist sein Ernst und seine Gerechtigkeit so groß wie seine Langmuth und Liebe. Das saget uns jenes Wort: „Haue ihn ab, was hindert er das Land.“ Dies Wort ist erfüllet im großen wie im kleinen. In der Geschichte der Völker wie in den Familien und der einzelnen Seele. Also sind ganze Völker abgehauen und untergegangen, die verdorreten in Herzenshärtigkeit, die erstarben in leerem Wahn, sodaß nichts übrigblieb als das todte Holz für das Feuer des Welt-

gerichts. Also ist abgehauen und untergegangen das jüdische Volk, das einst so hoch begabte, hoffnungsreiche, aus dessen Mitte der Heiland der Welt geboren wurde, und das doch selbst als ein einiges Volk verschwinden sollte vom Erdreich, dessen Glieder heimatlos irren sollten, zerstreuet unter alle Völker. „Was hinderst du das Land", so sprach Gott zu diesem Volk, das sich verhärtet hatte in starrem Gesetzesdienst, in unbezwingbarem, geistlichem Hochmuth; „ich will ein neues Reis pflanzen in die Weltgeschichte, und neue Völker berufen, die das Evangelium aufnehmen in den Tiefen des weichen und empfänglichen Herzens, und die Frucht der Liebe tragen". „Was hinderst du das Land?" Das ist ein furchtbares, richtendes Wort und doch so wahr bei aller Schwere des Vorwurfs. Du, der du keine Frucht trägst in deinem Leben, bist nicht unnütz und überflüssig allein, du hinderst auch das Land. Du störest und verdirbst die, welche um dich her stehen; auch die, welche in deine Nähe gepflanzet sind, können nicht gedeihen. Da ist kein gutes, fruchtbares Land, wo die Wurzeln deiner Gesinnungen sich ausbreiten unter der Erde, wo deine leichtfertigen Gewöhnungen und deine gewissenlosen Worte die zarten Seelen deiner Kinder schon umranken; da ist kein gutes, fruchtbares Land, wo die dichten, fruchtleeren Blätter deines eiteln, gemüthlosen Treibens die Sonne der Liebe verdecken, daß auch die Herzen derer unerwärmt bleiben, die deiner Pflege und Hülfe anbefohlen sind.

Wohlan denn — so fragen wir weiter: Welcher ist denn der gute Baum, der seine Frucht trägt, und welche ist diese Frucht?

Nicht die schönen, grünenden Blätter sind es, auf die es ankommt. Wir sahen wol in unserm Leben schon manchen Baum so grünen, in einer Fülle saftiger Blätter, der schön war anzuschauen und in Gesundheit zu strotzen schien und doch keine

Früchte trug. Wir sahen nicht die Dürre im Innern des Stammes, wir glaubten er gedeihe. Und doch erschöpfte sich alle seine Kraft in den Blättern. In den Blättern der schönen Worte und der äußerlichen Angewöhnungen und der anständigen Sitten, des Wohlseins im irdischen Behagen. In den Blättern der frommen gesalbten Worte und der angelernten Glaubensformeln und des regelmäßigen Kirchenbesuchs und des Herr, Herr Sagens und des vielen Dankens und Preisens.

Wir sahen schon in unserm Leben manchen Baum, der nicht nur grünete in seinen Blättern, der auch mit dem schönsten Schmuck der Blüten angethan war und eine reiche, gesegnete Ernte verhieß. Mit allen den Blüten des Geistes in Wissenschaft und Kunst, mit Kenntnissen aller Art, mit mannichfaltiger Bildung zu schönem und edelm Lebensgenuß. Der auch geschmücket war mit zarten und weichen Empfindungen, mit den Blüten frommer Rührungen und mit dem Thau der Thränen auf diesen Blüten. Und der doch keine Frucht trug. Dessen Blüten hinweggewehet wurden von dem kalten Nordwind harter Schicksale und nicht zu widerstehen vermochten den strengen und gewaltigen Aufgaben der Pflicht, dessen Blüten im Keime erstarben, da alle die schönen Empfindungen ohne Ernst, ohne Kraft, ohne die That der Selbstüberwindung waren.

Das sind die Blätter und die Blüten an dem Baume unsers Lebens! Das ist das Christenthum der Worte, der Glaubensformeln, der kirchlichen Gebräuche, der frommen Empfindungen, der Rührungen, der Thränen.

Oh! das alles gehört ja mit zum Christenthum; wie möchte denn der gesunde Baum der Blätter und Blüten entbehren, wie möchte die Frucht sich bilden, wenn nicht aus dem Schos der Blüte? Und doch auf die Frucht allein kommt es an, sie allein ist die Bewährung, die Vollendung des Christen-

thums. „Daran soll man erkennen, daß ihr meine Jünger seid", spricht der Herr, „daß ihr euch untereinander liebhabt." Das sind die Gesegneten Gottes, spricht der Herr wieder, die mich aufnehmen in den Brüdern. Und welche ist denn diese Frucht? Könnet ihr noch fragen, die ihr das köstliche Wort des Apostel Paulus kennet: „Die Frucht des Geistes aber ist die Liebe." Die Frucht ist ja aus dem Leben und Saft des Baumes erwachsen, sie ist all dieses Wachsens Abschluß und gereiftes Ziel, sie ist endlich wieder des Lebens erquickende Speise. Die Frucht der Liebe ist erwachsen aus dem vollen Leben, aus den besten und edelsten Säften und Kräften, aus der innersten Gesinnung des Menschen! Das ist wol etwas anderes als die todten Werke, nicht nur als die todten Werke der katholischen Kirche, die kirchlichen Ceremonien und Büßungen; auch etwas anderes als alle die todten, nicht aus der Gesinnung geborenen Werke, als all die äußerliche Rechtschaffenheit und Ehrbarkeit, die gleichet Früchten äußerlich an den Baum gehängt, welche nicht auf ihm selbst erwachsen sind. Die Frucht der Liebe ist wol etwas anderes, als ein vorübergehendes, hohes und begeistertes Streben, sie ist das letzte, einige, gereifte Ziel, sie sammelt in sich alle andern Kräfte des Geistes, sie befestigt und verbindet sie alle in Eintracht, sie trägt in sich des Lebens ganzen und heiligen Ernst.

Die Frucht der Liebe ist wol etwas anderes als der fallende Blütenschmuck glänzender Gaben, sie verblühet nicht mit der Zeit, sie ist treu und unvergänglich und wird gesammelt in die Scheuern der Ewigkeit. Sie pranget nicht äußerlich, sondern ist still und anspruchslos in ihrem Walten, aber sie ernährt und erquickt das bedürftige Leben. Also ist die Liebe die süße und nährende Frucht des ganzen Christenthums, die reife Frucht an dessen weithin schattendem Lebensbaum, wie der Glaube die starke,

bis in die Gottheit hinabgehende Wurzel ist. Und diese Frucht der Liebe, soll sie nicht an allen Zweigen unsers Lebens wachsen? Soll sie uns nicht erquicken in unserm Hause, in unserm Berufe, in dem weiten Kreise des Menschenverkehrs, überall unsere tägliche Freude und tägliche Speise sein?

Treten wir ein in das Haus, da das Christenthum seine Frucht trägt! Hier wohnet der Friede. Hier halten alle zusammen in treuem, festem Bunde. Sie alle sind ja umschlungen von dem Einen Bande der Liebe. Hier herrschet die Zucht des Geistes in Ernst und in Freundlichkeit, in Arbeit und in heitern Stunden, in Gehorsam und Freiheit, und der gebietet, thut es ohne Herrschsucht und Härte, mit gütigem Sinn und mildem Wort; der gehorchet, thut es ohne Murren, willig und gern. Jeder kennt hier seine Stelle und seine Pflicht, geräuschlos und in ungestörtem Einklang mit den andern übt ein jeder die seine. Aber — da wo ein Glied leidet, da leiden alle mit, — da, wo eins erkrankt ist, sorgen sie alle, da, wo eins unglücklich ist, da helfen und tragen sie alle. Da, wo eins abzuirren versucht ist von dem rechten Wege, führen die andern es zurück in den Kreis der Liebe und befestigen es von neuem in der edeln Sitte und dem guten Geist des Hauses, der sie alle durchdringt. Und da, wo gemeinsam die Noth und Entbehrung zu tragen ist, entsagt ein jeder gern mit heiterm Muth, hoffend auf die bessern Tage und stark in dem Gefühl der festverbundenen Gemeinschaft.

Treten wir mit ein in den Beruf des Mannes, dessen Lebensbaum seine Frucht trägt. Auch hier wieder ist es die Frucht der Liebe. Aber es ist die Liebe in einem andern Sinne, in einer größern weithin gehenden Wirksamkeit; es ist die Liebe, welche geschöpfet hat aus der ewigen göttlichen Quelle und welche zurückströmet zu ihr. Es ist die Liebe zur Wahrheit, die Liebe

zum Recht, die heilige Begeisterung für die ewige Wahrheit und das ewige Recht, das mit seinem Licht in dieser Erdenwahrheit und in diesem Erdenrecht widerscheint; das ein jeder von uns in seinem Berufe, nach seiner Kraft und seiner Einsicht vertreten soll ohne Furcht, ohne Aufhören, ohne Ermüden. Oh! glaubet nicht, daß regelmäßiger Fleiß und äußerliche Genauigkeit in den Geschäften und Betriebsamkeit schon Pflichterfüllung, gewissenhafte Pflichterfüllung sei. Nein! auf die unerschöpfliche Liebe zur Wahrheit, auf die unbeugsame, gewissenhafte Liebe zum Recht und auf die Freudigkeit und Freimüthigkeit, mit welcher wir ohne alles Ansehen und nach allen Seiten hin dieser Liebe einen Ausdruck geben, in Wort und That, — darauf kommt alles an. Nur wer von dieser heiligen Liebe getrieben wird und sie treu und bis ins kleinste und einzelnste erfüllt, trägt seine Frucht. Das ist eine süße und erquickende Frucht, an der viele zehren. Das ist eine Geistesspeise für die Mitlebenden wie für die nachfolgenden Geschlechter!

Und nun endlich tretet mit mir noch ein in den großen Verkehr der Menschen! Der über die Grenzen des Berufes hinausgeht, über den bestimmten Kreis unserer Pflichten, den Kreis derer, die uns Gott zunächst zugewiesen hat. Der hinausgeht auch über Glaubensgenossenschaft und Vaterland in die weiteste Genossenschaft der großen Menschheit. Auch hier wieder ist die Frucht unsers Lebens und Wirkens die Liebe! Und hier ist es die erbarmende, die helfende Liebe. Die die Hungerigen speist und die Dürstenden tränket und bekleidet die Nackenden und besuchet die Kranken und die Gefangenen. Hier findet jenes Wort des Herrn seine eigenste Erfüllung.

Oh! meine Freunde, ich führe euch heute nicht in diese

Hütten des Elends, zu den Hungernden und Entblößten und Frierenden. Ich gemahne euch nur an jenes Wort: „Das sind die Gesegneten des Herrn, das sind die Erben meines Reiches, die mich aufnehmen in den Brüdern!“ Wir aber alle wollen uns still und ernst die Frage vorlegen: Gleichst du dem guten Baum, trägst du die Frucht der Liebe? Amen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schwarz, Karl,

Predigten aus der Gegenwart

Bd.: 4

Leipzig 1868

Hom. 1418 s-4

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10461931-6